2738 Bibl. Mont

<36610495680013

<36610495680013

Bayer. Staatsbibliothek

2738 Bibl. Mont

<36610495680013

<36610495680013

Bayer. Staatsbibliothek

Kaiser
Friederich der Erste
mit seinen
Freunden und Feinden.

Ein geschichtlicher Versuch

von

Friederich Kortüm,
Professor an der Kantonsschule in Aarau.

Aarau 1818.
Heinrich Remigius Sauerländer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem Vaterlande.

Vorerinnerung.

Dunkler Ursprung, glänzendes Wachsthum und jammervoller Untergang haben den Hohenstaufen, durch großartige Eigenthümlichkeit ausgezeichnet, ein bleibendes Gedächtniß verschafft. Vom Stammvater an bis zum Jüngling Kunradin entwickelt sich ungewöhnliche, stets fruchtbare Kraft, welche, bald nach Aussen, bald nach Innen gerichtet, trotz scheinbarer Ausnahmen, den Zeitgenossen voreilt, und, obgleich oft von Leidenschaft geblendet, dennoch für eine Aufgabe, Freiheit des Geistes, so lange kämpft, bis der Einzelne dem Gewalthaufen weichen und erliegen muß. Es nimmt aber die Dienstbarkeit, der die Hohenstaufen feindlich entgegen treten, eine doppelte Richtung, indem theils die Selbstsucht Teutschlands Einheit gefährlich bedroht und Fürsten wie Adeliche mit übermäßiger Macht ausrüstet, theils Unwissenheit und Aberglaube das aufblühende Reich der Wahrheit zerstören wollen. Darum tritt auch die Gegenwehr in zwiefacher Gestalt auf; während Friederich I., von seines Volkes Herrlichkeit ergriffen, dem fast verachteten Kaiserthum Namen und Würde bringt, unternimmt der gleichartige Enkel einen ungleich schwereren Kampf mit den Vorurtheilen des Zeitalters. „Es werde Licht!" donnert der Herrscher; aber Dunkel bedeckt das Erdenrund; des Jahrhunderts Werk kann der Einzelne nicht zertrümmern; denn Eisen überwindet den Leib, der Geist fordert Ueberzeugung, diese langsam fortschreitenden Unterricht. Dergestalt gewinnt der erste Hohenstaufe das

Ziel seines Strebens; der zweite fällt, weil er dem Schicksale vorgreift und ohne sattsame Vorbereitung einen erhabenen Gedanken verfolgt; die Vernachläßigung des weltlichen, Teutschen Reiches gibt dem geistlichen des St. Petrus vollkommenen Sieg.

Dieser verschiedenen Kraftanstrengung, von zwei gleich großen Männern ausgehend, entspricht die Theilnahme der Zeitgenossen; Friederich I., von den Teutschen geliebt, vom Auslande geachtet, erregt bei seinem Tode allgemeine Trauer; Friederich II., jenseits der Alpen geboren und erzogen, sucht in der Wissenschaft Entschädigung für den Mangel an Liebe — und findet sie nicht; einsam wandert er durch das Leben. — Um jene Häupter des Hohenstaufischen Geschlechtes versammeln sich viele, mehr oder weniger selbstständige Gestalten, welche, nach Maasgabe der natürlichen Kraft und Stellung, bald feindselig, bald friedfertig auftreten.

Mit dem Hingange Friederichs des Zweiten beginnt ein furchtbares Menschenalter, das, zwieträchtig und reich an Unfällen, fast keine Ruhe gekannt hat; zwei Könige aus Staufischem Blute, mit dem Schwerte getödtet (Philipp und Kunradin), einer durch Gift gemordet (Kunrad IV.), einer im verzweifelten Kampfe gegen fremde Thronräuber erschlagen (Manfred), und bis auf eine weibliche Sprosse das ganze Haus vertilgt; Bürgerkriege mit beispielloser Wuth in Italien und Teutschland flammend, Ungeheuer auf den Thronen, und in den Städten Vater-,

Brudermord, Greise mit ihren Kindern dem Hungertode preisgegeben, Söhne vor den Augen der Mütter mit thierischer Mordlust hingerichtet, die Familienbande zerrissen, der Sohn dem Vater, der Bruder dem Bruder feindselig, zwei Parteien in einer Stadt, in einem Hause, blühende Ortschaften vom Feuer verzehrt, ganze Gemeinden in die Verbannung getrieben und vor fremden Thüren bettelnd; neben all' diesem Unheil verheerende Schwärme unbekannter Völker im Herzen Teutschlands, dieses selbst mit Mühe gerettet, dem Spiel der Leidenschaften und blutiger Bürgerzwietracht hingegeben, ja das Erbtheil Teutscher Nation, Treue und Glaube, vergeudet, fremde Fürsten auf dem uralten Kaiserstuhle, und der gefürchtete Germanen-Name von ewiger Vernichtung bedroht. Endlich, als Elend den höchsten Grad erreicht, als menschliche Hilfe unmöglich scheint, schreitet aus einsamen Gebirgslanden ein Mann hervor, der Teutschland, die Christenheit rettet und die Herrschaft des Gesetzes von neuem befestigt.

Dieser inhaltsreiche und denkwürdige Zeitraum, der etwa zweihundert Jahre umfaßt (1079 — 1273), hat eine vollendete, in allen Theilen abgeschlossene Gestalt; denn der Mißklang, welchen das herbe Schicksal der letzten Hohenstaufen hervorbringt, verschwindet, indem Rudolphs von Habsburg milde Besonnenheit Teutschlands Rachegeist beschwört und Procida's Sicilianische Vesper den Staufischen Helden ein sühnendes Todtenopfer darbringt.

Ich habe diese großartige Trilogie, welche das eilfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundert aufstellen, zum Gegenstand meines geschichtlichen Forschens erwählt, in der Hoffnung, es werde bei Beharrlichkeit und Gunst der Gelegenheit die Ausführung binnen einem Jahrzehend nicht unmöglich seyn. Vor Uebereilung mag eifrige Betrachtung der Römischen und Griechischen Meister bewahren, während der unerschütterliche Glaube an die Herrlichkeit meines Volkes das sicherste Mittel geben wird, neben der abgegriffenen Kehrseite des Lebens ein ewig jugendliches Götterbild zu erblicken.

Die vorliegende Schrift über Kaiser Friederich I. betrachte man als Ankündigung des eben erklärten Unternehmens, bedenke jedoch, daß der Verfasser, entfernt von Archiven, nur aus gedruckten Quellen schöpft, und eben deshalb jede Belehrung oder Mittheilung dankbar annimmt. Nur sollen ihm solche Menschen fern bleiben, die, der Wetterfahne des Glücks folgend, mit Gewandtheit aus einer Verpuppung in die andere schlupfen, und den erwachenden Hochsinn des Teutschen Volkes (los fieros Alemanes bei Cervantes im sechszehnten Jahrhundert) in den Frohndienst der Ausländerei zurückführen möchten. Aarau, den 27. des Weinmonats 1817.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Das erste Kapitel.

Seite.
Der Herren von Staufen Wohnsitz und Aufnehmen . . 4

Das zweite Kapitel.

Der Welfen Ursprung und Wachsthum 4

Das dritte Kapitel.

Von der Welfen und Hohenstaufen Zwietracht 8

Das vierte Kapitel.

Von den Thaten der Schwäbischen Herzoge aus dem Hause Hohenstaufen 12

Das fünfte Kapitel.

Von den Thaten Kunrads, des ersten Königs aus dem Hause Hohenstaufen 17

Das sechste Kapitel.

Von der Jugend und den ersten Waffenthaten Friederichs, genannt Barbarossa 22

Das siebente Kapitel.

Von dem Ausgange des Krieges, und wie König Kunrad in Bamberg gestorben 24

Erstes Buch der Geschichte Kaiser Friederichs I., genannt der Rothbärtige.

Das erste Kapitel.

Seite.

Wie Herzog Friederich III. von Schwaben König wurde, und was sich in den ersten Jahren seines Königthums zugetragen 28

Das zweite Kapitel.

Von der Wälschen Sitte, Denkart und Regiment um die Mitte des zwölften Jahrhunderts 36

Das dritte Kapitel.

Die erste Heerfahrt in das Land Italien 49

Das vierte Kapitel.

Der Veronesen Tücke und Lohn 61

Das fünfte Kapitel.

Wie K. Friederich die Angelegenheiten des Reiches ordnet 67

Das sechste Kapitel.

Wie der Kaiser eine neue Gefahr abwendet, und den Uebermuth des Pabstes Hadrian straft 72

Das siebente Kapitel.

Die andere Heerfahrt in das Land Italien 79

Das achte Kapitel.

Der Ronkalische Reimstag 89

Das neunte Kapitel.

Von einem neuen Span zwischen dem Kaiser und Pabst; von Mailands Abtrünnigkeit und schwerer Bedrängniß 95

Das zehnte Kapitel.

Die Belagerung von Crema 101

Das eilfte Kapitel.

Was zu Rom mit dem Pabstthum geschehen 111

Das zwölfte Kapitel.

Seite.
Wie Mailand bezwungen wird und den Teutschen gehorchen muß 114

Das dreizehnte Kapitel.

Wie die Lombardei von den Teutschen Vögten grausam gedrückt wird 123

Das vierzehnte Kapitel.

Von den Wirren in Teutschland, und wie der Kaiser die Ordnung herstellt 127

Das fünfzehnte Kapitel.

Der dritte große Heerzug in das Land Italien 131

Das sechszehnte Kapitel.

Was während der Italiänischen Kriege in Nordteuschland geschah, und wie die Slaven von Heinrich dem Löwen besiegt wurden 142

Zweites Buch der Geschichte Kaiser Friederichs I., genannt der Rothbärtige.

Das erste Kapitel.

Wie der Kaiser die Ordnung in Teutschland herstellt, und den Erzbischof Heinrich von Mainz in das aufrührerische Italien sendet 156

Das zweite Kapitel.

Die Belagerung der Stadt Ancona 163

Das dritte Kapitel.

Die vierte Heerfahrt in das Land Italien 169

Das vierte Kapitel.

Wie die Teutschen und Wälschen zu einem neuen Heerzuge rüsten, bei Lignano eine große Schlacht liefern, und darauf zu Venedig Waffenstillstand schließen. 177

Das fünfte Kapitel.

Wie das Welfische Haus gestürzt wird, und der Kaiser die verletzte Reichsehre rächt 184

Seite.

Das sechste Kapitel.

Inbegriff dessen, was der Kaiser Friederich während seines ganzen Regiments für des Teutschen Volkes innere Festigkeit und Blüthe unternommen hat 192

Das siebente Kapitel.

Wie der Kaiser mit den Lombarden zu Konstanz Frieden schließt 206

Das achte Kapitel.

Wie zu Mainz ein Reichstag gehalten wird 209

Das neunte Kapitel.

Wie der Kaiser seinen Sohn Heinrich vermählt, und eifrigst für des Reiches Wohlfahrt sorgt 212

Das zehnte Kapitel.

Was im Morgenlande begegnete, und wie der Kaiser Friederich zu einem Zuge wider die Ungläubigen rüstet 217

Das eilfte Kapitel.

Was den Kreuzfahrern in Griechenland begegnet . . . 227

Das zwölfte Kapitel.

Wie der Kaiser Friederich mit den Ungläubigen streitet, und im Lande Cilicien stirbt 234

Einleitung.

Das erste Kapitel.

Der Herren von Staufen Wohnsitz und Aufnehmen.

Fast da, wo die rauhe Alp, welche das Land Schwaben von Mittag nach Morgen und Mitternacht durchziehet, gegen Aufgang endiget, zwischen den fruchtbaren Thälern der Rems und Vils, erheben sich drei ansehnliche Bergspitzen, einsame Bruchstücke des höhern, längs dem Rhein und der Donau laufenden Gebirges. Der Stuifenberg, mit kahlem, nie bewohntem Rücken, übertrifft an Höhe und Umfang seine abendlichen Nachbaren, den Rechberg und Hohen-Staufen, von welchen jener etwa eine Stunde von diesem zwischen Mitternacht und Morgen emporsteigt. Der Hohe-Staufen, ungefähr zwei tausend Schuh über die Meeresfläche erhaben, Seiten und Gipfel beinahe kahl, von grauweissem, feinem Gesteine mit dünner Erddecke gebildet, endigt in eine Ebene von drei Morgen Flächeninhalt. Das Auge, welches sich gegen Aufgang wendet, entdeckt eine weite, mannigfaltige Landschaft: gegen Mittag ragen hinter dem lieblichen Vilsthal die Spitzen der Alp empor mit den Trümmern weiland starker Burgen, der Teck,

Neufen, Achalm, Hohenzollern; gegen Mitternacht zieht sich über den Gesichtskreis hinaus eine waldige Ebene, von Dörfern, Schlössern und Höfen belebt; auf der Abendseite schließt der Schwarzwald das wein- und kornreiche Land, welches von der Rems nnd Vils bis zum Neckar streicht [1].

Auf diesem Berge Hohen-Staufen erbaute, um das Jahr eintausend und neunundsiebenzig nach unsers Herrn Geburt, der Graf Friederich von Büren eine feste Burg, deren Mauern bis auf den heutigen Tag der Zeit Unbilden getrotzt haben. Es war aber der gleichnamige Vater des Bauherrn ein kühner, redlicher Ritter, und besaß am linken Ufer des Remsflusses, unweit der Stadt Gemünd, die Veste Büren, das Erbe unbekannter Ahnen. Gut und irdischer Segen nahmen zwar mit jedem Jahre zu; aber fünf hoffnungsvolle Söhne, Otto, Walter, Ludwig, Kunrad und Friederich, galten dem Freiherrn von Büren und seinem frommen, züchtigen Gemahl, der Elsassin Hiltegardis, für die höchste Wohlthat Gottes. Darum wurden auch die Jünglinge an Frömmigkeit, Muth, Bescheidenheit und alle Tugenden, so einen ritterlichen Mann zieren, frühzeitig gewöhnt; zumal der Erstgeborne, Friederich, durch regsamen, waidlichen Sinn, durch Fertigkeit in den Waffenkünsten und Verlangen nach einem ehrenhaften Namen, die elterliche Sorgfalt reichlich belohnte, und des Vorzeichens am Grabe Karls des Großen nicht unwürdig befunden wurde. Es zogen nämlich, wird erzählt, eines Tages alle fünf Brüder gen Aachen, um nach löblicher Sitte jener Zeiten, ihr junges Gemüth durch die Erinnerung an den ersten und größten Kaiser der Teutschen zu erheben. Mit frommem Schauer naheten sich die Söhne des von Büren der Grabstätte Karls, so ihm die dankbaren Freunde in der Kirche

unserer lieben Frauen zu Aachen bereitet hatten, standen lange, in stummer Andacht, vor dem Eingange des Gewölbes, schaueten auf Karls steinernes Bild und lasen die Inschrift, wie hier der große, rechtgläubige Kaiser begraben liege [2]). Da konnte sich Otto nicht länger halten, sondern rief mit Thränen im Auge aus: Sehet! Brüder, da ruhet Karl, der mannlichste unter den Teutschen! „O," entgegnete der lebhaftere Friederich, „wenn auch wir aus seinem Blute und von seiner Tugend wären!" Kaum waren diese Worte gesprochen, als sich Kunrad, wie von einem höhern Geiste erleuchtet, an den geliebten Bruder, der nach Karls Geschlecht verlangt hatte, wandte, und mit ernster Stimme sprach: „Friederich! dein Geschlecht wird auf Karls Stamm geimpft mächtiger aufblühen, denn irgend eines unserer Altvordern! Heil dir, dem Vater ruhmvoller Nachkommen!" [3])

Darnach schieden die Brüder in wunderbarer Stimmung von hinnen, und große, jugendlich kräftige Entwürfe schlugen Wurzel in ihrer Seele. Das bunte Gewühl des Lebens mochte zwar das Andenken an Kunrads bedeutsames Wort vertilgen; doch, daß es Wahrheit gemeldet hatte, lehrte die Zukunft. Denn Friederich ging nach dem Tode seines Vaters an den Hof Kaiser Heinrichs des Vierten, und gewann durch Tapferkeit wider die Feinde, und Leutseligkeit gegen die Freunde, solchen Ruhm, daß er als Graf reich begabt heimkehrte, und die Burg Staufen, fortan Stammesname, zu bauen begann. Während die Brüder frühe starben, oder ruhmlos blieben, hat der Graf Friederich, in den Jahrbüchern der schwäbischen Lande der Alte zubenannt, die Herrlichkeit seines Hauses täglich gemehrt, und endlich ausserordentliche Ehren gewonnen [4]). Anlaß dazu gab der furchtbare Kampf zwischen dem Fränkisch-

Salischen Geschlecht, aus welchem Kaiser Heinrich stammte, und dem Welfischen, dessen Ursprung von der dunkeln Sage, dessen Aufnehmen von der gewissern Geschichte aso erzählt wird.

Das zweite Kapitel.

Der Welfen Ursprung und Wachsthum.

In den Tagen, als Etzel, der Hunnen König, alle Lande vom Aufgang bis zum Niedergang mit dem Schrecken seines Namens erfüllte, zog Eticho, aus einem edlen Geschlechte Südteutschlands entsprossen [5]), an die waldbedeckten Ufer des Bodensees, und erbaute auf einer mäßigen Anhöhe die Veste Altorf, bald Mittelpunkt weitläuftiger und reicher Besitzungen. Denn Etichos Nachkommen leuchteten hervor, nicht minder durch Klugheit als Waffenruhm, also, daß Kaiser Karl der Große um das Jahr 748 Rudhard und Warin, die Grafen von Altorf, zu Kammerboten oder Verwesern des aufgelösten Herzogthums Schwaben ernannte. Warins Sohn und Nachfolger war Isenbard, ein sehr kriegslustiger Held, welcher, wenn das Waffengeräusch schwieg, durch die Jagd das unruhige Gemüth zu stillen pflegte. Als er einst diesem Lieblingsvergnügen folgte, geschah es, daß seine Gemahlin Irmentrud, Schwester der überaus schönen Kaiserin Hiltegarde, das Schloß Altorf mit einem zahlreichen Gefolge verließ, um in der reizenden Nachbarschaft zu lustwandeln. Da nun warf sich eine arme Frau aus Altorf der Gräfin zu Füßen, und flehte um ein Almosen für sich und ihre drei Kinder, welche vor etlichen Wochen geboren, ohne mildthätige Unterstützung sterben müßten. Irmintrud aber wurde zornig und sprach: „Weg von hier, unverschämte Lügnerin! Wie kann ein Weib, ohne

mehreren Männern zu dienen, drei Kinder auf einmal gebären? Entweder redest du unwahr, oder bist eine Ehebrecherin." Die Frau, durch so harte Rede erbittert, hob die Hände gen Himmel, und bat, daß die ungläubige Herrin binnen Kurzem so viel Knaben ans Licht bringen möchte, als Monden im Jahre wären. Das Gebet der beleidigten Unschuld fand Erfüllung: Irmentrud wurde zur Zeit, als ihr Gemahl am Hofe Karls des Großen weilte, Mutter von zwölf überaus gesunden Kindern. Erbittert durch das wunderbare Ereigniß, und der Worte, so sie vor einem Jahre gesprochen hatte, eingedenk, beschloß die Gräfin, den kräftigsten der Knaben aufzubewahren, die eilf andern aber in den benachbarten Fluß Schussen zu werfen. Schon wollte eine vertraute Dienerin den grausamen Befehl vollziehen, als Isenbard, durch plötzliche Sehnsucht nach der Heimath getrieben, am Ufer des obgenannten Flusses erschien, und die bestürzte Magd fragte, was der verhüllte Korb enthalte. Jene antwortete mit ängstlicher Stimme: „Welfen (d. h. junge Hunde), gestrenger Herr; die soll ich auf der Gräfin Befehl in dem Schussen ertränken!" Diese Worte vermehrten Isenbards Argwohn: er gebot, den Korb zu enthüllen. Da erblaßte die Dirne, fiel dem Herrn zu Füßen, bekannte ihre Missethat, und zog, da jener den Befehl wiederholte, das Leintuch ab. Als Isenbard die starken Knaben erblickte, sahe er das Zeichen Gottes, dankte ihm und sprach: „Schweige von Allem, was hier vorgefallen ist, und melde deiner Herrin, es sei geschehen, wie sie geboten habe! Sobald ein anderes Wort über deine Lippen kommt, soll derselbe Fluß, in welchem du mein edles Geschlecht vernichten wolltest, dein Grab werden!" — Darauf eilte er zu einem vertrauten Müller, welcher tief im Walde wohnte, und bat, für die eilf

Kinder, deren Abkunft niemand wisse, mit väterlicher Liebe zu sorgen; der Dienst würde reichlichen Lohn erhalten. Freudig gehorchte der Mann, und pflegte des anvertrauten Unterpfandes. Als nun das siebente Jahr begann, ließ Isenbard die Knaben köstlich kleiden und in die Burg Altorf führen, wo sich viele Ritter versammelt hatten, des Grafen Geburtstag zu feiern. Kaum erblickte Irmentrud die schönen Kinder, als sie, im Bewußtseyn der großen Schuld, dem Gemahl zu Füßen fiel, und unter vielen Thränen um Verzeihung flehete. Er aber sprach: „Stehe auf, Weib, und preise Gott, der so gnädig unser Geschlecht beschirmte. Von dieser Stunde an soll zum ewigen Gedächtniß derjenige unserer Söhne, welchen du dem Tode entziehen wolltest, Welf heißen, und die wunderbare That auf die späte Nachwelt bringen!“ [6])

Fortan wandten Vater und Mutter alle Sorgfalt auf die Erziehung der geretteten Knaben, von denen jeder durch besondere Tugend hervorleuchtete, niemand aber den Ruhm Graf Welf's I. erreichte, dessen schöne und edle Tochter, Judith, Kaiser Ludwig I. im Jahre 819 zur Gemahlin nahm. Derselbigen Bruder, Graf Eticho, war der Freiheit so zugethan, daß er seinen liebsten Sohn Heinrich, nachher zubenannt, mit dem goldenen Wagen, täglich ermahnte, das Erbtheil seiner Väter als ein freier Mann zu verwalten, und weder vom Kaiser, noch einem andern Fürsten lehenbare Güter anzunehmen. Lange gedachte Heinrich der väterlichen Weisung; doch zuletzt gab er dem Triebe nach Vergrößerung und den Vorstellungen seiner Muhme Judith nach, und beschloß, des Kaisers Lehnträger zu werden. Alsbald trat er vor jenen, der gerne in diesen Landen verweilte, und bat um so viel Aecker, als man in dem rechten Mittage mit einem goldenen Wagen

umfahren könnte. Lachend willigte Ludwig ein. Heinrich aber ließ durch geschickte Meister einen kleinen goldenen Wagen verfertigen, und an mehreren Stellen des Landes, welches er zu besitzen wünschte, etliche starke Rosse bereit halten. Dann setzte er sich in einen großen Rollwagen, nahm den kleinen goldenen auf den Schooß, und fuhr, als die Sonne hoch stand und Kaiser Ludwig schlief, so rasch um die Feldmarken, daß ein Pferd nach dem andern ermüdete. Vergeblich war die Anstrengung, einen fruchtbaren Berg unweit der spätern Stadt Ravensburg zu erreichen. Da stieg der Welfe ergrimmt vom Wagen, spannte eine weidende Stute ein, trieb diese mit Schelten und Peitschenhieben bis an den Fuß der Höhe, noch heute Mährenberg genannt, und forderte darauf vom Kaiser die versprochenen Lande. Durch diese List empfing Graf Heinrich viertausend Morgen zu Lehen. Als der graue Eticho vernahm, daß sein Sohn ein Fürstendiener worden, entwich er voll Kummer mit zwölf getreuen Freunden in die Wildnisse des Tyrolerlandes und erbauete im Orithal (Norithal, Eisakviertel) eine Einsiedelei, bald sein und der Begleiter Grabstätte [7]. Heinrich aber mit dem goldenen Wagen stiftete fortan, um den Schatten des Vaters zu versöhnen, Klöster und milde Anstalten.

Sein Sohn Rudolph verwaltete das ansehnliche Gut der Väter mit so großer Tugend, daß der Welfenname in den Schwäbischen und Baierischen Landen hervorleuchtete, durch Gerechtigkeit und strenge Behauptung freier Mannesehre wider die Anmaßungen ausländischer und einheimischer Gewalthaber, selbst wenn diese einen großen und dem teutschen Volke heilsamen Zweck verfolgten. Denn als in den Jahren 1024 bis 1039 der starkmüthige Kaiser Kunrad, zubenannt der Salier, das alte Fränkische Fürstenhaus zu nie gesehener Macht

erhob, und, um Teutschland durch Stärkung der Einheit Kraft zu geben, die Fürsten mit kühner Hand in die Abhängigkeit vom Reiche zurückführen wollte, da fand dieses keinen gefährlichern Widersacher, als den Sohn des obgenannten Grafen Rudolph, Welf den Zweiten. Verbunden mit Ernst, Herzog von Allemannien, stritt er tapfer, aber zuletzt unglücklich, wider die kaiserlichen Schaaren, plünderte Augsburg, brach in Schwaben, dessen größter Theil mit Feuer und Brand erfüllt wurde, viele Burgen, und entzündete dadurch den unglückseligen Haß zwischen dem Welfischen und Salisch-Waiblingischen Hause. Denn der Kaiser Kunrad ergrimmte, daß die Fürsten und Ritter seine Absicht mißkannten, nahm ein großes Kriegsvolk, demüthigte den Herzog Ernst, und zwang desselben Waffenbruder Welf, auf etliche Jahre das väterliche Erbtheil zu verlassen, und als Verbannter im fernen Lande das Andenken an den Bodensee und das neu erbaute Schloß Ravensburg zu nähren. Diese Kränkung erbitterte den Welf so, daß er bis an das Ende seiner Tage ein Feind des Kaisers blieb, und den Groll gegen das Fränkische Haus auch seinem Sohn, Welf dem Dritten, als das heiligste Vermächtniß hinterließ [8]).

Das dritte Kapitel.

Von der Welfen und Hohenstaufen Zwietracht.

Dieweil nämlich Teutschland durch den Kampf zwischen alten und neuen Gedanken die Freiheit in weltlichen als geistlichen Dingen erhalten sollte, bestieg nach Kunrads Tod sein Sohn, Heinrich der Schwarze oder Dritte, den Thron Karls des Großen, stritt klug, beharrlich, und darum auch glücklich für das kaiserliche

Ansehen, drängte weltliche und geistliche Herren in die überschrittenen Schranken zurück, und war fast am Ziele der kühnen Entwürfe, als sie ein schneller Tod im Jahre 1056 vereitelte. Jedoch schien durch Heinrichs großmüthiges und verständiges Betragen gegen einzelne mächtige Fürsten die Quelle der Zwietracht auf immer verstopft zu seyn. Denn er hatte dem Grafen Welf das Herzogthum Kärnthen sammt der Markgrafschaft Verona übertragen, und dadurch aus einem Feind einen getreuen Freund geschaffen. Fortan vergaß der Welf allen Hader, und wurde ein starker Schirm des Reichs; aber ein Jahr vor des Kaisers Tod schied er, noch jung und kinderlos, von dieser Welt (1055). Somit fielen alle Welfischen Güter an des Herzogs Schwester Kunigunde, Gemahlin des Markgrafen Adelbert (Azzo) von Ligurien, und Mutter eines einigen Sohnes Welf IV., der an den Wirren des Reiches lebhaften Theil genommen hat. Die Kaiserin Agnes nämlich, ein kluges und muthvolles Weib, hatte nach dem Tode Heinrichs des Dritten die Vormundschaft des fünfjährigen, gleichnamigen Sohnes übernommen. Wohl kundig der Maßregeln, welche in Rom der Kardinal Hiltebrand ersann, um die Kirche über Kaiser und Könige zu erheben, suchte Agnes die Einheit des Teutschen Volkes durch strenge Gerechtigkeit und Wiederherstellung der herzoglichen Gewalt zu gewinnen. Daher verlieh sie das Herzogthum Baiern ihrem Günstling Otto von Nordheim, das Herzogthum Kärnthen dem Zäringer Berthold, und Schwaben ihrem Schwiegersohne Rudolph von Rheinfelden. Aber entweder durch die Mannigfaltigkeit ihrer Bestrebungen verwirrt, oder durch angeerbten Haß geblendet, vergaß die sonst kluge Frau, das Geschlecht der Welfen mit dem ihren auszusöhnen, und dem Sohne der Welfin Kunigunde ein Fürstenthum

zu geben. Auch beleidigte sie durch strenge Verwaltung des Regiments den Stolz mancher Großen, besonders des Erzbischofs von Köln Hanno, der, einverstanden mit vielen mißvergnügten Herren, den jungen Heinrich im Jahre 1162 entführte, und Anlaß wurde, daß die Kaiserin der Welt entsagte, und im heiligen Rom die letzten Tage eines unruhevollen Lebens der Andacht weihete. Unterdessen wurden die großen Anlagen ihres Sohnes unter den Händen des herrschsüchtigen, strengen und verschlossenen Hanno vergeudet. Solches gewahrte Adelbert, ein prächtiger, vielgewandter, der Lust und dem Kaiserthum ergebener Mann, und entführte den verwaisten Knaben, der nunmehr an einem glänzenden Hofe lernte, daß einem Könige sein unumschränkter Wille das Hauptgebot seyn müsse, dem Volke aber blinder Gehorsam zieme. So zwischen entgegengesetzten Ansichten hin und her gerissen, bald der mönchischen Härte, bald der weltlichen Lust Zögling, konnte der sechszehnjährige Heinrich unmöglich ohne große Fehler die Leitung der verwirrten Angelegenheiten übernehmen. Dennoch siegte oft die gute Natur über Verblendung der Leidenschaft oder Erziehungsvorurtheile. Um nämlich die Fehde zwischen Welfen und Waiblingern zu stillen, setzte der junge König des Markgrafen Adelberts Sohn, Welf IV., zum Herzog von Baiern ein (1071); denn Otto, des Hochverraths beschuldigt, wollte sich nicht reinigen durch richterlichen Zweikampf. Doch bald zog sich ein schweres Ungewitter zusammen. Die Sachsen, durch Heinrichs Leichtsinn, der nur Fränkische und Schwäbische Ritter um sich hatte, tief beleidigt, die Herzoge von Schwaben und Kärnthen, durch Ottos Absetzung um die Fürstenrechte besorgt, der Pabst Gregor der Siebente (einst Kardinal Hiltebrand), mit beispielloser Klugheit für die Erhebung der Kirche über den Staat

arbeitend, — alle diese Parteien, von den mannigfaltigsten Kräften bewegt, stürzten sich im Jahre 1073 über das Reich und desselben unerfahrnen Steuermann, König Heinrich den Vierten. Dieweil in diesem furchtbaren Kampfe, der einen großen Theil Teutschlands und Italiens mit Feuer und Schwert, Aller Gemüther aber mit Zwietracht verheert hat, die geistige Kraft in dem Pabste das Uebergewicht übte, zugleich aber altteutsche Treue den ehrwürdigen Kaiserstuhl Karls mit Standhaftigkeit schirmte; so ist leichtlich des Krieges mannigfaltige Gestalt zu begreifen. Daher geschah es, daß der Kaiser im Jahre 1077 bei Winterszeit über die Alpen als ein gemeiner, mit Sünden beladener Pilgrim zog, um vom römischen Bischofe die Aufhebung des Bannes zu erbetteln; daß die Teutschen in rasender Verblendung den Enkel erlauchter Ahnen verließen, und den Herzog Rudolph von Schwaben zum Gegenkaiser erkieseten; daß Heinrich, vom Geiste seiner Altvordern ermuthiget, mit reisigen Schaaren in die Lande seiner Feinde fiel, und für den Augenblick wenigstens zerschmetterte, was ihm in den Weg trat. Doch der König, belehrt durch das unerhörte Mißgeschick, trauete dem wandelbaren Glücke der Schlachten nicht, und beschloß, sich und seinen Nachkommen auf ewige Zeiten einen treuen Freund zu erwerben. Da traf die reifliche Wahl den Grafen Friederich von Staufen, der im Kriege wider die Feinde des Kaiserhauses wacker gestritten, und allen Versuchungen zum Abfall getrotzt hatte. Darum lud Heinrich im Jahre 1079 den trefflichen Ritter gen Regensburg, und redete also: „Herrlicher Mann! du bist mir immer in Frieden als Krieg der treueste Diener gewesen. Siehe an, welcher Urlug im Römischen Reiche sich erhoben hat, wie man sonder Treue und Ehrlichkeit alle Niedertracht und Bosheit übt. Niemand gehorcht

Obrigkeit oder Eltern. Der Eid, welchen nach göttlichem und menschlichem Gesetz der Ritter seinem Oberhaupt schwöret, wird verachtet; die Beschlüsse heimlicher Gesellschaften gelten für gerecht und verbindend. Dir ist bewußt, wer der Obrigkeit, so Gott eingesetzt hat, widerstrebet, der widerstrebet Gottes Ordnung. Also, erhebe dich mit mir wider meine Feinde! Und damit du sehest, daß ich deine getreue Dienste in Acht genommen, und auch künftig ihrer gedenken werde, so will ich dir meine einzige Tochter Agnes zum Gemahl geben, und dich aus einem Grafen zum Herzog von Schwaben einsetzen".[9]) Da gelobte Friederich, Graf von Hohenstaufen, dem Kaiser Heinrich ewige Treue, nahm die Agnes zum Weibe, und rüstete sich, den Herzog Welf von Baiern sammt den andern Reichsfeinden zu bekämpfen.

Das vierte Kapitel.

Von den Thaten der Schwäbischen Herzoge aus dem Hause Hohenstaufen.

Fast in allen Theilen Teutschlands loderte die Flamme eines Krieges empor, der siebenzehn Jahre lang die blühenden Gefilde Schwabens, Sachsens und Frankens so lange verheerte, bis Rudolph in der Schlacht an der Elster (1080) den rechten Arm verlor, und in der Stunde des Todes reuvoll bekannte, daß er mit derselben Hand seinem Herren die Treue geschworen; bis in den drei folgenden Jahren (1081—1084) Pabst Gregor in den Mauern der Engelsburg vor der Teutschen Rache erbebte, und mit den Worten: „Ich habe Gerechtigkeit geliebet, und das Laster verabscheuet; darum sterbe ich in der Verbannung", im Jahre 1085 zu Salerno im Lande der Normannen den Schauplatz

großer Thaten verließ; bis Heinrich endlich nach manchem Kriegswechsel auf dem Reichstage zu Mainz mit den Welfen eine Sühne schloß (1096), das Herzogthum Schwaben dem Friederich von Staufen, Baiern dem Welf feierlich zusicherte, und die Erblande der Welfen, wie die des Herzogs von Zäringen, für unabhängig vom Schwäbischen Herzogthum und nur dem Reiche unterworfen erklärte. So endigte der Bürgerkrieg in Teutschland. Aber der blutige Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, zwischen dem Königthum und Pabstthum sammelte im Raum etlicher Jahre neue Kraft, um plötzlich furchtbarer als je vorher aufzulodern. Denn im Jahre 1105 zuckte der junge Heinrich, mit Zunamen des Fünften, aufgeregt durch wilden Ehrgeiz, befestiget durch des Römischen Bischofs Paschalis des Zweiten geistliche Mahnung, das Schwert wider den alten, tief gebeugten Vater, der, von den Schlingen seiner Gegner umstrickt, dem Reiche entsagte und im Aerntemonat des Jahres 1106 in Lüttich kaum eine Stätte zum Sterben fand.

Während dergestalt das Verhängniß alte Geschlechter vertilgte, neue emporhob, und die Gauen Teutschlands mit Bürgerblut färbte, vertheidigte der Herzog Friederich die Sache seines Herrn mit aller Treue. Und als menschliche Kraft dem Drange einer höhern Nothwendigkeit erliegen mußte, da weihete der Herzog die letzten Tage eines thatenvollen Lebens der Stiftung frommer Werke. Auf daß die Nachkommenschaft die wunderbaren Fügungen, welche ein dunkles Geschlecht so hoch gestellt hatte, nicht vergessen möchte, wurde im Jahr 1104 das Kloster Lorch auf einer Anhöhe des Remsthales, etwa eine Stunde von dem Schlosse Hohenstaufen, gegründet. Was der Vater im Herzogthume begonnen hatte, setzte sein erstgeborner Sohn

und Nachfolger Friederich, zubenannt der Einäugige, mit Beharrlichkeit fort. Er war ein eben so muthiger, waffengeübter, als kluger und frommer Herr, der aus Liebe zur Eintracht die Welfin Judith, eine Tochter des Baierischen Herzogs Heinrich des Dritten oder Schwarzen, zum Weibe nahm, die Gewalt des fehdelustigen Adels von Schwaben beugte, und bei jeder Gelegenheit als ein rechter Schild des Reiches handelte. Als daher Adelbert, der ehrgeizige, herrschsüchtige Erzbischof von Mainz, in Abwesenheit Kaiser Heinrichs des Fünften Urlug erregte, sammelte der Herzog Friederich der Zweite ein starkes Kriegsvolk, setzte über den Rhein, nahm fast alle Städte von Basel bis Mainz, und gab Anlaß zum Spruche des Volks: „Friederich hat an seines Rosses Schweife immer eine Stadt.“ Somit bat der Bischof um Frieden, brachte aber bald darauf die Sachsen in die Waffen, und ruhete nicht eher, als bis Kaiser Heinrich, der den Kampf mit der Kirche eifrig fortsetzte, auf dringendes Mahnen der Fürsten, besonders Friederichs von Schwaben, im Jahre 1122 mit dem Römischen Bischof den Wormser Vertrag abschloß, und die Freiheit der Bischofswahlen unter Leitung eines königlichen Abgeordneten gestattete [10].

Als etliche Jahre nach dieser Handlung der Kaiser Heinrich gestorben war (1125), versammelten sich die Großen des Reichs in der Stadt Mainz, um den würdigsten Mann auf Karls Stuhl zu setzen. Da bewog der Erzbischof von Mainz, aus altem Haß gegen den Herzog Friederich, die Fürsten, deren viele die schnelle Größe der Hohenstaufen beneideten, den Herzog von Sachsen, Lothar, zu erkiesen. Dieser war kaum König worden, als er, damit das Haus der Welfen die höchste Macht gewinnen möchte, seine Tochter Gertrud mit Heinrich dem Hoffärtigen oder Vierten, der seinem

Vater im Herzogthum Baiern folgte, vermählte. Sachsenland war die Mitgift. Damit nicht zufrieden, sann Lothar auf die Verminderung der Salischen Erbgüter, damals in den Händen der Staufen. Diesen zu schaden, faßte, auf des Königes Betrieb, der Reichstag zu Regensburg den Beschluß: „Lehngüter, welche Unwürdigen entrissen sind, gehören nicht dem Hause des Königs, sondern dem Reiche; deswegen müssen viele Besitzungen des Salischen Hauses zum Reich gezogen werden“ [11]. Als Herzog Friederich diesen Spruch nicht erkennen wollte, strafte eine Fürstenversammlung zu Straßburg den Widerspänstigen mit der Acht, und rüstete sich, sie kräftig zu vollziehen. So drohete jetzt ein neues Ungewitter den Glanz des Hohenstaufischen Hauses zu vertilgen; denn die ganze Last des Krieges wälzte sich auf den Herzog Friederich, dieweil sein Bruder Kunrad, Herzog von Franken, im Jahre 1124 mit auserlesenen Rittern in das Morgenland gezogen war, um ein frommes Gelübde zu erfüllen. Unterdessen vermied der kluge Friederich jede entscheidende Feldschlacht, schirmte seine Burgen im Schwabenlande und Elsaß, und harrte der Ankunft des tapfern Bruders. So wäre das Jahr 1126 ohne Unfall verstrichen, wenn nicht der Herzog sein theures Gemahl Judith verloren hätte [12]. Sie hinterließ einen fünfjährigen Knaben, 1121 geboren, der den Namen Friederich erhalten, und in der Folge achtunddreißig Jahre lang das kaiserliche Regiment geführt hat.

Unterdessen rüsteten beide Theile mit ausserordentlicher Thätigkeit für das Jahr 1127; denn Kunrad war zur rechten Stunde heimgekehrt, dieweil Lothar Nürnberg, eine feste und wohl bewahrte Stadt, hart bedrängte. Da nahmen die Hohenstaufen ein zahlreiches Kriegsvolk, entschütteten Nürnberg, und nöthigten die

Königlichen zur Flucht gen Würzburg. Aber von diesem Zeitpunkte an wechselte das Glück. Denn während Kunrad, der den königlichen Namen angenommen hatte, seinen Weg nach Italien richtete, und zu Mailand aus den Händen des Erzbischofs die Lombardische Krone empfing (1128), jedoch bald durch die Standhaftigkeit des Pabstes und den Wankelmuth der Wälschen von Tag zu Tag an Einfluß verlor, wurde am Rheinstrome mit größter Erbitterung gestritten. Lothar nämlich, im Glauben, daß die Rheinstädte viel zur Handhabung des Kaiserthums wider seine Feinde beitragen würden, rückte im Heumonat des Jahres 1129 mit seinem Tochtermann Heinrich, Herzog von Baiern und Sachsen, und einem wohlgerüsteten Kriegsvolke vor die Stadt Speier, der Hohenstaufen Waffenplatz. Da beseelte Agnes, Herzog Friederichs zweites Gemahl und Tochter des Grafen von Saarbrück, die Bürgerschaft durch die Vorstellung, „Ein guter Name, den ehrliche tapfere Thaten erobert, habe seine Beharrlichkeit so lange die Welt stehe," zu solcher Tugend, daß nur Hunger und die größte Noth die Stadt nach halbjähriger Belagerung im Jahre 1130 zur Uebergabe zwingen konnten. Darum gestattete auch der edle Lothar dem Heldenweibe Agnes freien Abzug, und verehrte ihr, die fast Alles verloren hatte, königliche Gaben [13]). Darauf überstieg er, um die Bestürzung seiner Feinde durch schnelle Unternehmungen zu steigern, die Alpen, gewann fast alle Städte, so König Kunrad anhingen, und kehrte, mit der Kaiserkrone geschmückt, schnell nach Teutschland zurück. Ein verheerender Krieg entbrannte; Ulm wurde erstürmt, Schwaben mit Feuer und Schwert verwüstet, und bei den streitenden Völkerschaften so bitterer Haß erweckt, daß selbst die heiligen Bande zwischen Vater und Sohn allmälig ihre

verloren. Als dies Bernhard, zubenannt der Heilige, ein frommer, beredter und gelehrter Abt des Klosters Clairvaux in Frankreich, vernahm; trat er zu den Staufischen Brüdern, und ermahnte sie im Namen Gottes, dem Kaiser nicht länger zu trotzen. Sie gehorchten, und machten im Jahre 1134 eine Sühne mit Lothar, der, den Gehorsam zu lohnen, allen Eroberungen entsagte, und dem Herzoge Kunrad, als des Reiches Bannerträger, den ersten Platz unter den Fürsten einräumte. So endigte der neunjährige Bürgerkrieg, und Teutschland konnte seine Kraft wider Italien und die Normannen richten. Auf diesem Zuge, der 1137 geschah, glänzte vor allen andern Rittern die Tapferkeit Kunrads, der, des vergangenen Haders uneingedenk, nur des Reiches Frommen suchte. Allein der schnelle Tod Lothars führte den Herzog in die schon einmal versuchte Bahn zurück.

Das fünfte Kapitel.

Von den Thaten Kunrads, des ersten Königes aus dem Hause Hohenstaufen.

[illegible] Heinrich von Baiern hatte nämlich durch Hoffart und Mißbrauch der Gewalt etliche der Teutschen Fürsten mit Haß, andere mit Argwohn erfüllt, und den eigenen Anhang so geschwächt, daß die Gegner unter Leitung des Erzbischofs von Trier am zweiundzwanzigsten Hornung des Jahres eintausend einhundert achtund dreißig auf einer Versammlung zu Koblenz den freundlichen, biderben Herzog Kunrad von Franken einhelliglich zum König erwählten, und bald darauf in Aachen krönten. Vergebens erhoben Sachsen und Baiern Klagen ob einer Wahl, an der nicht alle Völker Teutschlands Theil genommen hätten; Kunrad entgegnete: „Die

Vereinigung zweier Herzogthümer sei eben so unrechtmäßig, und widerstrebe durchaus dem alten Herkommen; demnach solle Heinrich der Stolze einen Theil der Reichslehn, so ihm sein Schwiegervater Lothar übertragen, zurückgeben." Als darob der Welfe, dessen Lande sich von der Nordsee bis an das mittelländische Meer erstreckten [14]), zornig wurde, und sich weigerte, den König anzuerkennen, sprach eine Reichsversammlung die Acht über den Widerspänstigen aus. Das Herzogthum Sachsen erhielt Albrecht der Bär, Markgraf von Nordsachsen; Baiern wurde dem Stiefbruder des Königs, Leopold dem Fünften von Oesterreich, übertragen [15]); Heinrich aber eilte von Baiern nach Sachsen, um wo möglich diesen Mittelpunkt seiner Lande zu behaupten. Da vereitelte ein schneller Tod (1139) die Entschlüsse des Herzogs, dessen zehnjähriger Sohn Heinrich, nachmals mit dem Zunamen des Löwen, ohne seinen Oheim Welf VI. hätte erliegen müssen. Verbunden mit dem Grafen von Dachau und Valey schlug dieser den Markgraf Leopold in Oberbaiern, und eilte, die Stadt Weinsberg, ein Stammgut der Welfen, zu entschütten. Denn der König Kunrad sammt seinem Bruder Friederich und vielen angesehenen Lehnleuten lagerte vor den Mauern jener Veste, so am Fuße eines weinreichen Berges, in der Nähe eines fruchtbaren Thales liegt [16]). Am einundzwanzigsten des Christmonats im Jahre eilfhundert und vierzig breitete sich Welfs Schlachtordnung im Angesichte der Königischen aus, und stürzte mit dem Rufe: „hie Welf" in den Streit. Da wurde viel Blut vergossen; denn die Königischen, durch den Schlachtruf: „hie Giebelingen", und Kunrads Tapferkeit entflammt, ruheten nicht eher, als bis die Welfen nach hartem Verlust die Flucht ergriffen [17]). Die Burg Weinsberg, als sie die Welfen davon eilen

sahe, ergab sich dem Könige, der aus Milde den Weibern vergönnte, so viel als die Schultern tragen könnten, mit sich zu nehmen. Und dieweil die Bürger in der Noth ihre Stadt so mannlich geschirmt hatten, gedachten die Weiber, solches zu lohnen, nahmen ihre Männer auf den Rücken, und trugen sie mit großer Bemühung von hinnen. Als dies der Herzog Friederich sahe, wurde er unwirsch, und sprach: „Die von Weinsberg halten den Vertrag nicht." Der König aber, welcher der Weiber Treuherzigkeit erwog, vergoß Thränen ob der schönen Tragfahrt, und antwortete seinem Bruder: „Was ein König zusagt, muß steif und streng gehalten werden."

Also durften die Frauen mit ihren Ehegemahlen von hinnen ziehen [13]). Von der Zeit an ist die Treue derer von Weinsberg zum Sprüchwort, und der Name Welf und Waiblingen ein gefährlicher Parteiname worden, der den unbestimmten Ursachen des Streits zuerst gewisse Haltung gegeben hat. Dies zeigte sich in den nächsten Folgen der Weinsberger Schlacht. Denn während Kunrad nach dem Tode Leopolds (1141) das Herzogthum Baiern seinem zweiten Stiefbruder Heinrich gab, und ihm Gertraud, des verstorbenen sächsischen Herzogs Wittwe, aus Klugheit vermählte, setzte Welf VI. die Fehde mit ungeschwächtem Groll fort, und nahm theils von Bela, König der Ungarn, theils von Roger, der Normannen Oberhaupt, öffentlich Unterstützung an. So überschritt der Streit zwischen zwei Häusern Südteutschlands die heimischen Gränzen, und zog weit entfernte Völker in die Kriegsflamme hinein.

Unterdessen hatte sich im Morgenlande eine Begebenheit zugetragen, welche alsbald ihre Folgen über die ganze Christenheit ausdehnte, und Teutschlands

schandvollem Bürgerzwiste ein schöneres Ziel hinstellte. Es hatte nämlich im Jahre 1144 der Statthalter von Mausel, Emadeddin Zenghi, die Stadt Edessa, Jerusalems Schutzwehr, nach langer Belagerung erstürmt, die heiligen Orte zerstört, der Vertheidiger Mehrzahl getödtet, und was dem Schwerte entronnen war, in Knechtschaft gebracht. Als die Kunde dieses Unglücks gen Europa kam, sandte der Papst Eugen der Dritte Boten und Briefe an Ludwig den Siebenten, König von Frankreich, daß er sich und die Edlen unter dem Zeichen des Kreuzes wider die Ungläubigen rüsten möchte. Jedem Genossen des heiligen Streites wurde Ablaß und himmlischer Lohn verheissen, also daß Bernhard, Abt von Clairvaux, die Gemüther durch feurige Worte völlig gewinnen konnte, und sein Gewand zerreissen mußte, um die streitlustige Jugend mit dem Kreuze zu bezeichnen. Darauf eilte der gewaltige Redner im Jahre 1146 gen Frankfurt am Main, und ermahnte den König Kunrad, die Zeit der göttlichen Gnade wohl zu benutzen. Als aber jener, vielleicht im Vorgefühl der Zukunft, Bedenklichkeiten äusserte, so verließ Bernhard mit den Worten: „Meine Niedrigkeit darf sich der königlichen Hoheit nicht aufdringen", das glänzende Hoflager, und predigte in Konstanz, Zürich, Schaffhausen, Basel, Straßburg und andern Städten von den Bedrängnissen der Kirche und der Heiden Uebergewalt. Allenthalben erhob sich eine heftige Bewegung; haufenweise strömte das Volk, jung und alt, reich und arm, zu den Fahnen des Kreuzes. Lange widerstand König Kunrad, welcher damals in Speier Reichstag hielt, dem mächtigen Andrange der Zeit. Als aber am siebenundzwanzigsten des Christmonats Bernhard in begeisterter Rede die Drangsale der Kirche darstellte, und den König also anredete: „Wenn du

Sterblicher am Tage des Gerichts vor deinem Heilande erscheinst, der über den Wolken thronet; wenn die Posaune ertönt, und Er zu dir spricht: Mensch, was habe ich für dich gethan? was würdest du antworten?“ da sprang Kunrad tief bewegt vom Stuhle auf, und nahm mit den Worten: „Ich erkenne die Gnade des Herrn!“ das Kreuz und die geweihte Fahne. Darauf ernannte Bernhard, durch dringende Gründe nach Frankreich gerufen, den beredten Abt Adam von Eberach zu seinem Stellvertreter. Der theilte den Teutschen Völkern folgenden Aufruf seines Meisters mit: „Siehe! die ersehnte Zeit ist gekommen; der Tag des Herrn und des Heils nahet! Die Erde hat in ihren Grundvesten erbebt; denn der Gott des Himmels verliert sein Land, in welchem er erschien, und als Mensch unter Menschen wandelte; sein Land, so er durch Wunder verherrlichet, durch sein Blut geweihet hat, wo die ersten Blumen der Auferstehung sproßten. Und jetzt, weil unsere Sünden zu dem Herrn schreien, haben des Kreuzes Feinde das frevelnde, kirchenschänderische Haupt erhoben, und verwüsten mit Feuer und Schwert das gelobte Land, das Land der Verheissung. Ja, wenn wir uns nicht erheben, so wird der Feind des Glaubens die heilige Stadt gewinnen, wird die Werkstätte unserer Erlösung umkehren, wird die geweiheten Orte, wo des Lammes Blut floß, verunreinigen, und die Stelle vernichten, wo unsertwegen unser Leben im Tode entschlief. Und was beginnet ihr, tapfere Ritter? Wollet ihr das Heilige den Hunden, die Perle den Säuen vorwerfen? Wie viele Sünder, so mit Thränen [illegible] Missethaten bekannten, haben dort Verzeihung ge-[illegible]en, wo Christus Tempel prangt! Das siehet der [illegible]e, und ergrimmt, knirscht er mit den Zähnen, und vergehet in Neid. Müssen wir aber verzweifeln, meine

Brüder? Ist die Hand Gottes verstümmelt und kraftlos worden? Muß Er, der Allmächtige, um sein Heiligthum zu retten, die armen Würmchen, die Menschen rufen? Kann er nicht mehr denn zwölf Schaaren Engel senden, nicht mit einem Worte gebieten? — und das Land ist frei. Ja, er kann es, wenn er will. Aber ich sage euch, der Herr euer Gott prüfet euch. Er schauet an die Sachen der Menschen, ob ihn jemand verstehe." Groß waren die Wirkungen dieses Aufrufes.

Das sechste Kapitel.

Von der Jugend und den ersten Waffenthaten Friederichs, des nachmaligen Kaisers, genannt Barbarossa.

Unter den vielen Rittern, welche dem Beispiele König Kunrads folgten, glänzte der fünfundzwanzigjährige Sohn Herzog Friederichs von Schwaben, ein hochherziger, von Thatendurst brennender Jüngling. Geboren im Jahre 1121, wahrscheinlich zu Hohenstaufen [19]), erzogen an dem Hofe seines nämlichen Vaters, wurde der gleichnamige Sohn frühzeitig an gute Beispiele gewöhnt. Denn auch Judith, seine Mutter, war ein Spiegel der Frauen, sittig, mild, beständig, dem Ruhme des Vaterlandes zugethan, also daß sie oft von den Geschichten der alten großen Kaiser dem lehrbegierigen Knaben erzählt haben mag, und wie Teutsches Volk immerdar durch freudigen Muth und Vertrauen auf Gott alle Widerwart überwunden. Aber die gute Mutter starb vor der Zeit, wahrscheinlich im Jahre 1126 [20]); da nahm sich, wie oben gemeldet worden, Herzog Friederich die edle Tochter des Grafen von Saarbrück, Agnes, zum Weibe. Ihre Standhaftigkeit und Treue in den verhängnißvollen Zeiten wirkte

sonder Zweifel auf den Stiefsohn, der die Belagerung von Speier, des Krieges mannigfaltigen Wechsel mit ertragen mochte. Dergestalt bald mit Gefahr und Waffen vertraut [21]), entwickelte Friederich in Jahren, wo die meisten Jünglinge träumen, oder unstät schwanken, feste Heldenkraft, und gewann es, daß der Vater dem tugendreichen Sohne um das Jahr 1142 [22]) die Ritterwürde verlieh. Somit aufgefordert, in der Widerwart starkmüthig, in der Mannlichkeit strenge, in der Freundschaft treu und an allen Tugenden reich, Wittwen, Waisen und jeglichen Unschuldigen zu schirmen, für den christlichen Glauben das Leben zu opfern, dem Kaiser, als des Reiches Oberhaupte, zu dienen in allen Treuen, und sonder Tadel vor Gott wie Menschen in dieser Welt zu leben, hat Friederich von Stund an die Pflichten eines Ritters erfüllt, und bald Gelegenheit mannlicher Thaten gefunden. Denn im Namen seines Vaters sagte er dem Baierischen Grafen Heinrich von Wolfrathshausen, der ein ungestümer, hoffärtiger Mann war, Fehde an, und zog aus mit einer kleinen, aber auserlesenen Schaar, den mächtigen Widersacher zu züchtigen. Derselbige herbergte in diesen Tagen viele Herren aus Schwaben und Baiernland, welche trotzig auf eigene Stärke ein glänzendes Ritterspiel begehen wollten. Da erschien plötzlich Friederich, und sprengte so ungestüm in den Feind, der sich vor den Mauern der Burg Wolfrathshausen in Schlachtordnung gestellt hatte, daß Graf Heinrich mit den Seinen nach kurzer Gegenwehr sieglos wurde, und in wilder Flucht das Burgthor zu erreichen suchte. Aber viele wurden von den Reisigen des Hohenstaufen erschlagen, oder gefangen; selbst der tapfere Graf von Dachau, Kunrad, mußte dem Ungestüm weichen, und die Waffen strecken. Da entließ ihn der junge Held ohne Lösegeld,

obschon die Begleiter sprachen, er solle Gold und Silber von den Gefangenen nehmen [23]).

Ermuntert durch diese Waffenthat sammelte Friederich im Jahre 1145 ein neues Kriegsvolk, und zog aus unter dem Herzog Kunrad von Zäringen, welcher dem Welfen zugethan, Teutschlands Königen nicht gehorchen wollte. Die Stadt Zürich, damals in den Landen des Herzogs durch Zahl und Reichthum der Bürger die erste, mußte sich unterwerfen; viele, zum Theil für unüberwindlich gehaltene Burgen in den Teutschen Erblanden der Zäringer hatten dasselbige Schicksal. Bald kam Herzog Kunrad, dem Sturme nicht gewachsen, gen Bamberg, schwor dem Könige Treue, und empfing für die schnelle Unterwerfung die Burgundischen Herrschaften diesseits des Jura zu Lehen. [24]).

Diese Thaten breiteten Friederichs Namen frühzeitig unter den Völkern Teutschlands aus, welche nicht minder die Tapferkeit als Bescheidenheit des Jünglings lieben konnten. Als daher der graue Herzog Friederich von Schwaben die Mähre erhielt, daß die Stütze seines Hauses, der Trost seines Alters, gelobt habe, wider die Heiden zu ziehen, wurde er von Kummer und Krankheit überfallen. Umsonst suchte der heilige Bernhard durch Tröstungen des Glaubens den stürmischen Greis zu beruhigen; er starb unter den Gebeten des frommen Abtes im Jahre 1146, und hinterließ das Herzogthum seinem einzigen Heldensohne, der es fortan als Friederich der Dritte mit Stärke und Klugheit verwaltet hat.

Das siebente Kapitel.

Von dem Ausgange des Kreuzzuges, und wie König Kunrad in Bamberg gestorben.

Unterdessen hatten die Ermahnungen Bernhards und des Königes Beispiel alle Fehden in Teutschland

gestillt; der Herzog Welf, Ladislaus, Herzog von Böheim, Odoacer, Markgraf von Steier, Bernhard, Graf von Kärnthen, fast alle mächtige Herren der Schwäbischen und Baierischen Lande nahmen mit ihren Lehenleuten das Kreuz, welches selbst Jungfern und Weibern nicht zu schwer wurde [25]. Darauf übergab Kunrad, menschlicher Hinfälligkeit eingedenk, seinem unmündigen Sohn Heinrich, welchen die einmüthige Wahl der Fürsten zum König über Teutschland erhoben hatte, und bestellten Vormündern die Verwaltung des Reichs; dann brach er am Himmelfahrtstage des Jahres eilfhundert und siebenundvierzig mit 70,000 geharnischten Reitern auf, das heilige Grab zu schirmen wider die Ungläubigen. Nach mannigfaltigen Drangsalen, welche Ungarns und der Bulgarei Ströme und Gebirge bereiteten, langte der König mit den Seinen in Griechenland an. Desselbigen Einwohner, welche bald Lebensmittel vergifteten, bald Ueberfälle machten, wurden durch Teutsche Standhaftigkeit überwältiget. Aber mit der Ueberfahrt nach Asien im Herbstmonat brachen neue, gräßliche Unfälle über die Kreuzfahrer los. Hunger, Schwert, Verrath, Krankheit folgten dem Heere, das durch Kleinasien zog, auf den Fersen, also daß von 70,000 Männern nur 10,000 das Leben retteten. Diese führte König Kunrad gen Konstantinopel, und von hier auf Griechischen Schiffen in das heilige Land, wohin auch Ludwig der Siebente, König von Frankreich, ein ansehnliches Kriegsvolk geführt hatte. Im Mai des Jahres eilfhundert achtundvierzig zog das vereinigte Heer der Christen wider die feste Stadt Damaskus, welche von einer zahlreichen Besatzung geschirmt wurde. Ein heftiger Streit entbrennete, als die Gläubigen den Feind aus den Gärten in die Stadt zu drängen suchten. Da hat auch der König Kunrad eine

namhafte That verrichtet, und einem riesigen Heiden mit einem Hiebe Kopf, Schulter und einen Theil der rechten Seite gespalten, also daß Furcht kam über die Ungläubigen, und ihre Rotten auseinander sprengte. Dennoch scheiterte die Unternehmung auf Damaskus durch Zwietracht, Mangel und Krankheit im christlichen Heerlager. Somit mußte Kunrad, nachdem die meisten Genossen getödtet oder verwundet waren, den Rückzug antreten. Der Herzog Friederich von Schwaben, auch im Morgenlande ein Spiegel der Ritterlichkeit, wurde vorangeschickt, um die Ruhe im Reiche herzustellen. Denn der Welf hatte unter trüglichem Vorwande den Weg nach Europa genommen, und die alte Fehde mit Brand und Verwüstung erneuert; Heinrich, später zubenannt der Löwe, waffnete für die Wiedergewinnung des Herzogthums Baiern; der Normannen König Roger bot Geld in Fülle dar, die Zwietracht zu befestigen. Selbst Friederichs Strenge und Klugheit konnten die auflodernde Flamme nicht ersticken, und unvermeidlich erschien bei König Kunrads Heimkehr der Ausbruch des verderblichen Bürgerzwistes, dieweil viele getreue Anhänger des Hohenstaufischen Hauses, unter diesen Wibald, Abt von Corvey, riethen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Jetzt, wo Teutschland bei lange verhaltenem Ingrimm der Parteien und neu erregter Leidenschaft am Rande des Verderbens stand, rettete der Herzog Friederich von Schwaben; denn der König folgte des Neffen beredter Fürsprache, und überließ dem Welf etliche Reichsgüter. So wurde die Ruhe wieder hergestellt, und Teutschland konnte, obschon der Tod den hoffnungsvollen Jüngling Heinrich hinweggerafft hatte, von desselbigen Vater eine schöne Zukunft erwarten. Schon wurde in allen Gauen zu einer Heerfahrt nach Italien gerüstet, schon waren die Völker des Mit-

tags, besonders die Normannen, durch die Waffnung der Teutschen in bange Erwartung gesetzt; als den König Kunrad im Hornung des Jahres 1152 eine tödtliche Krankheit überfiel. Noch sterbend für des Reiches Wohl besorgt, rief er die Fürsten und Herren gen Bamberg, daß sie Zeugen würden zu seiner letzten Handlung. Dann ließ er den Herzog von Schwaben an das Sterbebett treten, dankte ihm für die treue, in allen Nöthen bewährte Liebe, und beschloß die Rede also: „Du siehest, mein lieber Friederich, wie überall im Reiche Unlust, Jammer und Elend gewohnt haben, und wie kaum die Ruhe hergestellt worden. Mein einiger, junger Sohn, darf das Regiment nicht bekommen; denn die Völker bedürfen eines wahrhaften und klugen Oberhauptes. Ich wünsche daher, daß dich die Fürsten zu ihrem König und Kaiser erkiesen mögen. Dir übergebe ich also die Reichskleinodien, dir empfehle ich die Sorge für meinen einigen Sohn. Sei du sein Vater und Hort!“ Als Kunrad dieses gesprochen hatte, starb er am funfzehnten Hornung des Jahres eilfhundert und zweiundfunfzig, in allen Dingen ein unverzagter Ritter [26].

Erstes Buch
der
Geschichte Kaiser Friederichs,
genannt der Rothbärtige.

Das erste Kapitel.

Wie Herzog Friederich der Dritte von Schwaben König wurde, und was sich in den ersten Jahren seines Königthums zugetragen.

An dem lieblichen Mainstrome, welcher sich alsbald in den Vater Teutscher Gewässer, den Rhein ergiesset, ist die uralte Stadt Frankfurt erbauet, benannt nach Karls des Großen That, der alldort mit den Franken übersetzte, um die heidnischen Sachsen zu überwinden, berühmt durch den Fleiß und die Mannlichkeit ihrer Bürger, ehrwürdig durch die Erwählung der Teutschen Könige und Kaiser. Dorthin eilten siebenzehn Tage nach Kunrads Tod viele Fürsten und Ritter, um ein Oberhaupt zu erkiesen. Bald füllten sich die Straßen vom lustigen Getümmel; Sachsen, Franken, Baiern, Westphalen, Rheinländer, Schwaben, Kärnther, Tyroler, Oesterreicher, ja Lombarden und andere Wälsche drängten einander, und harreten des Augenblicks, der den Namen des erwählten Königs verkünden sollte. Am

dritten März zogen die mächtigsten Fürsten und Herrn des Teutschen Volkes in den uralten Sitz eines kaiserlichen Hofes, den Römer, welcher von jetzt an ein gewöhnlicher Wahlort der Teutschen Könige geworden ist. Zuerst wurde der Beistand des heiligen Geistes angerufen; dann schwur ein jeder, nur nach gutem Gewissen ohne Lieb und Leid zu wählen, worauf die Vorberathung über den würdigsten Nachfolger König Kunrads geschahe. Nicht lange schwankte die Meinung der Fürsten; denn während etliche sprachen: „Niemand ist Friederichen, Herzogen von Schwaben, vergleichbar, der von Verstand ein Greis, von Alter ein Jüngling, des rechten Ruhmes begierig, unerschütterlich im Mißgeschick, bescheiden im Glück, treu und biderbe den Freunden, grimmig und unversöhnlich den Feinden, durch Gottes Gnade wunderbare Thaten verrichtet hat," riefen Andere aus: „Solche Tugenden erhalten das Reich. Darum lasset uns Friederichen erkiesen, welchen Gott der Herr aus dem Blute der Welfen und Waiblinger erwecket hat, um dem hundertjährigen Streit ein Ziel zu setzen!"

Vor Allen eifrig aber war Wibald, der beredte, kluge Abt von Corvey, welcher, obschon ohne Stimme auf dem Reichstage, die Einreden etlicher Feinde des Hohenstaufischen Hauses, als Heinrichs des Löwen, zu beseitigen wußte. So geschah es, daß am fünften März des Jahres eilfhundert und zweiundfünfzig Friederich, Herzog in Schwaben, einmüthig durch die Fürsten an das Reich der Teutschen gewählt, und vom jubelnden Volke als heilbringender König begrüßt wurde. Auch konnte kein Herr des zwölften Jahrhunderts schönere Hoffnungen erwecken, als er; seine Jugendthaten, seine Vollkommenheiten des Geistes und Leibes verkündeten einen großen Mann. Friederich, damals einund-

dreißig Jahre alt, hatte einen kräftigen, mehr langen als kurzen Leib, im Gange Festigkeit, in der ganzen Haltung Würde und Hoheit. Die Stimme wurde im Gewühl der Schlacht von den entferntesten Reisigen vernommen, den Freunden Zeichen des überall gegenwärtigen Führers, den Feinden Warnung oder Entsetzen. Ueber einer stolzgewölbten, weissen Stirn kräuselten sich blonde, in das röthliche fallende Haare; das hellblaue, lebendige Auge sprach feurigen Muth und besonnene Klugheit aus; in den durch kein Leid oder Freud veränderten Zügen des freundlich lieblichen Gesichts, welches weisse Zähne und scharfe Lippen verschönerten, prägte sich ein heiterer Lebensernst ab; der röthliche Bart bedeckte ein starkes, doch fein gebildetes Kinn. Diesem Aeussern entsprach das Innere. Friederich war mäßig, Herr seiner Leidenschaften, sobald der Geist herrschen wollte, in allen Rathschlägen bedachtsam und fürsichtig, im Ausführen rasch und fähig, den Entschluß nie der Zeit oder den Umständen aufzuopfern, gewöhnlich bescheiden, im Glücke bisweilen unbändig, im Mißgeschick trotzig und eisern, von Verstand so hochscharfsinnig, daß er die Gedanken seiner Feinde auch ohne argwöhnische Seele im Entstehen errieth, und die Zukunft in der Gegenwart sahe, durch des Gedächtnisses Stärke fähig, die Namen derer, so er einmal gehört, auf lange Zeit zu behalten. Für Wissenschaften und Künste war sein Geist empfänglich; vorzüglich liebte er die Betrachtung der Vorwelt, und verweilte mit sonderbarem Vergnügen in ihren Zeitbüchern. Nur das Einfache, Ursprüngliche in Künsten und Wissenschaften wirkte auf ihn; darum seine Lust an heimischer Sprache, obschon er Lateinisch lesen und schreiben konnte, darum seine Wohlredenheit ohne Schminke, und dennoch wirksam. Auf der Jagd wie im Kriege stets einfach und

Teutsch gekleidet, übertraf er jeden Zeitgenossen. Im Regiment nahm er Rath an, wenn er mit Einsicht vorgetragen wurde; was er gesagt, das mußte steif und strenge gehalten werden. Den Freunden getreu bis an den Tod, den Ueberwundenen, so Gnade und Verzeihung ihrer Uebergriffe gesucht, milde, hat er gegen die trotzigen Feinde, zumal wenn sie ihr Wort gebrochen hatten, strengen, unerbittlichen Ernst gebraucht, im Lieben als Hassen gleich stark. Nur Gott im Himmel, welchen er täglich mit Andacht verehrte, war sein Herr und Leitstern auf dunklen Lebenspfaden; darum haßte er Heuchelei und Priesterschaft als die Erbfeinde des Menschengeschlechtes. Sein Wahlspruch war: „Besser einem guten verständigen Manne gefallen, als tausend Bösen und Narren;" sein Streben als Kaiser suchte die Vollführung des Eides, welchen ein Römischer König nach der Wahl den Fürsten leistet: daß er nämlich das Recht stärken, das Unrecht kränken, und das Reich schirmen und allezeit mehr und nicht minder machen wolle [27].

Nachdem die Fürsten dem Könige Friederich gehuldiget, und die Bestätigung ihrer Lehen empfangen hatten, kehrten die meisten fröhlich in die Heimath zurück, während etliche das erkohrene Oberhaupt über Köln und den Ardennenwald gen Aachen führten, wo nach uralter Sitte ein Römischer König gekrönt wurde. Denn der Vater Teutscher Herrlichkeit, Karl der Große, bauete in Aachen zu Ehren der heiligen Jungfrau ein Münster, und ließ es mit Gold, Silber, Edelgestein und Marmorsäulen köstlich verzieren. Als aber das Gotteshaus eingeweiht war, da wurde festgesetzt, daß es die Hauptkirche in Teutschen Landen seyn sollte, und die Stätte, allwo ein Römischer König seine erste Krone empfängt. Diese ist eisern, wird von dem

Bischof von Köln ausgetheilt, und bedeutet, daß der Kaiser und König stark und mächtig seyn soll; die andere, so er empfahet vom Bischof zu Mailand in der Kirche von Monza, ist silbern, und bedeutet Lauterkeit und Gerechtigkeit; die dritte Krone ist golden, zum Zeichen, daß ein Kaiser an Adel, Tugend und Vollkommenheit alle Herren übertreffen soll, gleichwie Gold alles andere Geschmeide übertrifft. Diese Krone empfahet er zu Rom vom Papst [28]). Dieweil aber die freie Wahl der Fürsten als Stellvertreter der Teutschen Völker einen König erkieset, so ist die Krönung zu Aachen auch von jeher die feierlichste gewesen.

Vor den Thoren der Stadt dehnten sich die Zelte der Ritter aus, so von allen Enden des Reiches mit prangender Dienerschaft herbeigekommen waren. Friederich und die Fürsten bezogen das uralte Schloß, welches Karl der Große so kunstreich gebaut hatte, daß er durch die Gitter seines Söllers ungesehen fast alles bemerken konnte, was sich in den vorliegenden Herbergen begab [29]).

Am neunten März, dem Tage der Krönung, erhob sich überall lustiges und buntes Getümmel. Aus Frankreich, Flandern, waren Hohe als Niedrige gekommen, um den Mann zu schauen, der schon in so jungen Jahren großen Namen gewonnen hatte. Der Bischöfe und Geistlichkeit langer Zug bedeckte den Weg von der Burg bis zur Kirche der heiligen Jungfrau; dann folgten die Fürsten und Ritter, ihren König in der Mitte; das Volk wogte auf und ab, bald durch ehrfurchtsvolles Schweigen, bald durch Jubellaute seine Stimmung kund zu machen. Darnach, als Friederich mit den Fürsten in der Kirche, wo viele aus dem Volk und der Ritterschaft versammelt waren, Platz genommen hatten, wurde ein „Herr Gott dich loben wir!“

gesungen. Darauf trat der Erzbischof von Köln, Arnold, mit dem König zum Altar, auf welchem die Zeichen der kaiserlich-königlichen Gewalt lagen, Schwert, Mantel, Scepter und Krone. Eine Todtenstille herrschte, als der Priester das Schwert vom Altare nahm, es Friederichen überreichte und also sprach: „Nimm hin dieses Schwert, alle Feinde Christi und alle böse Christen zu vertreiben, und vermöge des dir von Gott verliehenen Rechtes, wie auch der ganzen Gewalt des Teutschen Reiches, allen wahrhaftigen Christen den Frieden auf das Stärkste zu befestigen! Amen!" — Darauf überreichte er den Mantel mit diesen Worten: „Dieser bis zur Erde herabhangende Mantel erinnere dich, im Glaubenseifer nimmer zu erkalten, und bis an das Ende deiner Tage nie aufzuhören, Frieden und Eintracht zu üben." Und als der Erzbischof den Scepter überreichte, sprach er also: „Erinnere dich bei diesem Zeichen, die Unterthanen mit väterlicher Gewalt zu regieren, den Dienern Gottes, den Wittwen, Waisen und Armen die Hand der Barmherzigkeit zu reichen, auf daß auch du in diesem und jenem Leben vor Gott Erbarmung findest!" Darauf rieb Arnold des Königs Stirne, Schulter und Schläfe mit heiligem Oel, sprechend: „Dich salbet der Herr zum König über sein Volk!" Als zuletzt Friederichs Haupt mit der Krone geschmückt war, hörte die versammelte Menge dieses bedeutsame Wort: „Ich habe dich gekrönet mit der Krone der Gerechtigkeit, auf daß du deine Unterthanen Gerechtigkeit reichest, und den Deinen ehrwürdig, den Feinden aber furchtbar erscheinen mögest! Nach diesem Leben werden dich krönen die heiligen Engel mit ewigem Lohne! Amen!" Jetzt konnte das Volk die lange unterdrückte Freude nicht mehr beherrschen. „Friederichen dem Ersten, von Gott gekrön-

tem, frommem und friedebringendem König, Leben und Sieg!“ — Und als er, im Bewußtseyn erstaunlicher Kraft, auf Karls des Großen Stuhl, an dessen Seite zwei feine Marmorsäulen standen, Platz genommen hatte, also daß er von Jedermann geschaut werden konnte, da erhob sich neue freudige Unruhe, da wiederhallte das hohe Münster vom Jubelrufe, bis die Priester zum Altar traten und das Hochamt verrichteten. Als solches beendigt war, schritt aus dem dichtgedrängten Volke ein wohlgebildeter, aber von Kummer entstellter Mann hervor, umfaßte des Thrones Füße, und flehete also zum König: „Gnade euerm Diener, der reuevoll seine Missethaten bekennet! Ich habe gesündiget, und ihr habt mich verstoßen mit Recht. Seitdem irrte ich sonder Ruhe in der weiten Welt umher. Gnade jetzt und Verzeihung!“ — Diese Worte brachte der Unbekannte, welcher einst Schreiber des Herzogs Friederich gewesen war, unter vielen Thränen kaum hervor, also daß die umstehenden Ritter gerührt wurden, und den Ruf um Gnade erhoben. Friederich aber blieb unverändert. „Gehe von hinnen,“ sprach er zum Diener, „und erscheine nimmer vor dem Angesicht königlicher Majestät! Denn wer einmal ungetreu geworden ist, dem darf Niemand trauen. Nicht aus Haß, sondern aus Fleiß der Gerechtigkeit schliesse ich dich von königlicher Gnade aus [30]).

Als die Krönung vollendet war, kehrte der Zug in der vorbeschriebenen Ordnung zum kaiserlichen Pallast zurück; der Abend verstrich in mannigfaltiger Freude. Am folgenden Tage sammelten sich die Fürsten um ihr Oberhaupt, über des Reiches Wohl zu rathschlagen. Der Bischof Eberhard von Bamberg, und Erzbischof Hillin von Trier wurden mit dem Abt Adam von Eberach in das Land Italien geschickt, dem Pabst und allen

wälschen Völkern die geschehene Krönung zu melden. Nichts war aber wichtiger, als die Unterdrückung des zwieträchtigen Geistes, welcher bisher in Teutschen Landen die Aeusserungen der gesetzlichen Kraft gelähmt, und wie ein heimlicher Schade die Adern des öffentlichen Lebens vergiftet hatte. Daher verließ Friederich nach kurzem Aufenthalt Aachen, dämpfte die ob streitiger Bischofswahl in Utrecht entstandenen Unruhen, und erschien in den Städten Sachsens, um durch strenge Gerechtigkeit diesen Mittelpunkt langer Fehde zu reinigen. Gen Merseburg wurde um die Pfingsten des Jahres 1152 der erste Reichstag entboten, und Jeglicher geladen, so Klage oder Vertheidigung vorzubringen hatte. Da erschienen auch die nordischen Königssöhne Kanut, Woldemar und Svino, welche lange mit Feuer und Schwert um Dänemarks Thron gestritten hatten, jetzt aber berufen waren, den Entscheid des Teutschen Königs zu vernehmen. Denn dieser wollte die Machtvollkommenheit, welche die Teutschen unter den glorreichen Helden Karl und Otto geübt hatten, in das Leben zurückrufen, und Dänemark, seit Heinrich dem Vogler Teutschland enge verbunden, der Herrenlosigkeit entreissen. Darum entschied Friederich, welcher die Ansprüche der streitenden Blutsverwandten mit Sorgfalt prüfte, für Svino, setzte diesem die königliche Krone auf, und bewog die beiden andern Bewerber, eidlich mit erhobenem Schwert ihrem Streben zu entsagen [31].

Kurz nach Beendigung des Reichstages trat Heinrich, der Löwe vor den König Friederich, seiner Vaterschwester Sohn, und bat bei der Gesetze, Blutsfreundschaft, Gerechtigkeit Banden um Rückgabe des Herzogthums Baiern, das Heinrich von Oesterreich wider Recht besitze. König und Stände, jener, um die Welfische Zwietracht zu tilgen, diese aus Hochachtung für den

mannlichen Kläger, sprachen auf dem Reichstage zu Goßlar im Jahr 1153 das Herzogthum Baiern dem ältern Heinrich ab, zumal er die Vorladungen nach Würzburg, Bamberg und Speier verabsäumt hatte. Die Vollziehung des Beschlusses wurde jedoch bis zur Beendigung der Heerfahrt in das Land Italien verschoben. Denn theils wollte Friederich nach alter Sitte in Rom die Kaiserkrönung empfangen, theils dem heiligen Vater die erbetene Hilfe wider die unruhigen Römer bringen, theils — und dies war der Hauptgrund — die kaiserlichen Rechte in der Lombardei herstellen. Es hatte aber Italien um die Mitte des zwölften Jahrhunderts die folgende Gestalt, welche ohne Angabe ihrer Ursachen nur Mißverständniß erregen würde.

Das zweite Kapitel.

Von der Wälschen Sitte, Denkart und Regiment um die Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Aus drei großen Adern strömte das Leben, welches die einzelnen Glieder Italiens bewegte, und in mehr als einer Rücksicht den Gedanken an der Römer Gewaltkraft zu erneuern schien. Denn jene Halbinsel, von der Natur mit wunderbarer Schönheit, Fülle und ausserordentlichen Hilfsmitteln einer weit greifenden Kraft ausgestattet, hat, seit der Sturm von Norden her losbrach und die uralte Herrschaft in Trümmer legte, bei veränderter Lage der Dinge eine andere, doch immer große Herrlichkeit sich errungen und zu vielen Beispielen der Tugend als des Lasters den Schauplatz gegeben. Während im Mittag längs dem Gestade der beiden Meere, welche der Apenninus scheidet, ein Arm des Teutsch-Normannischen Reiches die schönsten Gegenden der Erde

umfaßte, und von Neapel aus Völker abweichender Sitte zusammenhielt, bewahrte der andere die Verbindung zwischen dem fruchtbaren Sizilien und dem festen Lande. Weniger geeignet durch das Oberhaupt der Macht, aber reicher an Aeusserungen des bürgerlichen Lebens, gehorchte der Norden Italiens, oder die Lombardei, dem Scheine nach Teutschlands Kaisern, in der Mehrheit aber eigenen, mehr oder weniger selbstständigen Ordnungen. Die städtische Freiheit begann die einzelnen Theile der Lombardei mächtig zu durchdringen, und eine bisher dem neuern Europa unbekannte Seite der geselligen Entwickelung zu offenbaren, indeß monarchische Gewalt in Süd-Italien den letzten Schatten des städtischen Gemeinwesens begrub. Als Vermittelung beider an Art und Sitte abweichender Hälften der Halbinsel, von denen die südliche einig, in sich abgeschlossen, ruhig, die nördliche vielartig, zertrennt, unstät erschien, trat der Pabst (die Kirche) auf, also daß man Italien den Schalen einer Waage vergleichen darf, deren Verhältniß durch das Schwanken oder die Ruhe des Jünglings angedeutet wird. Jede dieser Richtungen des Italischen Lebens soll hier in einzelnen, so viel als möglich scharfen Zügen dargestellt werden, auf daß Jeder den Ueberblick der vielfachen Erscheinungen gewinnen, und sich erklären möge, warum der Teutschen und Wälschen Kraft wider einander gerathen mußte.

Das nördlichste Glied Italiens, die Lombardei, Sitz aller Herrlichkeit und Mittelpunkt jener Hauptbewegung, welche so oft der Teutsche Kaiser über die Alpen gezogen, hat folgende natürliche Beschaffenheit. Zwischen den schneebedeckten Alpen, des Südens und Nordens Marksteinen, und dem kahlen Apenninus-Gebirge, ziehet sich eine unabsehbare Ebene fort, durch den schiffbaren Po, vieler andern Gewässer Sammel-

punkt, in zwei fast gleiche Hälften getrennt. Das obere und untere Meer, die Nähe der Gebirge, der Reichthum an Flüssen, Bächen und Seen bringen dem Lande Kühlung, Fruchtbarkeit und Wohlstand. Der Boden lohnt selbst mäßigen Fleiß durch gesegnete Aernten; Wein, Oliven, Kastanien, Obst gedeihen fast noch reichlicher, als mannigfaltige Getreidearten; Lorbeer, Myrthe, Platanen und ein Teppich hochgefärbter Blumen wandeln manche Strecken ohne große Mithülfe der menschlichen Hand in duftende, jeden Sinn erfreuende Gärten um. Dazu kommt, daß die Eintönigkeit der Ebene den Bewohner aus den träumerischen Gebilden der Einbildungskraft reißt, und ihn zur Anstrengung führt, ohne welche der Mensch im schönsten Lande der Erde zur Gleichgültigkeit des Thieres herabsinkt.

Es war im Jahr 568 nach unsers Herrn Geburt, als die Longobarden, ein Teutsches Volk, ihre Wohnsitze an der Donau verließen und auszogen mit Weib und Kind, ein neues Vaterland jenseits der Alpen zu suchen. Das Ebentheuer gelang. Alboin, des Volkes König, gründete, weil die Sitten der alten Bewohner feig, niederträchtig geworden, mit leichter Mühe eine Herrschaft, welche so lange blühete, als Einfachheit, Kraft, Vertrauen auf Volk und König, der Longobargen Abstammung vom Teutschen Blute bezeichneten. Doch haben gute bürgerliche Einrichtungen, so die Freiheit der Person schirmten, die Macht des Königs durch Landtage, Vertheilung der gesetzgebenden und verwaltenden Kraft an die Menge und die Herzoge, der Städte und ihrer Gebiete Verwalter, beschränkt, und den Untergang eines Volkes hingehalten, welches uneingedenk seiner Herkunft und Heldenthaten mit Reichthum, Herrschaft auch Weichlichkeit und Uebermuth angenommen hatte. Darum brach im Jahr 774 der Franken König, Karl der Große

mit Heeresmacht auf, schickte den Lombardischen Herrscher Desiderius in das Kloster Korvei, ein beschauliches Leben zu führen, und vereinigte das Lombardische Reich, nachdem es 206 Jahre geblühet hatte, mit dem Fränkischen. Aber nach dem Hintritt des Mannes, der durch seines Geistes Kraft Völker verschiedener Art von der Eider bis zur Tiber, vom Ebro bis zur Theiß zusammengehalten hatte, kamen wie überall, so auch in Italien, die jammervollsten, an öffentlichem Elende reichen, an Großthaten armen Zeiten, also daß der Name König bei den Italiänern zum Spott wurde, und Jeder nach Kräften auf Kosten des Gemeinwesens sich auszudehnen trachtete. Denn die Herzoge oder Markgrafen wurden aus Schirmvögten der Grenzen Herren der Lande, die Bischöfe aus Seelsorgern harte Peiniger, so Gerichtsbarkeit und Verwaltung an sich rissen; die Grafen, seit dem Absterben vieler altherzoglichen Geschlechter zu Richtern über Stadt und Land und Führern im Kriege bestellt, vergaßen, daß sie aus der Bürgerschaft Beisitzer des Gerichts empfangen, mit ihnen gemeinschaftlich Ordnung üben und die allgemeinen Landtage besuchen sollten [32]; die Könige, bald aus Französischem, bald Lombardischem Blut, hatten nur den Namen, und betrachteten das Regiment als ein Pachtgut, welches man ungestraft aussaugen und dem Zufall, als Herrn, zurückgeben dürfe; die Freien endlich, welche bisher in Ruhe auf ihren Grundstücken (Sortes) gelebt und den Pflichten des Heerbannes gehorcht hatten, benutzten die allgemeine Verwirrung, verachteten als Hauptleute (Capitanei) — so nannten sie sich — die Gerichtsbarkeit der Stadtgrafen, befestigten ihre Burgen, schalten, nur der Jagd und Waffen froh, Bildung des Geistes weibische Entartung, unwürdig des männlichen Strebens. Dazu kamen die

Verwüstungen der Sarazenen und Ungarn, welche im neunten und zehnten Jahrhundert die schwach beschirmten Lande anfielen, als wollten sie der Sitten Verwilderung und der Verachtung öffentlicher Bande die letzte Nahrung bringen. Denn die reichsten Städter verließen jetzt allmälig eine Verbindung, so keine Ordnung kannte, und siedelten sich auf benachbarten Höhen des freiern Lebens wegen an. Dadurch wurde bei den Einwohnern der Widerwille gegen die Landadeligen, welche man auch Dienstmannen des Königs (Valvassoren) nannte, zum glühenden Haß entzündet, der sich in Fehden und bitterer Verfolgung zu entladen pflegte. — Als solchergestalt die Dinge reif waren zu einer neuen Veränderung, erhob sich der Teutschen Haupt, Otto der Große, nahm ein Kriegsvolk, fuhr über die Alpen, ließ den Lombardischen König Beringar vom Thron steigen, und setzte sich selber zu Pavia im Jahr 951 die eiserne Krone auf. Seit dem Jahre 961 Kaiser und Nachfolger Karls des Großen, strengte Otto alle Kraft an, die verwirrten Angelegenheiten Italiens zu ordnen. Und dieweil der Held die Freiheit liebte, auch nur herrschen wollte durch den Geist, so kamen Mahnungen an die Städte, daß sie eingedenk ihrer Abstammung die Gewalt der Grafen schwächen, die äussere Sicherheit durch Wall und Graben, die innere durch freie Ordnungen schirmen möchten, wie es wehrhaften Männern gezieme. Die Städte Oberitaliens hatten kaum den Sinn des Kaisers begriffen, als sie zusammentraten, sich an die Freiheiten und Ordnungen der altrömischen Städte erinnerten, und dergestalt, halb durch Ueberlieferung, halb durch verständige Prüfung der gegenwärtigen Lage bestimmt, die ersten Grundvesten eines städtischen Wesens schufen und dem herrschsüchtigen Adel entgegenstellten (961 — 966). Aus der gemei-

nen Bürgerschaft wurden zwei verständige und rechtschaffene Männer erwählt, welche jährlich wechselnd die eigentliche Kraft der Gemeinde darstellten. Und damit das Gedächtniß an die alte Freiheit der Römer erneuert in das Leben der Nachkommen greifen möchte, nannte man jene Oberrichter im Frieden und Hauptleute im Kriege Konsuln. Beim Antritt des Regiments schworen sie dem Bischofe der Stadt oder dem kaiserlichen Sendboten (Missus), die Gesetze des Reichs und die Ordnungen der Stadt in nichts kränken zu wollen. Damit aber auch eine äussere Gewalt die ersten Obrigkeiten an das Gesetz mahnen und die Freiheit mannigfaltig über alle Glieder des Staatskörpers vertheilen möchte, schufen die Bürger in den meisten Städten Oberitaliens einen doppelten Rath. Der erste, aus den Verständigsten zusammengesetzt, deutete schon durch die geringe Zahl der Mitglieder und den Namen Geheimrath (Credenza, Credentia, enger Rath in Cöln um das Jahr 1379) auf seine Bestimmung. Er sollte nämlich das Betragen der Konsuln beobachten, die öffentlichen Einkünfte und die Verhandlungen der Stadt mit dem Auslande besorgen, indeß der weite Rath (Speciale) von hundert und mehr Mitgliedern, unter Leitung der Konsuln, die Vorschläge entwarf, welche die Stadtgemeinde (Generale) entweder billigte oder zurückwies. Auf den Sitzungen der zwei Räthe wurden die Vorschläge von dem Stadtschreiber abgelesen und darauf der Berathung übergeben. Der Redner bestieg eine Bühne und legte seine Gründe dar; die Abstimmung geschah entweder durch weiße Bohnen, oder durch Zuruf und Zettel, auf denen der Rathsschreiber die geheim erforschte Meinung der Mitglieder verzeichnet hatte. Damit aber das Band, welches Italien und Teutschland vereinigen sollte, nicht mit

der Zeiten Fortlauf verschwinden möchte, ernannte Kaiser Otto die schon oben genannten Sendboten, welche den Eid der Treue von den Städten empfingen, bei verwickelten Angelegenheiten Dingtag hielten und dafür sorgten, daß die kaiserlichen Rechte ungekränkt blieben. Dahin gehörten bestimmte Abgaben von Getreide und andern Lebensmitteln (Foderum), wenn der Kaiser nach Italien zog, Ausbesserung der Wege, Brücken (Paratica), und Verpflegung des königlichen Geleits (Mansionaticum) [33]. War das Reich bedroht, so rückte auf des Kaisers Mahnung die Bürgerschaft unter dem Befehl der Konsuln aus; vom achtzehnten bis zum siebenzigsten Jahr war Jeder dienstpflichtig [34], und folgte dem Hauptmann des Stadtviertels, welches überdies noch einen Fahnenträger (Gonfalonier) lieferte. Also bildeten sich in den Hauptzügen die Italischen Städtegemeinden schon frühzeitig aus, obschon einzelne Theile der Verfassung nur langsam aus den Stürmen der folgenden Jahrhunderte hervorgegangen sind. Allmälig erwachte der Trutz auf Selbstständigkeit, und wandte sich gegen den Landadel und die Geistlichen, Inhaber bedeutender Vorrechte. Wichtig erschien für die einzelne Stadt der Besitz des sie umgebenden Gebietes, noch wichtiger die Befreiung von geistlicher Gerichtsbarkeit, welche hin und wieder mit Nachdruck geübt wurde. Der Eifer für die Unabhängigkeit, einmal angeregt, ruhete daher nicht eher, als bis der benachbarte Landadel, gedemüthigt, entweder durch freiwilligen Eintritt in die Gemeinde sein Grundstück dem Stadtgebiete übergab [35], und unter dem Namen der Kapitaneen (hoher Adel) und Valvassoren (niederer Adel) die erste Abtheilung der Bürgerschaft bildete, oder durch häufige Niederlagen geschwächt, den Fortschritten der bürgerlichen Freiheit kein Hinderniß ent-

gegenstellte, sondern ruhig auf den Burgen verharrte. Den Bischöfen, deren Gerichtsbarkeit gebrochen war, gestattete man als scheinbaren Ersatz die Einführung (Investitur) der Konsuln; Waffenehre genoß, zumal seit der Mitte des eilften Jahrhunderts das Fußvolk durch die Erfindung des Hauptstadtbanners (Carroccio) [36] eine gewissere Haltung bekommen hatte, jeder Bürger [37]. Es lag aber in der Natur des Streites zwischen der neuen städtischen Freiheit und der altadeligen Lehenherrschaft, daß die steigende Leidenschaft, der täglich durch Handel und Verkehr wachsende Wohlstand, das Teutsche Reichsverband gänzlich abzustreifen suchten. Uneingedenk der bürgerlichen Gesinnung des Sächsischen Kaiserhauses, trutzig nur der Gegenwart und dem nach aussen hin drängenden Triebe ergeben, verließen die Italischen Städte [38] nicht nur das Fränkische Geschlecht in dem Kampf mit der Kirche, sondern vergaßen auch, daß Kunrad's des Zweiten Vermittelung (1039) die Ruhe Italiens hergestellt, die Rechte der Bürgerschaft durch Freiheiten, des Adels durch Erblichkeit der Lehen [39] schärfer bestimmt, das verzehrende Feuer der Zwietracht in den Mauern der Städte gedämpft, und die Ansprüche des Reichs nach der Billigkeit geordnet hatte [40]. Kein Wunder daher, daß kräftige Kaiser, deren Streben, auf eine bleibende Verbindung zwischen Teutschland und Italien gerichtet, so oft den Wankelmuth der Städte erfahren hatte, entweder durch Gewalt der Waffen — was bei Teutschlands verwirrtem Zustande schwer war — oder Klugheit der Verhandlungen, anfangs Gleichgültigkeit, bald bittern Haß gegen die Bürgerschaften offenbarten, und den verheerenden Fehden derselben keine Gränze zu setzen suchten. Denn kaum hatten die Städte im zwölften Jahrhundert die Süßigkeit der Selbstständigkeit vollkommen

gekostet, als sie das eine Ziel, Befreiung vom Reichsbande, auf dem verkehrtesten Wege durch Zwietracht zu verfolgen begannen. Vor allen zeigte Mailand, daß ein Volk, dessen Brust von Freiheitsliebe überströmt, dessen Geist aber die Verkörperung derselben in besonnene Gesetze mißkennt, in namenlose Gräuel, in unbeendbares Elend gerathen kann [41]). Die Stadt, an Bevölkerung, Reichthum, Glanz der Vorzeit ohne Bedenken die erste der Lombardei, strebte mit einer Leidenschaft und Beharrlichkeit nach Erweiterung der Gränzen, daß die Römische Republik der ersten Jahrhunderte erwacht zu seyn schien. Aber es fehlten ewige Grundsätze des Senats, es schirmte kein Glaube an den Gott des Kapitols. Auch mußte der Blick auf die Ansprüche des Teutschen Reichs dem Eroberungstriebe bisweilen wie ein Schreckbild entgegentreten, und in entscheidenden Augenblicken die Kraft der handelnden Bürgerschaft lähmen. Dennoch wurde nach vierjährigem Streit (1107 — 1111). die Nachbarsstadt Lodi erstürmt, gebrochen, und seiner Einwohner, die fortan in sechs Dorfschaften des Siegers namenloses Elend duldeten, beraubt [42]). Darauf richtete sich Mailand wider die alte, wehrhafte Stadt Como (von 1118 — 27) und ruhete nicht eher, als bis die Bürgerschaft Unterwerfung, jährliche Steuer und Zertrümmerung der Stadtmauern gelobte. Von der Zeit an [43]) stieg die Hoffart der Mailänder, zumal die Streitigkeiten zwischen König Lothar und Konrad von Staufen jedes kraftvolle Eingreifen der Teutschen in Italiens Angelegenheiten verhinderten. Das uralte Pavia, weiland Sitz der Lombardischen Könige, bewahrte, theils aus Haß gegen die Nebenbuhlerin, theils aus Erinnerung an die ersten Stifter der bürgerlichen Freiheit, den Kaisern Teutschlands unerschütterliche Treue.

Der Süden Italiens stellte um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ein dem Norden entgegengesetztes Schauspiel dar, und zog Apulien, Kalabrien, Sizilien, die schönsten und fruchtbarsten Lande jenseits der Alpen allmälig durch monarchische Einheit zusammen. Es hatten nämlich die Normannen, Teutscher Abkunft, einst Bewohner des nach ihnen benannten Fränkischen Küstenlandes, zwischen den Jahren 1016 und 1080 durch ritterliche Kühnheit, Treue und Einfalt der Sitten die Ueberzahl der Griechen als Wälschen gebrochen, und den lieblichsten Erdstrich der Halbinsel, des Kampfes Lohn, besetzt, in dem Raum von dreißig Jahren (1061—1091) Sizilien den Sarazenen entrissen, und unter ihrem ersten König (denn bisher hatten Grafen oder Herzoge das freie Volk geführt) Roger dem Zweiten die Lande dies- und jenseits der Meerenge vereinigt (1129). Zwei eigenthümliche Grundsätze zeichnen das königliche Regiment der Normannen aus. Indem die monarchische Richtung den Untergang städtischer Freiheit, so bisher in Neapel und Amalfi als trauriger Ueberrest alter Herrlichkeit geblüht hatte, mit eiserner Festigkeit und glücklicherm Ausgange verfolgte, nahm die angeborene, romantische Frömmigkeit der Normannen den Schein einer unterwürfigen Verhältniß zur Kirche an, welche als Oberherrin die gewonnenen Lande dem glücklichen Sieger zu Lehen übergab. Dieweil also der Trieb nach bürgerlicher Einheit die Vergrößerung von aussenher gebot, die Stellung zum geistlichen Oberhaupt aber eine Beschränkung des ersten Grundsatzes forderte, ist nicht zu verwundern, daß der Normannischen Könige Regiment mit der Zeit eine Scheinseite erhielt, welche nahe der Heuchelei und Niedertracht, weder dem Wesen der weltlichen noch geistlichen Freiheit entsprechen mochte. Auch

scheint wahrscheinlich, daß bei größern Gaben der Könige und längerm Leben derjenigen Tugenden, wodurch das Reich erworben war, selbst die heilige Stellung des Pabstes ein feindseliges Zusammentreffen des nördlichen und südlichen Italiens nicht hätte verhindern können.

Denn die geistliche Herrschaft der Kirche erbebte durch eine denkwürdige Veränderung der Zeitansichten, welche in dem Haupte eines freiheitliebenden Mannes entsprossen, bald Rom, Italien, ja die Lande jenseits der Alpen erschütterte. Arnold von Brescia nämlich war bestimmt, als Priester der erwachenden Geistesfreiheit aufzutreten. Von Natur scharfsinnig, kühn, beredt, dem Bösen und Trug von ganzer Seele feind, dem Wahren, Guten bis auf Tod und Leben getreu, hatte er unter Abälard's, des geistigen Bewegers seiner Zeiten, Leitung die angeborenen Gaben ausgebildet und dauerhaft begründet. Die Milde des Lehrers, der widerrufen konnte, wo Hoffnung fruchtlos schien, ging nicht in Arnolds Seele über. Sie schauderte beim Anblick der sittenlosen Geistlichkeit des für die Freiheit der Gedanken verschlossenen Volkes, und erhob sich zu dem Entschluß, das Gebäude der pfäffischen Selbstsucht in seinen tiefsten Vesten zu erschüttern. Mit solchen Gedanken trat der kühne Mann nach glücklich vollbrachten Lehrjahren der Jugend in seiner Vaterstadt Brescia auf, schilderte in bittern, aber wahrhaftigen Reden die Allgewalt des Bösen, und wie zur Freiheit bestimmte Menschen Knechte der Lüge geworden. „Christus“, sprach er, „habe gelehrt, sein Reich sei nicht von dieser Welt; Schwert und Herrscherstab gehörten demnach billig der weltlichen Obrigkeit; zeitliche Ehre und irdische Hoheit seien an des weltlichen Gesetzes Vorsteher gebunden; Verachtung des

vergänglichen, Hoffnung des ewigen Gutes zieme den Priestern. Also müßten Pabst, Bischöfe, Aebte und Mönche entweder die Armuth und Einfalt der ersten Apostel anziehen, oder nimmer auf ewiges Leben und Gnade vor Gott hoffen." 43) Diese Grundsätze, vorgetragen mit gewaltiger Beredsamkeit, rissen die Einwohner von Brescia und der umliegenden Gegend mit sich fort, daß sie dem Bischofe der Stadt trotzten, und frei zu seyn begehrten in Gedanken als Worten. Kaum hatte der Römische Stuhl bemerkt, daß die neue Lehre überall zündete, und die öffentliche Untersuchung auf die Gränzen der weltlichen und geistlichen Gewalt lenkte, als eine Versammlung, unter Leitung des Pabstes Innocentius des Zweiten, den Verkünder neuer Wahrheiten mit Bannung aus dem Vaterlande, bald auch mit geistlichem Fluche strafte. Darob verließ Arnold Italien, und eilte nach Frankreich, von da bei neuer Feinde Ueberzahl gen Zürich im Schweizerlande. Da gab ihm der verständige Bischof von Konstanz eine Zufluchtsstätte, und verschloß sein Ohr der Wahrheit nicht, welche vom benachbarten Volk eifrigst aufgenommen, vielleicht späte, aber sichere Früchte getragen hat. Als aber wiederum das Ungeheuer des Irrthums erwachte, als der heilige Bernhard an der Spitze eines zahllosen Pfaffenhaufens der Ausbreitung des neuen Lehrbegriffs siegreich entgegentrat, verließ Arnold die Schweiz und ging — wie es große Seelen in ihren Nöthen zu thun pflegen — der Gefahr entgegen nach Rom, dessen Volk ungestüm die alten Freiheiten verlangte, und den Pabst Lucius den Zweiten mit Empörung bedrohete (1144). Begierig wurde daher von den Römern die Mahnung vernommen, eine freie, der Vorfahren würdige Verfassung einzurichten; denn wohl mochte Arnold einsehen, daß ohne jene kein Reich der geistigen Wahrheit auf-

blühen könne. „Nur von euch, ihr Bürger Roms," sprach er, „hängt der Stadt Wohlfart ab. Waret ihr bisher gebunden durch sinnlosen Eifer für den Pabst, so erkennet jetzt die Gnade Gottes, der euch ein neues Licht sendet, daß es in euern Herzen ein Feuer der Freiheit erwecke, und die Schmach der Knechtschaft zerstöre. Das Kapitol, eurer Vorältern Hort, steige aus den Trümmern empor, die Volksvertreter (Tribunen) kehren zurück ins Leben, damit der Gemeinde Rechte durch einen treuen Sinn geschirmet werden! Setzet Ritter, Patricier, Senatoren ein, damit die Kräfte der Republik einander umfangen nnd ergänzen mögen! Den Namen des Teutschen Kaisers haltet in Ehren, aber den Bischof von Rom führet in die Demuth des geistlichen Lebens zurück [44]. — Und ihr, Pfarrer der kleinern Gemeinden, kennet den Uebermuth der Kardinäle, welche über die achtundzwanzig Sprengel der Stadt wie hungrige Wölfe herfallen, und Zucht und Ordnung mit Füßen treten!" — Diese Worte verhallten nicht; die Römer, schon früher durch die freistädtische Gestaltung Oberitaliens angereizt, griffen zu den Waffen, besetzten das Kapitol, schufen einen Rath (Senat) von sechsundfunfzig Gliedern und einem Vorsteher (Patricius) [45]), mißhandelten die Geistlichkeit und den mit ihr verbundenen Adel durch Raub, Brand und Mord, also daß Arnold zu spät den Mißgriff seines Eifers kennen lernte, der einem verkrüppelten Geschlecht die Mannlichkeit seiner Vorfahren zutrauete. Umsonst luden daher wiederholte Gesandtschaften des Römischen Raths und Volks den König Kunrad von Staufen ein, umsonst stellten sie ihm die Leichtigkeit einer neuen Weltherrschaft, den Eifer der nach alter Herrlichkeit ringenden Hauptstadt vor; Konrad verschmähte das eitele Wortgepränge und überließ den neuen

Lauf der Dinge seiner eigenen Entwicklung [46]. Also geschah es, daß der Pabst Lucius II. bei der blutigen Erstürmung des Kapitols durch einen Steinwurf das Leben verlor, daß Rom beinahe zehn Jahre lang den Schauplatz des Mordes, der Verwirrung und Leidenschaften darstellte, bis Eugen der Dritte durch der Normannen Hilfe die Volkswuth zügelte (1149), und Hadrian IV., ein kluger, entschlossener Herr, seit 1154 auf St. Peters Stuhl, durch Bannflüche die unstäte Menge zum Gehorsam brachte; sie, die jetzt im schwarzen Undank Arnolden verrieth, und aus den Mauern, so er mit freien Bürgern bevölkern wollte, in das Elend schickte.

Dies war Italiens gährender Zustand um die Zeit, als die Teutschen Friederichen von Hohenstaufen zu ihrem Oberhaupt erkohren. Dasselbige hatte kaum die Ruhe und Eintracht Teutschlands hergestellt, die Klagen vertriebener Bürger von Lodi über Mailands wachsende Herrschsucht vernommen, als mit einmüthigem Beschluß der Fürsten und Herren zur Fahrt in das Land Italien gerüstet wurde.

Das dritte Kapitel.

Die erste Heerfahrt in das Land Italien.

Schon in den ersten Tagen des Weinmonats 1154 führte der König Friederich ein ansehnliches Kriegsvolk, welches sich bei Augsburg auf dem Lechfelde versammelt hatte, über Brixen und Trident nach Wälschland. Da geschah es, daß auf dem beschwerlichen Zuge über das Gebirge etliche Kriegsmänner, von Mangel gedrückt, die Ordnungen des Lagers vergaßen, und Klöster und heilige Stiftungen plünderten. Kaum hatte der Führer diese Missethat vernommen, als er, da die

Verbrecher nicht entdeckt werden konnten, vom ganzen Heere eine Steuer nahm, den Schaden reichlich ersetzte, und nach kurzer Rast beim Gardasee, am 30. des Weinmonats, auf den Roncalischen Feldern lagerte. Denn in dieser Ebene, so sich am linken Ufer des Po zwischen den Städten Cremona und Piacenza ausdehnt, pflegten seit uralter Zeit die Teutschen Könige Gericht und und große Heerschau zu halten. Friederich übte diesen Brauch strenge, und nahm allen, so aus Trägheit oder Ungehorsam den Ruf zu den Waffen überhört hatten, ihre Lehen. Darnach hielt er Dingtag, und hörte Lodi's und Como's Klagen über die grausame Hoffart der Mailänder. Zwar hatten diese, um das drohende Ungewitter abzulenken, zwei wohlberedte und kluge Männer, Obert von Orto und Gerardo Nigro, mit reichen Gaben nach Roncaglia geschickt; allein Friederich, weder durch Gold noch kunstreiche Worte geblendet, beschloß in Ruhe die Sachen zu erwägen, für jetzt aber die Lage des Piemontesischen Landes zu untersuchen; denn der getreue Wilhelm, Markgraf von Montferrat, klagte bitter über Trutz und Gewaltthat der Städte Cairo und Asti. Also wurde den Mailändischen Abgeordneten geboten, das Teutsche Heer auf dem kürzesten Wege in die genannte Mark zu führen. Jene, in Hoffnung, Mangel an Lebensmittel würde einen Theil der verhaßten Fremdlinge aufreiben, zogen durch Gegenden, welche der Krieg zwischen Mailand und Pavia fast gänzlich verwüstet hatte. Regenwetter und Schneegestöber machten den Zug höchst beschwerlich; dennoch verbargen die Krieger und der König, der feindlichen Tücke wohl kundig, den tiefen Unwillen. Als aber mit steigender Noth, die Kleider durchnäßt, den Leib durch Hunger und Drangsal abgemattet, die Teutschen ausserhalb der Burg Rosate lagern mußten,

da ergrimmte Friederich, und gebot den Mailändern, noch vor Nacht von hinnen zu ziehen. Darauf wurde Rosate, dessen Besatzung freien Abzug erhielt, geplündert und dem Boden gleich gemacht; dasselbe Schicksal traf die Städte Cairo und Asti, welche Vertheidigung vor dem Römischen Könige weigerten. Die Mailänder, ob dieser Strenge kleinmüthig, suchten durch neue Boten und Geschenke Friederichs Zorn zu stillen, mußten aber ungehört mit der Antwort von dannen ziehen: „Einem Treulosen darf niemand trauen; begehrt Mailand den Frieden, so müssen zuerst Lodi und Como Genugthuung und Selbstständigkeit erhalten [47]).

Nachdem der König hierauf die Kriegszucht gestärkt, und willkührliche Plünderungen durch Verlust der rechten Hand unterdrückt hatte, führte er im Hornung des Jahres 1155 das Heer wider Tortona. Diese Stadt, durch ihre bergige Lage und feste Burg, so auf einem steilen Felsen erbauet war, geschirmt, weigerte sich, dem alten Bündnisse mit Mailand zu entsagen, und vor kaiserlicher Sende zu erscheinen. Als Strafe erfolgte des Reiches Acht. Rasch, von keinem Hindernisse aufgehalten, stürmte die Teutsche Vorhut unter Kunrad, Pfalzgrafen bei Rhein, Berchtold, Herzog von Zäringen, und Otto von Wittelsbach, aus dem uralten Hause Scheiern entsprossen, und damals des Reiches Bannerträger; fast die ganze untere Stadt wurde genommen, die Mannschaft aber zur Flucht in die Burg gezwungen, welche neben den Tortonesen zweihundert Mailänder vertheidigten. Das Teutsche Lager dehnte sich nach allen Seiten aus; gegen Mittag unter dem Herzog Heinrich von Baiern, gegen Abend, am Flusse Tanaro, unter dem König Friederich, während die zahlreichen Hilfsschaaren der Pavier in der Richtung von Mitternacht gen Morgen aufgestellt wurden. Darauf begann

die Belagerung mit der ausserordentlichsten Anstrengung. Aber die von Tortona widerstanden mannlich, und warfen in kühnen Ausfällen den Feind mehrmal zurück. Am heftigsten wurde auf der Seite gestritten, welche die Pavier eingeschlossen hatten; denn hier floß die einzige Quelle, aus der die Belagerten schöpften. In diesen Tagen der allgemeinen Erbitterung wollte ein gemeiner Teutscher Kriegsmann den Seinen ein Beispiel geben. Nur mit Schild, Schwert und Beil gerüstet, klimmt er die steile Felswand, welche einen vergeblich bestürmten Thurm Rubea schirmte, hinan, gewinnt glücklich den Fuß desselben, und stürzt etliche Feinde, so ihm entgegeneilen, durch Schwertes Schlag in den Abgrund. Dann steigt er, von zahllosen Geschossen verfolgt, die Stufen, welche das Beil gehauen hat, hinab, und langt ohne Wunde im Lager der staunenden Kriegsgesellen an. Als der König diese That erfuhr, wollte er sie durch die Ritterwürde belohnen; aber der Kriegsmann verschmähete die Ehre, und antwortete: „Mein Stand genügt allen Wünschen!“

Dieweil das heilige Osterfest nahete, welches die Teutschen mit besonderer Andacht zu begehen pflegten, wurde den Tortonesen ein viertägiger Waffenstillstand bewilligt. Die Noth in der Burg hatte, seit die Belagerer Pech und Schwefel in die Quelle schleuderten, fast den höchsten Grad erreicht. Daher verließen am heiligen Abend Mönche und Priester den Wohnsitz des Elendes, und zogen, festlich gekleidet, in den Händen Kreuze und Rauchfässer, unter andächtigem Gesang dem Lager der Teutschen zu. Der König, welcher die Absicht der feigen Pfaffheit erkannte, schickte ihr fromme und gelehrte Bischöfe entgegen. Diesen warfen sich die Wälschen Priester zu Füßen, und fleheten also: „Wir bitten nicht für die verurtheilte Stadt, nicht für die

Bürger, so des Kaisers und Königs Gnade verwirkt haben. Ach! hätte unser Auge Tortonas Einwohner nie geschaut, unser Ohr nie den Frevel und die Strafe vernommen! Aber soll der Unschuldige leiden mit dem Schuldigen, der Gerechte büßen mit dem Ungerechten? Wehe! Wehe! Wir können der heiligen Auferstehung Fest nicht beginnen. Denn am Altare schreckt uns die Menge der Geschosse und das Gekrache der einstürzenden Balken. Was haben wir gethan? was verbrochen? Etwa mit den Mailändern verbündet, Pavia bekriegt? Etwa im Einverständnisse mit der aufrührerischen Bürgerschaft, des Herren Zorn erregt? — Aber bis hieher pflegten wir, unbekannt mit den Waffen, nur Gott zu dienen.“ Kaum vernahm Friederich, daß die Geistlichkeit ihre Gemeinde verlassen habe, als er augenblickliche Heimkehr gebot. Nach Ablauf des Waffenstillstandes wurde die Belagerung bis zur Mitte Aprils mit ununterbrochener Anstrengung fortgesetzt. Da endlich ergab sich die tapfere Bürgerschaft. Weiber, Kinder, Männer und Jungfrauen zogen mit der besten Habe von hinnen, und fanden freundliche Aufnahme bei den Mailändern. Die leeren Wohnungen der Stadt und Burg Tortona aber wurden auf Friederichs Gebot zerstört. Darauf nahete er sich am 17. April im feierlichen Zuge der freundlich gesinnten Stadt Pavia, deren Bürger sehnlich die Ankunft des siegreichen Heeres erwarteten. Auf den Straßen, zum Theil mit Decken belegt, wimmelte ein fröhliches Volk; weißgekleidete Jungfrauen zogen den Teutschen entgegen, und streueten Blumen aus; Jünglinge sangen Jubellieder, Priester sprachen Segnungen. In der Kirche des heiligen Michael, wo vor Zeiten die Lombardischen Könige gekrönt wurden, setzte der Stadt Erzbischof dem gepriesenen Friederich die Italiänische Reichskrone auf. Er aber, ungeduldig,

das erhabene Rom zu schauen, verließ nach kurzer Rast Pavia.

Unterdessen hatte die schnelle Ankunft der Teutschen über die Römer und den Pabst Hadrian IV. Bestürzung gebracht; denn jene argwöhnten eine Verbindung des weltlichen und geistlichen Armes, dieser blickte mit Mißtrauen auf einen König, der die Festigkeit seines Willens, und die Klarheit seiner Ansichten über das Verhältniß der kaiserlichen Gewalt zur päbstlichen genügend bewährt hatte. Daher flüchtete Hadrian in die feste Burg Castella, obschon Friederich etlichen Kardinälen, so ihn zu St. Quirico begrußt hatten, seine friedliche Gesinnung erklärt, und sogar die Auslieferung Arnolds von Brescia verheißen hatte. Dieser Unglückliche war in die Burg eines Lombardischen Grafen geflüchtet, um hier zu erwarten, was die Gewalt über ihn beschließen würde. Der König, entweder falsch über Arnold berichtet, oder — was den erworbenen Ruhm auf ewig verdunkeln würde — weltliche Macht höher achtend denn Gott, übergab den Vertheidiger des Rechts, den beredten Lobpreiser der Freiheit, den kühnen Erleuchter eines dunkeln Jahrhunderts, der rachedürstigen Pfaffheit. Arnold hauchte seine große Seele in den Flammen eines Scheiterhaufens aus, während der Statthalter Christi zu Viterbo um nichtigen Schein haderte. Denn dorthin hatte sich Hadrian, endlich den Teutschen trauend, begeben. Friederich ging dem nahenden Pabste entgegen, und empfing ihn mit allen Ehren. Darauf nahm der Bischof von Bamberg das Wort, sprach von seines Herrn Tugenden, und wie er bereit sey, nach erhaltener Kaiserkrönung, die Kirche in allen ihren Rechten zu schirmen. Hadrian aber antwortete also: „Du machst nur leere Worte, theurer Sohn, und vermeinst, dein

Herr habe dem heiligen Peter die verdiente Ehre erzeigt. Wie kann aber der heilige Apostel in Treue geehrt seyn, wenn der König, dein Fürst, dem Nachfolger Petri statt des rechten den linken Steigbügel halten will?“ Als dies Friederichen verdolmetscht wurde, ließ er sich entschuldigen: der Fehl sey nicht aus bösem Willen, sondern aus Unkunde des Geschäfts geschehen; der Teutschen Oberhaupt habe das Steigbügelhalten nicht sonderlich und mit Fleiß getrieben; der Pabst sey der erste, an welchem die Kunst geübt worden. Da antwortete Hadrian, sich an die Fürsten wendend: „Wenn euer Herr das Leichteste nicht kennt, wie wird er das Große und Schwere vermögen?“ „Ich möchte doch wissen,“ entgegnete Friederich, „ob dieser Dienst aus Schuldigkeit oder Gewohnheit entstanden? Ist dieses, so muß Se. Heiligkeit schweigen; ist jenes, was liegt daran, ob der linke oder rechte Bügel gehalten wird?“ Der Pabst ließ sich aber nicht bedeuten, sondern machte Anstalt zum Aufbruch. Da sprachen die Fürsten dem König, der nicht wußte, ob er lachen oder weinen sollte, zu, er möge dem heiligen Vater die verlangte Ehre selbst buchstäblich erzeigen [48]. Friederich folgte, in dem Glauben, daß Menschen, so den großen und einfachen Sinn verloren haben, an einer erbärmlichen Aussenseite sich zu erlaben pflegen. Dieselbe Erfahrung machte er an den Abgeordneten der Stadt Rom, welche das Oberhaupt der Teutschen also anredeten: „Uns haben Rom's Senat und Volk an euch gesendet! Vernehmet mit freudigem Gemüthe, mit mildem Ohr, was euch, der Welt Gebieter, die heilige Roma, verkündet, jene Stadt, deren Herr, Fürst und Kaiser ihr nach etlichen Tagen werden sollt! Ihr trachtet nach der Welt Herrschaft; mit Freuden stehe ich auf, euch die Krone zu überreichen, mit Entzücken eile ich euch entgegen! Mö-

gen die alten Zeiten wiederkehren! Wiederkehren, ich fleh' es, die Freiheiten der herrlichen Stadt! Möge sie unter diesem Führer die Weltherrschaft wieder erringen! Möge sie unter diesem Kaiser des Erdkreises Hoffart bändigen! — Aber vernehmet vorher etliche Worte über das, was euch zu thun ziemet!" Ihr waret ein Fremdling; ich machte euch zum Bürger. Ihr kamet fernher von den Alpen gezogen; — ich machte euch zum Kaiser; was von rechtswegen mein war, gab ich euch! Daher müsset ihr die alten Freiheiten bestätigen; meinen Söhnen aber, so euch im Kapitol entgegenjauchzen werden, 5000 Mark Silbers zahlen! — — —

Der König, schon mehrmal im Begriff, den übermüthigen Redner zu unterbrechen, konnte sich bei den letzten Worten nicht länger halten. „Willst du," sprach er, „den alten Preis deiner Stadt, den Ernst deines Senats, die Mannlichkeit deiner Ritter kennen lernen? Schau unser, der Teutschen, Reich an! Uns wurde mit dem Kaiserthume auch die Herrlichkeit deiner Vorfahren! Hier deine Konsuln, dein Senat, hier dein Kriegsvolk! Du prahlst, ich sey von dir gerufen, durch dich Bürger, Kaiser worden, hätte empfangen, was dein gewesen! Gib Rechenschaft, warum ich gerufen wurde! Feinde zertraten dich, und du konntest nicht frei werden; da kamen die Teutschen, und nahmen den Preis ihrer Mühen. — Du sprichst von Pflichten. Werde ich denn in Fesseln gehalten? Ziehe ich nicht einher an der Spitze eines starken und freudigen Kriegsvolkes? Die heiligen Kaiser Karl und Otto haben die Stadt Rom anfangs den Griechen, hernach den Longobarden entwältiget, und mittelst ihrer Tugend dem Reiche zugefügt. Also bin ich der Stadt rechtmäßiger Inhaber; wer Lust hat, der nehme dem

Herkules den Kolben aus der Faust! Der Teutschen Macht ist noch ungeschwächt" [49]).

Diese Antwort setzte die Abgeordnete in solch Erstaunen, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, abzogen. Friederich aber ließ mit einbrechender Nacht, auf den Rath des Pabstes, durch tausend erlesene Reisige die Leoninische Vorstadt sammt der Kirche des heiligen Peter besetzen [50]), und nahm am Morgen des 18. Brachmonats mit dem ganzen Heere den Weg nach Rom. Der Pabst zog voran, um die Krönung vorzubereiten; des Reiches Banner flatterten hoch, und verkündeten den Römern, welche größtentheils die Vorstadt verlassen hatten, und von Thürmen oder Mauern herabblickten, die Annäherung der gefürchteten Teutschen. An der Stadt Pforte standen die Geistlichen und empfingen den König, der darauf an die Stufen des St. Peter reitet. Da stieg er vom Roß mit seinen Fürsten, Grafen und Rittern. Auf der untersten Stufe der Treppe aber, unweit der ehernen Kirchenpforten saß der Pabst im geistlichen Schmuck, umgeben von seinen Kardinälen und Bischöfen. Dem nahenden König ging er drei bis vier Schritte entgegen, und setzte sich dann wieder, worauf jener eidlich verhieß: „Mit Gottes Hilfe den heiligen Peter und seine Nachfolger zu schirmen ohne Trug und Falschheit." Darauf zogen die Fürsten, Ritter und Pfaffen mit den Oberhäuptern der Christenheit in die Kirche, und harreten in feierlichem Schweigen des Augenblicks, wo der Pabst vor dem Altar des heiligen Mauritius dem Kaiser die Kleinodien des Reichs, Ring, Schwert, goldenen Apfel, Krone und Scepter überreichte. Da riefen die Teutschen: „Unserm von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser Leben und Sieg!" Als nach vollendetem Hochamt Friederich das heilige Abendmahl empfangen hatte, verließ der Zug die Peterskirche; vor

den Stufen derselben bestieg der Pabst sein Pferd, wobei der Kaiser den Stegreif hielt, und sich dann selber auf sein kostbar geschmücktes Streitroß schwang. Rücken und Seiten verhüllte eine kunstreich gewebte Purpurdecke; Sattel und Gebiß schimmerten von Gold und Edelgesteine; von der Stirne herab leuchtete ein durchsichtiger Karfunkel; an der Brust hingen silberne Schellen [51]. In so kaiserlichem Schmuck begleitete Friederich den Pabst bis halben Weg zu der Engelsburg, und kehrte dann in sein Lager zurück, welches vor den Mauern der Stadt aufgeschlagen war.

Während sich solches zutrug, hatte das Römische Volk in bitterem Unmuth bald die Pracht und Heldenstärke der Teutschen angestaunt, bald den Widerwillen und die drückende Stimmung durch Freudengeschrei entladen, seine eigentliche Absicht aber so gut verhehlt, daß weder Ritter noch Knappen einigen Argwohn schöpften. Aufgeregt durch die Rathsherren, beschloß es blutige Rache zu nehmen an den stolzen Fremden, welche ohne Einwilligung der freien Stadt Rom ihren Kaiser gekrönt hatten. Unerträglich brannte die Sonne; abgemattet ruhete im Lager der Teutsche Kriegsmann, oder erquickte sich durch Speise und Trank: als die Römer mit gewaltiger Heeresstärke über die goldene Brücke in die Leoninische Vorstadt drangen, zwei Knappen, so sich hier verspätet hatten, niederstießen; alle Kardinäle ausplünderten, und unaufhaltsam wider das kaiserliche Lager stürmten [52]. Anfangs erhob sich hier Verwirrung; bald aber stellte Friederich die Kriegsordnung her, sammelte sein Volk und eilte den Feinden entgegen. Da begann ein herbes Streiten; denn die sogenannten Transteveriner, das heißt, jenseits der Tiber Wohnende, so sich rühmten, unmittelbar von dem heldischen Römervolke abzustammen, widerstanden kühn

und geschickt. Da kam der Kaiser in große Lebensgefahr; vom Rosse geworfen, wäre er von den Feinden erschlagen worden, hätte ihn nicht der Herzog Heinrich von Sachsen mit eigener Faust gerettet. Denn derselbige setzte, umgeben von seinen Getreuen, in den dichtesten Haufen der Römer, und gewinnet durch Hauen und Stechen, daß sich Friederich erheben, ein anderes Roß besteigen und in den Feind stürzen kann [53]. Der floh um die vierte Nachmittagsstunde in allgemeiner, schrecklicher Verwirrung; Viele warfen sich, dieweil Heinrich der Leu eine Pforte St. Angelus gewonnen und den Rückzug abgeschnitten hatte, mit voller Rüstung in die Tiber, und wurden von dem Strome fortgerissen; Andere riefen umsonst die Gnade des Siegers an, welcher, den tückischen Ueberfall zu rächen, furchtbar in der feindlichen Nachhut wüthete. Da sprach wohl mancher Teutsche Kriegsgesell zum flehenden Römer: „Jetzt, Rom, empfange Teutsches Eisen! Siehe da das Gold, welches dir der Kaiser für die Krönung reicht! So kaufen die Teutschen das Kaiserthum [54])! Also wurden an diesem Tage mehr denn tausend Römer vom Schwert, oder dem wilden Tiberstrom hinweggerafft. Aber auch den Siegern hatte der Streit manch' theuren Helden gekostet; viele, unter ihnen Heinrich der Löwe, lagen an Wunden darnieder. Als solches der Kaiser vernommen hatte, eilte er herbei, nahm dem Herzog, seinem Vetter, den blutgefärbten Helm ab, reinigte vom Staub und Schweiß das Gesicht, verband die Wunde mit aller Sorgfalt, und sprach: „Ich gedenke es dir!" [55])

Das Römische Volk verharrte unterdessen im Trutze, und verweigerte die Lebensmittel. Da zog der Kaiser, dieweil Krankheiten im Lager wütheten, mit dem Pabste von Rom ab, und eilte in die Nähe des anmuthigen

und gesunden Tivoli. Hier war es, wo er, wahrscheinlich durch häufige Unterredungen mit Hadrian IV., seinen Ansichten über die Normannen auf immer eine feste Gestalt gab. Jenes Volk nämlich, welches im Süden Italiens von Tage zu Tage kühner auftrat, lebte mit dem Pabst in beständiger Fehde, und suchte durch Rom dem beweglichen Norden sich enger anzuschließen. Diese drohende Stellung entging dem Oberhaupte der Teutschen nicht; es beschloß, die Normannische Macht zu brechen, und die Kirche unter der Bedingung zu schirmen, daß sie ohne Vorwissen des Reiches keinen Frieden mit Wilhelm I., dem Normannen, schließen sollte. Der Zug nach Süditalien war vorbereitet; da kamen verheerende Fieber über das Teutsche Kriegsvolk, und zwangen den Kaiser, die Nachbarschaft Roms zu verlassen, und in den Gebirgen des Herzogthums Spoleto etliche Tage zu rasten. Als aber die Bürger der gleichnamigen Hauptstadt, im Vertrauen auf die Festigkeit ihrer Mauern, weder eine Reichssteuer von 800 Pfund entrichten, noch den Toskanischen Grafen und kaiserlichen Gesandten Guido Guerra, der in ihre Hände gefallen war, ausliefern wollten, versammelte Friederich das Kriegsvolk, und führte es wider die Stadt. Die Bürger, mit Schleudern, Armbrüsten und Hellbarden bewaffnet, standen vor den Mauern in Schlachtordnung. Als nun viele Teutsche von Geschossen verwundet oder getödtet wurden, und etliche auch furchtsam umherblickten, rief der Kaiser mit also lauter Stimme, daß es Freunde und Feinde vernahmen: „Das ist ein Kinderspiel, kein Männerstreit! Mit ganzem Leibe stürmet wider den Feind, und dringet mit ihm zugleich in die Stadt ein!“ — Solches gesprochen, stürmet er vorwärts; ihm folgen die Gesellen nach, erreichen im Lauf die Höhe des Walles, und stürzen sich von hier zugleich

mit dem fliehenden Feind in die offenen Thore. Während der beutelustige Krieger die Stadt durchwühlet, ergreift Feuer die leicht gebauten Häuser, deren Bewohner mit genauer Noth die hoch liegende Burg, und das benachbarte Gebirg erreichen. Der Kaiser, welcher kein Werk halb zu thun pflegte, dringt am folgenden Tag über die rauchenden Trümmer wider das Felsenschloß, und gewinnt, von etlichen Rittern begleitet, zuerst desselben Zinnen [56]). Da wurden viele der streitbaren Mannen erschlagen; Weiber, Kinder, Jungfrauen und Greise aber mit aller Milde behandelt [57]).

Sonder Gefährde zogen die Teutschen darauf gen Ancona, von wo sie in mehreren Heerhaufen dem Vaterlande zueilten. Während die Bischöfe von Aquileja und Bamberg, der Herzog von Kärnthen, der Markgraf von Steierland zu Schiffe gen Venedig eilten, und andere Herren durch die Lombardei und Piemont nach den Savoiischen Alpen zogen, nahm Friederich mit einer kleinen, auserlesenen Schaar den Weg durch Romagna, das Gebiet von Bologna und Mantua, und lagerte im Herbstmonat des Jahrs 1155 in den Ebenen von Verona. Während er hier über die Mailänder, welche durch Como's und Lodi's Zerstörung des Reiches Hulden verloren hatten, feierlich Urtheil sprach, und ihnen das Münzrecht sammt allen übrigen Freiheiten nahm, ersannen die Wälschen folgende Tücke:

Das vierte Kapitel.

Der Veronesen Tücke und Lohn.

Wenn nämlich ein Römischer König von Teutschland nach der Stadt Rom zog, oder von dort in das Reich zurückkehrte, so pflegten die Bürger Verona's, nach einer uralten Gewohnheit, eine Brücke über die

Etsch, unweit der Stadt, zu bauen. Dadurch wollte man den Ausbrüchen eines Grolls, der zwischen Teutschen und Veronesen seit langen Zeiten wurzelte, vorbeugen. Also war auch jetzt eine Brücke gezimmert, welche, wie die Arglist der Wälschen hoffte, dem Kaiser und seinen Begleitern das Verderben bereiten sollte. Die Kähne der Schiffbrücke nämlich waren so locker verbunden, daß, wenn die Strömung einen festen Körper herantrieb, die Seile zerreissen, und Roß als Mann in die Fluth stürzen mußten. Darum hatte man unweit der Brücke Holzblöcke am Ufer aufgeschichtet, welche, auf ein gegebenes Zeichen in den Fluß gestürzt, die zerbrechlichen Böte vollends zertrümmern mußten. Die Teutschen ahneten den Verrath nicht, und traueten dem freundlichen Gesicht der Veronesen, so dem Kaiser und seinen Reisigen glückliche Heimfahrt wünschten. Kaum aber hatten diese das andere Ufer erreicht, als die Brücke krachend zusammenfiel, und eine Schaar Bewaffneter aus dem Hinterhalt hervorbrach, um, wie sie wähnte, die Ueberbleibsel der Teutschen zu vernichten. Allein diese vertheidigte sich mannlich; alle Italiäner wurden erschlagen [58]). Darauf zogen die Sieger längs dem lieblichen Ufer der Etsch fort, und lagerten gegen Abend in den Berner Klausen, am Fuß des Alpengebirges. Hier rauschet zur rechten Hand die wilde Etsch, und bildet, über kahle oder halbbemooste Trümmer des Urgebirges stürzend, ansehnliche Wasserfälle; links steigt ein Fußpfad hinan, anfangs in sanften Schlangenwindungen, bald aber in fast senkrechter Richtung und so gefährlich, daß kaum der feste Tritt des Maulthiers vor dem Sturz in den Abgrund schirmet. Am engsten Theile dieses Pfades erhob sich ein glatter, runder Fels mit eingehauenen Stufen, auf der Morgen- und Mitternachtsseite durch hohes Gestrippe

und mäßige Abgründe geschirmt. Auf dem Felsen aber war eine Burg erbauet, so der Herr Alberich, Ritter von Verona, mit 500 kühnen Gesellen besetzt hatte, um den Kaiser, wenn er durch den wilden Engpfad ziehen würde, zu vernichten. Friederich, welcher die Burg erblickte und der Wälschen Tücke kannte, gebot etlichen Reisigen, noch vor Einbruch der Nacht durch den Paß zu ziehen, ob er ihnen wohl verschlossen bliebe. Alberich aber wollte die Teutschen dumm machen, und ließ die Ritter ungehindert vorbeiziehen. Zugleich riefen die von Verona dem Teutschen Kriegsvolke zu: „Der Kaiser möge sonder Furcht sein; denn alle Berner huldigten seinem heldischen Gemüth!“ Mit der Frühe des folgenden Tages brach Friederich sammt dem größten Theile der Seinen auf, trauend, der Wälschen Tücke möchte verschwunden seyn. Aber plötzlich rollten große Felsstücke herab, verwundeten etliche Rosse, und stürzten krachend über den Hohlweg in die schäumende Etsch. Einen Augenblick stutzten die Teutschen, bald aber forderten sie mit Ungestüm das Zeichen zur Schlacht. Der Kaiser, um Blut zu schonen und den feindlichen Männern Zeit der Reue zu geben, rief zu sich die Edlen von Verona, Isaako und Garzabano, welche, wie es treuen Dienstmannen gebührt, den Herrn bis zur Grenze ihres Landes geleiteten. „Geht,“ sprach er, „und meldet den Wahnsinnigen, sie mögen ablassen von ihrer Arglist, oder des Kaisers Zorn erfahren!“ Allein Alberich und seine Reisigen spotteten des Aufrufs, und antworteten den Boten des Friedens mit Steinwürfen. Darauf sandte der Kaiser zwei edle Teutsche Ritter, in Hoffnung, durch diese mehr zu gewinnen; aber die vom Felsen verharrten in ihrer Hoffart, und riefen mit lauter Stimme: „Ihr Fürstenknechte, meldet eurem Kaiser, daß er uns achthundert Mark Silbers gebe,

und für jeden Ritter einen Panzer oder ein Roß! Wenn nicht, so soll Niemand von euch auf diesem Wege in die Heimath ziehen!" — Ergrimmt schleuderten die Teutschen ihre Speere wider die kahle Felswand, und brachten dem Herrn die Antwort der Ungetreuen. Er, der sie schon von Weitem vernommen hat, spricht: „Hart ist die Bedingung! Hart, daß ein Kaiser dem Räuber Zins geben soll! Aber, frisch Gesellen, wir wollen jenen dort zahlen mit kaiserlicher Münze! Entweder hier wollen wir über die Alpen ziehen, oder sonst nirgends."

Darauf, um den Alberich sicher zu machen, gebeut er den Seinen, das Gepäcke abzulegen, die Rosse zu entzäumen und Zelte aufzuschlagen, gleichsam als sollte das Heer den Tag über alldort verweilen. „Hier," spricht er zu den murrenden Genossen, welche des Streites Aufschub nicht ertragen können, „hier an der Heimath Schwelle werden wir nach so mannigfaltiger Drangsal die letzte und größte finden!" — Dann, gestärkt durch ein frommes Gebet vor dem Bilde des Gekreuzigten [59]), ruft der Kaiser die Edlen von Verona, forscht nach der Gegend Beschaffenheit, nach Flüssen, Wäldern, Felsen, und durch welche List die Burg könnte erstiegen werden. Da hoben Isaako und Garzabano ihre Hände empor, und sprachen: „Schauet ihr, mächtigster Kaiser, jenen Felsen, welcher über dem Schlosse schwebt und neben Abgründen furchtbar hervorspringt? Nur selten hat dort, wo das Gevögel des Himmels nistet, ein Menschenfuß gewandelt. Sind in eurem Heere also kühne Ritter, daß sie die unbewachte Klippe, von welcher ein enger Pfad in die Burg führet, zu ersteigen wagen, dann ist diese euer." Viele Ritter und Knappen boten sich an, das Wagestück zu bestehen. Mit Bedacht wählt Friederich den verständigsten und

muthigsten Ritter, Otto von Wittelsbach zum Führer. Diese Wahl erregte allgemeine Freude, dieweil Otto an Leib und Seele ein Held ohne Tadel war. Denn die männliche, zierliche Gestalt, der starke, gedrungene Gliederbau, das schwarze, lange Haupthaar, unter welchem große Augen flammten, das länglichte, ernste Angesicht verkündigten einen strengen und klugen Geist, welcher im Bunde mit unerschütterlicher Liebe zum Vaterlande allen Stürmen trotzen konnte. Begleitet von zweihundert wohlgerüsteten Jünglingen, beurlaubt sich der Pfalzgraf Otto, und verschwindet alsbald, dem Feinde ungesehen, in den wüsten Klippenthälern. Das Schwert bahnt den Weg durch das dichtverwachsene Gestrüppe, über rauschende Bergströme schwingt sich der behende Fuß; wohlbehalten langt nach mühevoller Wanderung die kühne Mannschaft beim vorbeschriebenen Felsen an, der sich, nur hier und dort hervorspringend, fast senkrecht erhebt; die Ritter stutzten; Otto aber gebeut dem stärksten Gesellen, den Rücken zu krümmen, und erreicht, indem die Hand das lockere Gestrippe faßt, und der Begleiter umgedrehte Speere nachhelfen, den ersten Absatz; also folgt Einer dem Andern. Darauf nimmt der Führer zwei starke Lanzen, verbindet sie durch Stricke mit drei andern, und bereitet dergestalt eine sichere Leiter. Seinem Beispiele folgt die ganze Jugendschaar, und ziehet Abgründe vorbei und Felsenwände hinanklimmend, bis zum Gipfel, welcher über dem Schlosse schwebt. Da entrollt Otto des Reiches Banner, welches er um den Leib gewickelt hatte, und stimmt den Schlachtgesang an, denen im Thal das Zeichen zum Angriff. Sie, schon gerüstet, jauchzen laut auf, daß die Felsen wiederhallen, und beginnen, den Kaiser an der Spitze, den Sturm. Alberich, welcher sich von allen Seiten angefallen sahe, verliert den

Muth, und ruft den Gesellen zu: „Jeder rette sich, wie er kann!“ Da stürzen viele, von Todtesfurcht geblendet, zum Abhang des Felsens, und liegen zerschmettert zu den Füßen der Reisigen Friederichs. Otto aber gewann zuerst die Thore der Burg, und erschlug alles, was widerstand oder auf der Flucht ergriffen wurde; nur Alberich und zwölf seiner Genossen, sämmtlich von altadeligem Veronesischem Geblüt, behielten das Leben, damit der Kaiser über sie richten möchte. Auch schonte man eines wohlgebildeten Jünglings, welchen die Furcht in eine tiefe Höhle getrieben hatte, wo ihn Ottos spähende Waffenbrüder entdeckten. Denn Sprache und Haltung bestätigten die Rede des Gefangenen, daß er, kein Lombarde von Geburt, nur durch List und Drohung zum Streite seye gezwungen worden. Friederich, unerbittlich im Grimm, verurtheilte Alberichen mit seinen Begleitern zum Galgen, und gebot, den Spruch auf der Stelle zu vollziehen. Als dies der fremde, schöne Ritter vernahm, begann er zu weinen, fiel dem Kaiser zu Füßen, und redete also: „Höret, allergnädigster und mächtigster Herr, das traurige Schicksal des allerunglückseligsten Menschen! Ich bin kein Italiäner, sondern Franzose, zwar arm, aber Ritter und freien Standes. Zufall, nicht Absicht, hat mich zu diesen Räubern geführt. Sie verhießen, mich in solche Gegend zu bringen, wo ich leichtlich Geld und Gut gewinnen und meiner Armuth aufhelfen könnte. Ach! ich Leichtgläubiger trauete, wurde von den Gottlosen verführt, wider den Gebieter der Welt als ein Räuber zu streiten.“

Der Kaiser schenkte dem Franzosen, aus Rücksicht auf seine Jugend und jammervolle Reue, das Leben, gebot aber, daß er die Gesellen mit eigener Hand aufhenken sollte. Umsonst verhießen jene reichliches Löse-

geld, umsonst führten sie Adel und altes Geblüt an. Die Leichen der Erschlagenen wurden von den Klippen in die Ebene herabgetragen, und hier den Wälschen zum Schrecken, und zur Warnung, sich vor Tücke zu hüten, übereinander gelegt.

Darauf zog der Teutschen Heer freudig und ohne Widerwart durch Trident und Botzen nach Baiern.

Das fünfte Kapitel.

Wie Kaiser Friederich die Angelegenheiten des Reiches ordnet.

Die mächtige Bewegung, welche Teutschland in dem Jahre 1155 gegen die seit Langem vernachläßigten Lande jenseits der Alpen genommen hatte, kündigte den Anfang eines gewissen, zusammenhängenden Bestrebens an, welches um so folgenreicher seyn mußte, je größere Kraft aus seinem Mittelpunkte in den weitläuftigen und schlecht verbundenen Umkreis strömte. Unverkennbar zeigte sich die Absicht des zweiten Hohenstaufen, den Teutschen Namen dadurch zu erheben, daß alle abgerissenen Theile des Reichs dem Mutterleibe vereiniget, und durch den neuen Schwung, welchen die Volksehre über kurz oder lang nehmen mußte, bleibend zusammengehalten würden. Die Gefahren, so die Erweckung und Belebung des Teutschen Kaiserthums bald in dem losen Zusammenhange der einzelnen Landschaften, bald in dem Neid der auswärtigen Völker, am meisten aber in der geistigen Stärke des Römischen Stuhls finden mochten, wurden von dem Kaiser, dem Urheber der neuen Stellung, allmälig erkannt und mit Klugheit bekämpft. Sein erstes Streben aber suchte nur die Versöhnung der zürnenden Schatten Karols, Ottos und aller Männer, so mit wunderbarer Kraft für die

Befestigung eines Teutschen Kaiserthums gerungen, und durch Geduld ein herrliches Werk, welches die schwache Nachwelt nicht begreifen konnte, geschaffen hatten. Darum trachtete Friederich dem Teutschen Volke einen einigen, in sich abgeschlossenen Körper mit regsamer Seele zu geben, darum richteten sich seine Hauptschläge in der Folge auf Italien, das nach den Ansichten der besten Zeitgenossen die zweite Perle in der Kaiserkrone bildete. Wasentlich aber für die Festigung innerer Volkskraft erschien die gänzliche Tilgung der Eifersucht zwischen Welfen und Weiblingern. Darum wurde nach mancher vergeblichen Unterhandlung auf den achten des Herbstmonats 1156 eine große Versammlung der Fürsten, Bischöfe und Ritter gen Regensburg berufen, auf daß die vereinigte Bemühung Aller den langen Streit um das Herzogthum Baiern tilgen möchte. Da erschienen neben andern geistlichen Herren die Bischöfe Eberhard von Bamberg, Kunrad von Eichstädt, Kunrad von Passau, Hartwig von Regensburg, Otto von Freisingen, Pellegrin von Aquileja, Hartmann von Brixen, Albert von Trident; unter den weltlichen Herren zeichneten sich aus: Welf VI., Engelbrecht, Markgraf von Istrien, Berchtold, Herzog von Zäringen, Dietbold, Graf von Vohburg, Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf, Engelbert, Herr von Halle, Gebhard, Graf von Sulzbach, Friederich der Rothenburger, Sohn K. Kunrads, Kunrad, Bruder des Kaisers, und Hermann, Pfalzgraf bei Rhein. Die gesammte Anstrengung dieser Männer besiegte endlich den Partheihaß, und gewann, daß Heinrich von Oesterreich das Herzogthum Baiern sammt der Markgrafschaft Oesterreich dem Kaiser Friederich übergab. Dieser belehnte hierauf mit Baiern den Herzog Heinrich, desselbigen gleichnamigen Stiefvater aber mit der Markgrafschaft Oe-

sterreich (Land ob der Ens), welche, zu einem von Baiern unabhängigen Herzogthum erhoben, besondere Vorrechte empfing. Denn die Herzoge von Oesterreich, des Reiches Herz und Schild, sollten ihre Lehen jedesmal zu Pferde, und nur auf ihrem eigenen Grund und Boden von dem Kaiser erhalten, auf Reichstagen zur rechten Seite desselben sitzen, das untheilbare, erbliche Herzogthum sowohl ihren Söhnen, als Töchtern übergeben und nach Gutdünken mit Ordnungen versehen dürfen [60].

Um auch den letzten Keim der alten Zwietracht zu ersticken, empfing Welf VI., des Kaisers Oheim, die Markgrafschaft Tuscien, das Herzogthum Spoleto, das Fürstenthum Sardinien, und später auch die sogenannten Mathildischen Güter in Oberitalien zu Lehen. — Aber ohne eine strenge Unterordnung aller Reichsglieder unter das Gesetz, dessen obersten Wächter der Kaiser darstellte, schien die mehr billige als heilsame Erhöhung der herzoglichen Gewalt ohne Nachdruck bleiben zu müssen. Darum berief Friederich, um den gebrochenen Landfrieden herzustellen, bald nach der Heimkehr aus Wälschland, einen Reichstag gen Worms, auf daß er richten möchte über alle Klagen und Verbrechen.

Da erhob sich der Erzbischof Arnold von Mainz mit lauter Beschwerde wider den Pfalzgraf bei Rhein, Herrmann, welcher während des Italiänischen Zuges das Mainzer Gebiet angefallen und verwüstet hatte. Dagegen klagte der Pfalzgraf über den Erzbischof, und es war ob der vielen Anhänger des weltlichen und geistlichen Herren der Klage Entscheidung schwer. Damit aber männiglich erkennen könnte, daß vor dem Gesetz weder Ansehen der Person, noch äussere Würden gelten, erneuerte der Kaiser die Ordnungen der Alt-

vordern, und gebot dem Pfalzgrafen Herrmann, in Gegenwart aller Herren, einen Hund auf den Rücken zu laden, und eine Raste Weges weit zu tragen [61]). Für den Erzbischof, welcher, ob seines heiligen Dienstes, von der Strafe befreit wurde, trugen die Herren Wilhelm, Graf von Glitzberg, und Ludwig, Graf von Lohum, den bellenden Hund zur großen Kurzweil aller versammelten Ritter.

Diese Strafe wirkte so nachdrücklich, daß Pfalzgraf Herrmann voll Schaam in ein Kloster ging und allen Welthändeln entsagte [62]). Für diejenigen Ritter, so aus gröberem Stoffe gebaut waren, wandte der Kaiser ein anderes Mittel eben so schnell als glücklich an. Er nahm nämlich ein ansehnliches Kriegsvolk, zerstörte die Raubschlösser, und ließ ihre Inhaber, ohne Unterschied des Standes, kreuzigen. Also wurde binnen wenig Wochen die Sicherheit hergestellt. Andere Mißbräuche, welche geheimer, aber nicht minder verderblich wütheten, wurden eben so strenge vernichtet; geistliche und weltliche Herren durften, ohne kaiserliche Erlaubniß, keine Zölle fordern; denn dadurch hatte der Handelsverkehr, besonders in den Rheinlanden, unglaublich gelitten.

Und dieweil ein Kaiser das allgemeine Oberhaupt und der höchste Schirmvogt aller Freiheit des Teutschen Volkes sein soll, durchzog Friederich in dem Jahre 1157 alle Hauptlande, untersuchte die Klagen, sprach Recht zu Goßlar, Halberstadt, Münster, Trier und in andern gen Morgen und Abend liegenden Städten.

Aber noch vor Wiederherstellung der innern Ordnung warf der Kaiser das Auge auf die Abendgrenze, und beschloß, das schöne Burgund, seit Kunrad dem Salier reichsständisch (1034), mit Teutschland zu ver-

einigen. Umsonst hatten bisher schwache Kaiser die völlige Trennung jener Lande vom Teutschen Reiche verhindern wollen; beinahe die meisten Adelichen Burgunds, vor allen die Grafen von Burgund, durften sich selbstständige Herrschaften bilden. Friederich wollte, bevor Waffen entschieden, Güte versuchen; daher schickte er, seit der Scheidung von seinem ersten Gemahl Adelheid, Tochter des Markgrafen Diepold von Vohburg, unbeweibt [63]), den klugen, entschlossenen Ulrich von Lenzburg an den Grafen von Burgund, Reinold III., und ließ werben um desselbigen einziges Kind, die schöne Beatrix. Diese, ein Spiegel der Jungfrauen, fromm, überaus sittig, der Kunst und Wissenschaft nicht abhold, schönen Angesichts, mittlerer Größe, zierlich gebauten Leibes, hatte kluge Augen, blonde Haare, einen kleinen Mund, weisse, schöngestellte Zähne und feingebildete Hände [64]). Vater und Tochter, bekannt mit den Heldengaben Kaiser Friederichs, willigten ein in die Werbung; um Pfingsten des Jahres 1156 wurde die Vermählung zu Würzburg mit großer Pracht vollzogen.

Jetzt erst, nachdem das gemeinsame Vaterland eine sichere Ordnung erhalten hatte, gedachte der Hohenstaufe des eigenen Geschlechtes, und setzte seinen einzigen Bruder Kunrad über die Pfalzgrafschaft am Rhein (1156), während Friederich der Rotenburger, ein starker, ehrbegieriger Jüngling, mit der Stände Einwilligung, das Herzogthum Franken und Schwaben erhielt (1157).

Das sechste Kapitel.

Wie der Kaiser eine neue Gefahr abwendet, und den Uebermuth des Pabstes Hadrian straft.]

Während Friederich dergestalt Teutschland durch Zucht und Ordnung als ein rechter Vater [65]) beglückte, und, nach dem Ausdrucke eines gleichzeitigen Schriftstellers, Menschen, Himmel und Erde eine neue, sanftere Gestalt zu geben schien [66]), zog sich in der Ferne ein schweres Ungewitter zusammen. Polen und Wenden, jene durch die Zwietracht herrschsüchtiger Brüder, diese durch Polnische Verheissungen angetrieben, verweigerten den alten Gehorsam; Griechen wiegelten durch Mißbrauch kaiserlichen Insiegels und durch Geldbestechung Italien auf, welches, wie sie frech behaupteten, Friederich dem Griechischen Kaiser abgetreten habe; Pabst und Pfaffen arbeiteten heimlich, Lombarden öffentlich an der Vernichtung Teutscher Stärke in Oberwälschland. Das Oberhaupt schauete ruhig in das Donnerwetter, und traf mit dem ersten Blick das Mittel, es zu zertrennen. Schnell brach Heinrich der Löwe mit seinen Sachsen wider die Wenden in Nordostteutschland auf; Franken, Schwaben, Rheinvölker standen unter Friederichs Befehl eben so unerwartet als schreckenvoll an der Oder, dem Grenzflusse (1157). Da kam Furcht über die Polen, Preussen, Pommern und derselbigen Bundesgenossen, also daß sie in wilder Flucht davon eilten, ringsum Städte, Dörfer und Flecken verheerten, ohne jedoch den verfolgenden Feind aufhalten zu können. Der Polnische Fürst Boleslaus, welcher seinen ältesten und vom Teutschen Reiche beschirmten Bruder Uladislaus des Landes vertrieben hatte, kam gen Posen, und bat kniend um Frieden. Dieser wurde unter der Bedingung gewährt, daß der Ueber-

wundene im Namen aller Polen schwören sollte, dem Uladislaus nicht den Teutschen zum Schimpf vertrieben zu haben, daß er eine Buße von 3120 Mark Goldes bezahlen, die Herrschaft Schlesien abtreten, dem Kaiser den Leheneid schwören, und für die nächste Heerfahrt nach Italien dreihundert Ritter stellen wolle.

Nach der Demüthigung Polens führte Friederich das siegreiche Heer zurück, und berief einen Reichstag gen Würzburg, theils um die Gesandten Englands, Griechenlands, Burgunds, Italiens und anderer Völker anzuhören, theils über des Reiches anderweitiges Frommen zu rathschlagen.

Die Boten des Englischen Königs Heinrich des Zweiten überreichten neben kostbaren Geschenken, worunter sich ein großes und kunstreich gewirktes Zelt auszeichnete, folgendes Schreiben, welches von der damaligen Stellung Teutschlands zu England zeugt: „Seinem Herzensfreunde Friederich, unüberwindlichsten Römischen Kaiser, entbeut Heinrich, König in England, Gruß und wahrhafter Liebe Einigkeit!“ „Wir danken euch, Trefflichster unter den Herrschern, daß ihr es für würdig erachtet habt, uns durch eine Gesandtschaft zu besuchen, durch Schreiben zu begrüßen, mit Geschenken zu ehren, und, was wir noch höher schätzen, den Antrag eines gegenseitigen Bündnisses zu machen. Demnach übertragen wir unser Reich, und was demselben unterworfen ist, eurer Gewalt. Zwischen uns und unsern Völkern soll eine unzertrennliche Eintracht der Liebe und des Friedens herrschen, die Sicherheit des Handels bestehen, doch so, daß ihr gebieten möget ob eurer Würdigkeit, wir aber bereitwillig gehorsamen. Und wie das Angedenken eurer Herrlichkeit durch die übersendeten Geschenke erwecket worden, so wünschen auch wir, daß ihr unser eingedenk

verbleiben möget, und senden zu dem Ende, was vor andern Schönes bei uns gewesen, und euch Freude erregen könnte. Sehet nicht auf die Geschenke, sondern auf den Sinn des Gebers!" [67]) So wurde der Kaiser Friederich vom Auslande geehrt; denn auch die Boten der andern Völker sprachen auf ähnliche Weise.

Unterdessen hatten die Lombardischen Städte, der drohenden Gefahr eingedenk, ihr Bündniß befestiget, Tortona wieder aufgebauet, den Grafen von Montferrat, welcher die Teutschen lieber hatte, denn das Vaterland, gedemüthiget, und die kaiserlich gesinnten Bürger von Lodi und Como durch feindliche Ueberziehung an den Rand des Verderbens gebracht [68]). Nicht minder drohend trat der Mittag Italiens auf. Sowohl Griechen, als Anhänger des Teutschen Kaisers, hatten dem Muth und der Klugheit des Normannischen Königs Wilhelm weichen müssen, also, daß der Pabst Hadrian im Sommer 1156 öffentlich Frieden, heimlich Bündniß mit demjenigen schloß, zu dessen Demüthigung er unlängst die Teutschen gerufen hatte. Friederich eilte, sich zu wappnen, und zog im Weinmonat des Jahres 1157 gen Besançon, um die Huldigung der Burgunder anzunehmen, und ihre Sinnesart zu prüfen. Sie, durch die schnelle Beendigung des Polnischen Feldzugs von des Reiches Stärke belehrt, erschienen in großer Anzahl, leisteten die Lehenspflicht, und empfingen dafür die Bestätigung ihrer alten Freiheiten.

Unter den Abgeordneten, welche Venedig, Tuscien, Spanien, Frankreich, England und andere Völker auf den Reichstag schickten, zeichneten sich die Boten des Pabstes durch eine seltene Hoffart aus. Denn, ohne die Fürsten zu begrüßen, traten die Kardinäle Roland und Bernhard in die Versammlung, und redeten den Kaiser also an: „Euch grüßet unser allerheiligster

Vater Hadrian IV., und die Gemeinschaft aller Kardinäle, jener als Vater, diese als Brüder." [69]) Darauf überreichten sie ein Schreiben, in welchem sich der Pabst bitter beschwerte über des Kaisers Fahrläßigkeit und Ungehorsam. Es hatten nämlich in der Gegend von Diedenhofen, in Lothringen, raublustige Ritter den Erzbischof von Lund überfallen, geplündert und in eine feste Burg gebracht. Friederich aber war vermuthlich durch den polnischen Krieg verhindert worden, den Gefangenen alsbald zu befreien. Darob schmälte jetzt der Pabst in herben Ausdrücken, und schloß auf eine Art, welche das Ehrgefühl aller Anwesenden tief kränken mußte: „Bedenke, lieber Sohn, wie liebreich deine Mutter, die Kirche, dich aufgenommen und gewartet hat! Bedenke, wie sie dir mit Freuden den Schmuck der kaiserlichen Krone anlegte, und den Glanz deiner Herrlichkeit auf ihrem Schoße pflegte! Jedoch gereuet es uns nicht, alle Wünsche deiner Seele erfüllt zu sehen, und selbst wenn du noch größere Wohlthaten (beneficia) empfangen hättest, würden wir uns aufrichtig darüber freuen." [70])

Das zweideutige Wort Beneficium, welches eine Wohlthat, ein Lehen, bezeichnet, und der ganze Ton des päbstlichen Schreibens, brachten in der ganzen Versammlung allgemeinen Unwillen hervor. Der wuchs, als ein Brief an die Erzbischöfe von Trier und Mainz bekannt wurde; denn der Pabst behauptete hier geradezu, die Kirche habe das Kaiserthum von den Griechen an die Teutschen gebracht, so von Natur schwach, weder den König Roger aus Italien vertreiben, noch die widerspänstigen Dänen und Friesen bezwingen könnten, im Uebrigen aber die sogenannte kaiserliche Herrlichkeit dem Nachfolger des heiligen Petrus verdankten [71]). Als der Kardinal Roland den Eindruck

dieser Stelle bemerkte, fragte er trutzig: „Von wem anders hat denn der Kaiser das Reich, als von seinem Herrn, dem Pabst Hadrian?“ Länger konnte sich Otto von Wittelsbach nicht halten; grimmig sprang er auf, zückte das Schwert, so er dem Kaiser vortrug, und rannte dem Kardinal entgegen; nur mit Mühe besänftigte Friederich den getreuen Freund. Den Gesandten aber wurde befohlen, in der Frühe des folgenden Tages die Stadt zu verlassen, und auf gerader Strasse, ohne sich rechts oder links umzusehen, in ihre Heimath zu ziehen. Damit nicht zufrieden, ließ der Kaiser den ganzen Vorfall im Reiche verkündigen, und den abwesenden Fürsten und Herren melden, wie der Pabst das Kreuz des Erlösers nicht mehr tragen, und lieber für einen Kaiser als Bischof gelten wolle [72]. „Da wir,“ hieß es in einem andern Briefe, „durch die Wahl der Fürsten von Gott allein unser Reich und Kaiserthum empfangen haben, und da der Apostel Petrus gelehrt hat: „„Fürchtet Gott, und ehret den Kaiser,““ so redet der, welcher behauptet, wir trügen das Reich als ein Leben, wider das heilige Wort, und ist ein verfluchter Lügner. Dieweil wir demnach trachten, die Ehre und Freiheit der Kirchen, welche so lange von Knechtschaft bedrängt wurde, den Händen der Aegypter zu entreissen und in alle Gerechtsame wieder einzusetzen: so bitten wir euch, ihr wollet insgesamt ob dieser Schmach ergrimmen, und nicht gestatten, daß die Ehre Teutscher Nation gekränkt werde. Wir zumal dürfen männiglich sonder Rückhalt verkündigen, daß wir lieber den Tod als solchen Schimpf dulden wollen“ [73]. Dieselben Gesinnungen äusserte der Kaiser dem Erzbischof Hillin von Trier: „Auch ihr,“ lautete das Schreiben, „müsset vernommen haben, wie sie uns für Narren halten, uns dumme, ungeschlachte Schwaben schelten, als

wären wir dem Willen eines Pabstes unterthan, der als Dieb und Räuber, nicht durch die Thüre, sondern auf anderm Wege in den geistlichen Schaafstall gekommen ist. Geld, nicht Frömmigkeit, herrscht zu Rom. Diese Spaltung wird, so Gott nicht seinen gnädigen Beistand sendet, die ganze Kirche vergiften. Wir haben uns selber die Krone aufgesetzt; das Reich haben wir von Gott, nicht vom Pabst“ 74).

Solchen Unwillen über die Verletzung kaiserlicher Hoheit theilten alle geistliche und weltliche Herren, ein sicheres Zeichen von dem Einflusse, welchen der Hohenstaufe über die Gemüther der meisten Zeitgenossen dadurch gewonnen hatte, daß er ihre Gedanken über öffentliche Verhältnisse an die Ehre des Volkes zu binden suchte. Als daher Hadrian, im Vertrauen auf das Beispiel der Vorzeit, die Teutschen Bischöfe ermahnte, dem Kaiser den rechten Weg zu zeigen, so erwiderte die ganze Pfaffheit in einem sehr ernsthaften Schreiben: „Der Pabst möchte, wenn er Rath annehmen wolle, den Unwillen ihres Herrn so schnell als möglich besänftigen. Sie (die Bischöfe) hätten mit ihm ob der schwebenden Streitsache gesprochen, aber die Antwort empfangen: „„Ein Teutscher Kaiser habe in dem Regiment vornämlich auf zwei Stücke zu sehen, auf die kaiserliche Gesetze, und des Reiches gute Gewohnheiten; also wolle und könne er diese Grenzen der kaiserlichen Gewalt nicht überschreiten, und müsse alles, was ihnen widerstreite, verwerfen.““ 75).

Dieser Vorfall bestärkte den Kaiser in seinem Entschlusse, baldigst nach Italien zu ziehen. Daher wurden die Fürsten nebst ihren Lehnmannen auf die Pfingsten des Jahres 1158 nach Ulm, als dem Sammelplatze Teutscher Heeresstärke, beschieden; Otto von Wittelsbach aber und der Kanzler des Reiches, Reinold,

über die Alpen geschickt, des Heeres Zug vorzubereiten, die Feinde zu schrecken, die Freunde zu stärken. Als die Lombarden vernahmen, daß kaiserliche Räthe in ihr Land gekommen seyen, erschracken viele Städte, und beharrten in der Treue. Zu Cremona, wohin Otto und Reinold nach kurzem Aufenthalt zu Verona zogen, hatten sich viele weltliche und geistliche Herren, wie zu einem Hoflager versammelt, und erzeigten den Abgeordneten mehr Ehre als mancher König, der seine Dienstmannen in Pflicht nahm, empfangen mochte. Eben so ehrenvoll war die Aufnahme zu Ravenna, wo sie länger verweilt hätten, wenn nicht die Kunde gekommen wäre, daß des Griechischen Kaisers treulose Diener zu Ancona für Geld und Verheißungen Kriegsvolk rüsteten, dem Scheine nach wider den König von Sicilien, in Wahrheit aber wider den Kaiser Friederich. Sogleich eilten Otto und Reinold von dannen, um die Werbung im Keime zu ersticken. Und als sie auf der Straße nach Ancona fortzogen, begegneten ihnen 300 Lombardische Ritter, welche eben von einer Unterredung mit den Griechischen Botschaftern heimkehrten. Otto von Wittelsbach, heftig erzürnt, daß jene, statt vor den Räthen eines Römischen Kaisers zu erscheinen, mit den ungetreuen Griechen verhandelt hätten, rannte, wie er denn von Natur sehr heftig und muthig war, mit gezücktem Schwert den Wilhelm von Maltraversar, Ravenna's tapfersten Ritter, an. Während nun die übrigen Wälschen vor Furcht zitterten, drohete Otto, den Griechenfreund mit sich zu führen, und kaiserlichem Urtheil anheimzustellen. Als aber Maltraversar demüthig um Verzeihung bat, vergönnte ihm der Wittelsbacher die Freiheit, und zog mit dem Kanzler weiter gen Ancona, wo, wie gemeldet worden, die Griechischen Gesandten Trug ersannen. Diese, im

Gefühl der Schwäche, gehorchten dem Befehl der Teutschen, so sich in geringer Zahl unweit der Stadt gelagert hatten, und erschienen bebend vor den kaiserlichen Räthen. Otto aber schauete die Meineidigen mit Verachtung an, und verließ sie mit scharfer Dräuung; denn er hielt dafür, daß so falsche Menschen keine ritterliche Strafe verdienten [76].

Während sich dieses in Italien zutrug, hatte Friederich den Böhmischen Herzog Ladislaus zum König erhoben, die Lande zwischen Mosel, Maas, Rhein, besucht, überall Recht gesprochen, und die Ruhe dergestalt befestigt, daß die Heerfahrt nach Italien ohne Nachtheil geschehen konnte. Als nun der Pabst Hadrian die Gefahr sich nähern sahe, begann er kleinlaut zu werden, und schickte gen Augsburg Boten, daß sie demüthig vom Kaiser Verzeihung aller Beleidigungen begehrten, auch ein Schreiben überreichten, welches den zweideutigen Ausdruck Wohlthat (beneficium) durch Wohl und That, d. h. gute, löbliche That, erklärte, und auf die ehrenvolle Art der Kaiserkrönung bezog. Die Gesandten, so im Namen ihres Herrn Ehrfurcht gegen die Würde des Römischen Reiches versprechen mußten, entließ Friederich, jetzt besänftiget, mit einem Kuß und kaiserlichen Geschenken [77].

Das siebente Kapitel.

Die andere Heerfahrt in das Land Italien.

Böhmen, Ungarn, Lothringer, Burgunder, Baiern, Oesterreicher, Kärnther, Franken, Sachsen, Schwaben und andere Völker füllten um Pfingsten des Jahres eilfhundert achtundfunfzig das große Heerlager vor Augsburg. Der Kaiser, nachdem er die Schaaren gemustert hatte, befahl den Aufbruch in das Land Italien auf

verschiedenen Wegen. Die Ungarn und Reisigen von Kärnthen zogen unter dem Banner des Herzogs Heinrich von Oesterreich durch Krain, Friaul und die Mark Verona; Berchtold von Zäringen nahm mit den Burgundern und Lothringern den Weg durch Savoyen über den St. Bernhard, während Schwaben und Franken über Chiavenna nach dem Comersee hinabzogen. Der König von Böheim, die Bischöfe von Cöln, Mainz, Trier, Fulda, Prag, Würzburg, Friederich, Herzog von Schwaben, und viele auserlesene Ritter geleiteten den Kaiser durch die Tyrolischen Alpenpässe und die Thäler der Etsch. Sonder Gefährde langte jede Abtheilung am Orte ihrer Bestimmung an. Damit aber Zucht und Ordnung von den Kriegsvölkern, durch 30,000 Wälsche verstärkt, gehalten würden, so lies der Kaiser folgende Gesetze im Lager vor Brescia bekannt machen und von den Hauptleuten beschwören:

1) Weder Rilter noch Knappe soll es wagen, einen Streit anzufangen.

2) Hat Jemand seinen Gesellen verwundet, und läugnet die That, so soll er, wenn der Kläger zwei giltige Zeugen vorführen kann, die Hand verlieren. Fehlen aber Zeugen, und der Angeklagte will sich durch einen Eid reinigen, so ist dem Kläger der gerichtliche Zweikampf vergönnt.

3) Der Krieger, welcher einen Kaufmann ausplündert, soll den Raub doppelt ersetzen, und schwören, daß er den Beraubten für keinen Kaufmann gehalten.

4) Wer sieht, daß eine Kirche geplündert wird, soll es verhindern, kann er es nicht ohne Waffengewalt, so muß er den Schuldigen anklagen.

5) Wer ein Weibsbld im Lager hält, der verliert seine Rüstung, und wird ehrlos, der Dirne aber soll man die Nase abschneiden,

6) Einen Knappen, der gestohlen hat, soll man scheeren, schlagen, auf der Wange brandmarken, und aus dem Lager treiben, oder sein Herr muß ihn mit seinem ganzen Harnisch auslösen. Hat der Knecht aber schon einmal gestohlen, so soll man ihn henken; ist er auf dem Diebstahl nicht ertappt worden, und wird desselbigen beschuldiget, so soll er sich durch die Feuerprobe reinigen, oder sein Herr muß für ihn schwören.

7) Findet Jemand ein Roß ohne Reiter, und kennt desselbigen Herrn nicht, so soll er es nicht unkenntlich machen und bescheeren, sondern dem Marschalk Anzeige des Fundes thun. Und meldet sich der Besitzer nicht, dann darf der Finder das Roß als Eigenthum behalten.

8) Wenn ein Teutscher Handelsmann in eine Stadt kommt, und die hier eingekauften Waaren theurer verkauft, so soll sie ihm der Kämmerer nehmen, ihn selber aber bescheeren, prügeln und auf der Backe brandmarken.

9) Schimpfworte und üble Reden, so ein Ritter wider den andern gebraucht, sollen mit 10 Mark gebüßet werden.

10) Findet Jemand ein Gefäß voll Wein, so muß er behutsam trinken, und weder das Geschirr zerbrechen, noch die Reifen beschädigen, damit nicht der Wein unnütz ausfließe.

11) Wer ein Haus in der Stadt oder auf dem Lande durch Brand verwüstet, der wird geschoren, mit Ruthen geschlagen und am Kinnbacken gebrandmarkt [78]).

12) Kein Teutscher soll einen Wälschen Knappen haben, der nicht Teutsch kann, bei Verlust seiner ganzen Habe.

Durch diese und andere Lagergesetze, welche den Namen Fürstenfrieden tragen, wollte Friederich einem aus den verschiedensten Völkern zusammengesetzten

Heere Zucht und Ordnung bringen. Darauf bestieg er, damit ihn Alle sehen könnten, eine Bühne, und redete also:

„Niemand glaube, daß wir aus Lust einen Krieg führen, dessen Ausgang ungewiß, dessen Geleit furchtbar ist. Nicht Herrschsucht, sondern der Feinde trutziges Beginnen, hat uns zu den Waffen gerufen. Mailand, welches sich wider das Reich erhebet, entriß euch dem heimischen Herde, den Armen eurer Weiber und Kinder. Liebe zum Frieden hat uns hieher geführt, auf daß die Kühnheit der Bösen gebrochen werde, und die Guten die Frucht ihrer Tugend genießen können. Diener der Gerechtigkeit, wir fordern daher eure Stimme, euren Eifer auf, damit der Feinde Verwegenheit sonder Wirkung bleibe, und des Reiches Ehre, bis auf diesen Tag ungekränkt, keine Schmähung empfange! Wir bringen nicht Beleidigung, wir treiben sie ab! Auf also! Dienet dem Vaterlande, ringet nach dem ersten Preise des Kriegers und vollführt, was euch geboten wird, mit Ernst und Eifer! Mich aber soll durch Gottes Gnade die feindliche Stadt weder läßig noch entartet finden, um die heiligen Erwerbungen Karls und Ottos zu schirmen wider Jeden, der dem Reiche absagt!“ 79)

Drohend, die Hand an Schwertes Griff, blickte, als der Kaiser schwieg, jeder Reisige gen Mailand, und forderte ungestüm das Zeichen zum Aufbruch. Die Mailänder, obschon voll Vertrauen auf die Zahl und Mannlichkeit ihrer Bürgerschaft, wurden durch die plötzliche Ankunft eines feindlichen Heeres erschreckt, daß sie der kaiserlichen Ladung folgten, und Boten gen Brescia in das Heerlager sendeten. Als aber die Vertheidigung vor dem Reichstage mangelhaft geschahe, sprach dieser die Acht über die Stadt Mailand und

ihre Bundesgenossen. Zugleich verließ das Teutsche Heer seine Stellung, und näherte sich der reissenden Adda, welche das Mailändische Gebiet vom Cremonesischen scheidet. Tausend feindliche Bogenschützen, welche die einzige Brücke bei Cassano vertheidigten, hielten sich für so sicher, daß sie des Kaisers spotteten: ein Hirsch sey Führer der Löwen; die würden unter solcher Leitung nichts Großes verrichten. Der Uebergang war schwer; dennoch stürzten sich der König von Böheim und Kunrad, Herzog von Dalmatien, mit ihren Reisigen in die schäumende Fluth, und erreichten nach harter Arbeit das jenseitige Ufer. Ein umgestürzter Baum diente dem Kaiser, welcher in jeder Hand einen Speer führte, zur Brücke. Jetzt verließen die Mailänder ihre Stellung, und flüchteten in die Stadt, nur etliche Rasten von der Adda entfernt. Dem Beispiele der Reiterei folgte das Teutsche Fußvolk, und setzte auf Balken, Kähnen und leichten Brücken so schnell über, daß Friederich, die Bestürzung des Feindes benutzen und das feste Schloß Trezzo angreifen konnte. Da ergab sich die Besatzung; ohne Wehr und kriegerisches Gepränge zog sie gen Mailand; also wollte es der Sieger.

Unter den vielen Teutschen Rittern, so sich nach kühnen Thaten sehnten, war auch Graf Eckbert von Butene, ein Jüngling karg von Wort, rasch von Faust. Ohne des Kaisers Einwilligung abzuwarten, sammelt er tausend Genossen, stürmt wider die Stadt Mailand, und dringt bis zum Hauptthore. Als aber die Bürger des Feindes Schwäche gewahrten, mahnten sie einander zur Tapferkeit, und zogen aus mit zahlreichem, wohlgeordnetem Kriegsvolk. Eng war der Kampfplatz, heiß der Tag, groß die Wuth auf beiden Seiten, indem der Wälsche für die alte Freiheit, der Teutsche für des

Reiches Ehre und wohlerworbenen Ruhm streitet. Immer enger schließen sich die Reihen Eckeberts, welcher überall gegenwärtig, die Seinen durch Beispiel und Zuspruch entflammt. Endlich siegt der Mailänder Ueberzahl; die Teutsche Schlachtordnung neigt sich zur Flucht. Da stürzt Eckebert, um einen hart bedrängten Freund zu retten, in den dichtesten Haufen der Feinde, befreiet den vielfach verwundeten Krieger, treibt die bestürzten Gegner bis an den Stadtwall, und sinkt endlich, von einem Speere getroffen, zu Boden. Jetzt fällt ein reisiger Haufe über den verlassenen Ritter her, der von vielen Stichen durchbohrt, seine tapfere Seele aushaucht.

Jammergeschrei erhob sich im Teutschen Heerlager, als die Mähre gebracht wurde, Eckebert sey gefallen. Ganze Schaaren eilten zu den Hauptleuten, zum Kaiser, und fleheten um das Zeichen zur Schlacht. Er aber rief zu sich die Ritter und Knappen Eckeberts, und sprach also: „Die Mailänder thun Alles mit Klugheit und Bedacht; daher legen sie Hinterhalte, daher folget das Glück ihren Anschlägen. Die Unsrigen aber, so die Ordnung aufgelöst haben, werden mit Recht vom Feinde überwunden. Wer eigenmächtig handelt, oder die Kriegsordnungen verletzt, der soll in Zukunft scharf bestraft werden.“ Alle Ritter schwiegen reuevoll, und gingen mit dem Entschluß auseinander, durch verdoppelten Diensteifer den Fehltritt zu verbessern, und ihres Führers Tod zu rächen [80]).

Die Stadt Mailand, welche in korn- und weinreicher Ebene gegründet, durch tiefen Graben, hohe Mauern und Thürme vertheidiget wird, beschloß der Kaiser mittelst langer Einschließung zu zwingen. Daher lagerte sich am 6. August das Teutsche, etwa hunderttausend Mann starke Heer, den sieben Hauptthoren gegenüber, und suchte der Stadt alle Verbindung mit dem

flachen Lande abzuschneiden. Lange zauderten die Mailänder, welche in der Befestigung der feindlichen Lagerstätten ihren Untergang sehen mußten, mit einem Hauptangriffe, und suchten durch schwache, aber oft wiederholte Ausfälle, die Aufmerksamkeit der Belagerer zu zertheilen. Das gelang; einzelne Abtheilungen vergaßen eine engere Verbindung; besonders standen die Schaaren, welche der Pfalzgraf bei Rhein, Kunrad, und der Herzog von Schwaben führten, sehr vereinzelt. Da brachen in einer dunklen Nacht die Mailänder auf, fielen das Lager der genannten Heerführer an, zerstreuten die Schaaren, so sich dem Sturme entgegenwarfen, und hätten einen vollkommenen Sieg gewonnen, wenn nicht der König von Böheim mit Roß und Fußvolk zu Hilfe geeilt wäre. Die Belagerten, mit großem Verlust in die Stadt getrieben, verloren dennoch die Kühnheit nicht. Denn etliche Tage darauf geschahe ein zweiter Ausfall, welchen aber der Herzog von Oesterreich so kräftig zurücktrieb, daß die Mailänder beschloßen, in Zukunft jeden Angriff zu vermeiden. Diese Maßregel gefiel aber etlichen Rittern von großer Mannlichkeit wenig, und sie zogen aus, sich im Zweikampfe zu versuchen. Bei dieser Gelegenheit hat Albert, Graf von Tyrol, eine namhafte That verrichtet, und den Ruf Teutscher Stärke weithin ausgebreitet. Ein Mailändischer Ritter, durch manchen Sieg bekannt, eilt nämlich eines Tages zum Lager des Kaisers Friederich, tummelte das Streitroß, und foderte männiglich zum Zweikampf. Als darnach die Teutschen Ritter, etliche aus Furcht, andere, weil sie mit Einem, der den Tod suchte, ohne sattsame Rüstung nicht streiten wollten, die Hohnreden des Mailänders eine Zeit lang anhörten, beschloß Albert, Graf von Tyrol, die Gesellen zu beschämen. Nur mit Schild und Lanze ge-

rüstet, bestieg er das Streitroß, und stürmte so mächtig wider den Gegner, daß dieser alsbald aus dem Sattel flog. Albert aber hielt es nicht der Mühe werth, den Wälschen zu tödten, wandte sein Roß, und kehrte, vom Jubel der Teutschen empfangen, in das Lager zurück.

Unterdessen wurde die Lage der Mailänder täglich trauriger. Etliche wollten mit den Waffen in der Hand auf den Trümmern des Vaterlandes sterben, oder den übermüthigen Feind vernichten, Andere durch schnöde Flucht den Gefahren entrinnen, während noch Andere von gemäßigter Denkungsart und kluger Friedensverhandlung das einzige Rettungsmittel erwarteten. Weil diese Verschiedenheit der Gesinnungen und Ansichten mehr schadete, denn Feindes Schwert und Hungers Drangsal, so gedachte Guido, Graf von Blandrate, ob seiner Klugheit, Wohlredenheit und Vaterlandsliebe bei den Edlen und Bürgern hoch angesehen, durch eine nachdrückliche Rede das Verderben abzuleiten. Demnach sprach er in der Volksversammlung also: „Wenn ich bisher eurer Vaterstadt die Treue gehalten, wenn ich für Mailands Ehre Gelübde und Thaten dargebracht habe, so schreibet solches der Dankbarkeit gegen eure Freigebigkeit und Großmuth zu! Darum möge Niemand, der andere Ansichten hegt, meinen jetzigen Vorschlag dem Kaltsinn für der Stadt Heil und Ruhm, oder, was noch schmerzlicher wäre, dem Einverständnisse mit unsern Feinden zuschreiben! Bisher waret ihr glücklich, siegreich; denn wie viele Könige Mailand erhoben und gestürzt hat, ist männiglich bekannt. Aber dieweil in allen menschlichen Angelegenheiten des Glückes Wechsel wohnet, ist auch eure Lage verändert worden. Die, so Andern zu gebieten pflegten, müssen jetzt für die eigene Freiheit

streiten! Ich weiß, daß Etliche unter Euch sprechen: „„Es ist herrlich, für Freiheit, des Menschen höchstes Gut, zu kämpfen!““ Dennoch aber halte ich es für weiser, dem, der da Macht hat, zu gehorchen, dieweil, wer der Uebergewalt widerstrebet, Gottes Ordnung verletzt.“

„Freilich ist es hart, nach langem Genuß der Selbstständigkeit das Joch der Knechtschaft zu tragen; aber die Würde des Herrn erleichtert die Schmach des Dienstes. Unsere Altvordern waren herrlicher an Treue, Mannlichkeit und allen Tugenden; aber dennoch haben sie sich beugen müssen vor dem Reiche jenseits der Alpen, haben gehorcht den Kaisern Karl und Otto. Demnach halte ich es für heilsam, an den Frieden zu denken, zumal die Milde des siegreichen Gegners erträgliche Bedingungen verheißt, wenn wir nicht länger im Widerstande aushalten. Bedenket, daß die Schlösser und Mauern zwar schirmen, aber Hunger und Krankheit für den Feind streiten!“

„Uebrigens stimmt mich nicht Feigheit, sondern Betrachtung der unabwendbaren Gefahr, zu diesem Vorschlage. Denn sollte er nicht frommen, so will ich gerne für Vaterland und Freiheit mein Blut verspritzen“ [81]).

Diese Rede des Grafen wurde von Etlichen mit Beifall, von Andern mit Tadel aufgenommen; doch siegte zuletzt Guido, und die Bürgerschaft, welche die Gestalt, nicht aber das Wesen einer Freistadt besaß, entschloß sich, von dem Kaiser Friederich Frieden zu begehren. Jener, der nicht gekommen war, um zu zerstören, was der Fleiß vieler Jahrhunderte geschaffen hatte, bewilligte den Mailändern unter folgenden Bedingungen Verzeihung: „Sie sollten fortan die Rechte und Freiheiten der Städte Como und Lodi auf keine

Weise kränken; dem Kaiser ohne Unterschied vom sechszehnten bis zum achtzigsten Jahr Treue schwören, den kaiserlichen Pallast zur Ehre des Reichs wieder aufbauen, neuntausend Mark Silbers in drei Fristen binnen einem Jahr zahlen, und dreihundert Geisseln stellen; allen herrschaftlichen Rechten, als da sind: Zölle, Münze, Brücken u. s. w., entsagen, und sich ihre Bürgermeister (Konsuln) zwar wählen, aber vom Kaiser bestätigen lassen [82]."

Als der achte Tag des Herbstmonats erschien, entfernte sich der Kaiser fast vier italiänische Meilen von der Stadt, und erwartete, umgeben von den Großen des Reichs, die Ankunft der Mailänder. Diese zogen, Unterwerfung zu geloben, in folgender Ordnung durch die Reihen der Teutschen Kriegsvölker: Zuerst die Geistlichen, barfuß, schlecht gekleidet und Kreuze in den Händen; hierauf die Konsuln und Ritter, ebenfalls barfuß, in schlechtem Gewande, mit bloßen Schwertern auf dem Nacken; zuletzt die Bürger, Stricke um den Hals, bebend und tief gebeugt. Es war ein großes und rührendes Schauspiel, welches an die Vergänglichkeit menschlicher Macht erinnerte. Friederich aber sprach also zu den gedemüthigten Mailändern: „Gott hat gewollt, daß eine berühmte, große Stadt endlich den Frieden für den Krieg erwählte. Hättet ihr vom Anfang an diese Gesinnung gehabt, so würdet ihr weder Drangsale erduldet, noch die Stärke des Reichs gefühlt haben. In Zukunft bessert euch! Man kann mich leichter durch Gehorsam als durch Krieg besiegen!" Darauf wurde der Vertrag vorgelesen, und einstimmig angenommen. Das andere Zeichen der geschehenen Aussöhnung war die Heimkehr der Gefangenen, welche, einst blühende Jünglinge, jetzt blaß und entstellt, nach langer Trennung in die Arme ihrer

Freunde und Verwandten stürzten. Die Teutschen Ritter standen gerührt umher; denn auch ihrem Blicke schwebten die Geliebten jenseits der Alpen vor. Daher durften der König von Böhmen, der Herzog von Oesterreich, der Herzog Bertold von Zäringen nebst vielen Grafen und Rittern ohne Verzug in die Heimath ziehen [83]).

Das achte Kapitel.

Der Ronkalische Reichstag.

Seit die kaiserliche Fahne auf dem Thurme der Hauptkirche zu Mailand wehete, war des Krieges Endzweck, Demüthigung jener stolzen Stadt, erreicht. Aber die schwerste Aufgabe, Herrschaft durch Gesetz und Liebe, konnten weder Siege, noch Machtsprüche lösen. Bisher hatte fast nur Waffengewalt Italien mit Teutschland vereinigen wollen. Der Hohenstaufe, von Natur eben so gerecht, als dem Ruhme seines Volkes zugethan, beschloß, durch rechtliche Bestimmungen und Aussprüche des Gesetzes der Lombarden Verhältnisse festzustellen. Die Zeichen der Zeit waren ihm nicht entgangen; daß die Städte dieß- und jenseits der Alpen von jugendlicher Kraft entglüheten, und die Freiheit, bisher dem Adel ausschließlich verliehen, in die Urquelle, das Volk, zurückführen, vielfacher austheilen und vervollkommnen wollten, das lehrte die Erfahrung. Nur Thorheit und blinde Herrschsucht konnten dieses Geistes Unterdrückung begehren; die Weisheit aber geboth, ihn mit Besonnenheit zu leiten, damit nicht das Kaiserthum, des Reiches verbindende Kraft, aus den Fugen weichen und die Schande der alten Zwietracht zurückführen möchte. Daher wollte Friederich, gleichwie in Teutschland die Schwächung

der zu ausgedehnten Fürstengewalt und die Erhebung der Städte Bestimmungsgründe seines Betragens gewesen sind, auch in Italien diejenige Kraft, so der Einheit zu gefährlich in den Weg trat, beschränken, aber nicht zerknicken. Also berief er, zumal die veränderte Stellung eines Gemeinwesens das Werk Vieler seyn soll, die Konsuln der Städte, die Bischöfe, Erzbischöfe, Aebte, Grafen, Ritter und Freien zu einem großen Reichstage auf den Ronkalischen Feldern. Weil die Italiäner in diesen Zeiten mit seltsamer Begierde das Römische Reich prüften, auslegten, und durch die Ordnungen der alten Kaiser die Gegenwart mit einer prunkvollen Vergangenheit zu verknüpfen strebten, so hoffte Friederich, daß ein thätiges Eingreifen der Rechtsgelehrten die gegenwärtigen Verhältnisse Italiens ordnen, und die Anforderungen der königlichen und freistädtischen Macht mit einander ausgleichen würde. Darum berief er vier berühmte Rechtslehrer von Bologna, Martinus Gosia, Jakob und Hugo de Porta Ravegnana, damit sie, die Ausleger und Zeugen einer denkwürdigen Gesetzgebung, des Römischen Kaisers Rechte unpartheiisch bestimmen möchten. Denn das schwankende Verhältniß der Kaisergewalt zu Italien vertrug sich weder mit Friederichs, noch des Jahrhunderts entschiedener Art. Endlich schickte jede Stadt des Königreichs Italien zwei Richter, welche in Verein mit den andern Abgeordneten die Sühne zwischen dem zwieträchtigen Volk und dem beleidigten Oberhaupt des Reiches machen sollten. Es war aber unter den Rechtsgelehrten und Pfaffen eitel Selbstsucht, also daß sie in Hoffnung, des Kaisers Gunst zu gewinnen, die Geschichte wenig befragt, und ihn selber durch grobe Schmeichelei in die Irre geführt haben.

Auf die Beschlüsse des Reichstages war die Erwar-

tung aller Wälschen und Teutschen gerichtet; denn nie hatte das Ronkalische Feld eine so glänzende und zahlreiche Versammlung gesehen. An beiden Ufern des Po zogen sich die schimmernden Zelte der Abgeordneten fort; hier lagerten die Teutschen, dort die Wälschen; eine Brücke verband beide Theile. In der Mitte seiner Ritter hatte der Kaiser des Reiches Pfalz aufschlagen lassen; am äussersten Rande des viereckigen Lagers erhoben sich die Buden der Kaufleute und Krämer; das Ganze gewährte, ob der reichen, bunten Zelte, und der mannigfaltigen Kleidung ihrer Bewohner, einen überraschenden Anblick [84]. — Der Reichstag begann, unter Leitung der Römischen Rechtsgelehrten, mit dreitägiger Vorberathung aller Richter und Konsuln. Am vierten Tage bestieg der Kaiser, umgeben von den Teutschen und Italiänischen Großen, eine Bühne, sprach von der Nothwendigkeit einer verbesserten Reichsverfassung, und forderte die Stände auf, ihn mit Rede und That eifrigst zu unterstützen, wohl zu überlegen, was gerecht, ziemlich, der Zeit und dem Ort angemessen sey, sintemal einmal geordnete Gesetze unumstößlich seyn müßten. „Wir," schloß er, „die da königlichen Namen tragen, wollen lieber gesetzlich herrschen, denn willkührliche Gewalt üben, oder, wie man zu sagen pflegt, König seyn, und die Pflicht des Herrschers in Zügellosigkeit oder Hoffart setzen. Nach Gottes gnädigem Willen wollen wir mit dem Glücke nicht die Sitten wandeln, wollen das Regiment durch die Tugenden, so es uns erworben haben, zu bewahren trachten, und nicht durch Fahrläßigkeit den Glanz des heiligen Römischen Reichs verdunkeln" [85]. Darauf erhob sich der Erzbischof von Mailand, und redete also: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht, lasset uns jauchzen und fröhlich seyn! Dies ist der Tag

der Gnade und der Wonnen, an welchem der friedliebende Sieger, der erlauchte Held, umgeben von den Genossen seiner Thaten, unter seinem Volke erscheint, um Gesetze des Friedens zu bringen." Darauf schilderte der Redner den alten Zustand Italiens, wie sonst immer Krieg und Verwüstung durch die Kaiser in den fruchtbaren Gefilden ausgestreut worden, jetzt aber ringsum Freude, Eintracht und Glück blüheten. Endlich schloß er mit diesen Worten der tiefsten Niedertracht: „Ihr habt die Getreuen eures Reiches zusammenberufen, um über desselbigen Ehre, über Gesetz, Gerechtigkeit zu rathschlagen. So wisset denn, daß euch das Volk sein Recht übertragen hat. Schon euer Wille ist Gesetz nach dem Spruch: „„Was dem Fürsten gefällt, das hat Kraft des Gesetzes; was der Kaiser schriftlich oder mündlich bestimmt, gilt als ein Gesetz."" Die Natur will, daß auf Drangsal und Arbeit Lohn folge, daß der Mann, welcher uns schirmt mit schwerer Sorge, Allen gebiete." [86]) Die Teutschen Herren staunten ob dieser Sprache, die ihrem vollen Inhalte nach auch der Kaiser nicht verstehen mochte. Gegen Abend trennte sich die Versammlung; da sind auch viele Wälsche Sänger aufgetreten, und haben unkeusch gesungen in dem Lager der Teutschen. An den folgenden Tagen saß Friederich, unterstützt von den Bolognesischen Rechtsgelehrten, mit der Frühe des Morgens bis Sonnenuntergang zu Gericht. Denn es kamen von allen Enden der Lombardei Reiche und Arme, und baten um Gerechtigkeit, also, daß der Kaiser voll Verwunderung ausrief: „Sonderbar, daß sich die Wälschen der Rechtsweisheit rühmen, und doch die größten und meisten Sünder zählen! Wie treue Freunde der Gerechtigkeit hier zu Lande wohnen, das gibt sich kund in den Vielen, so Hunger und Durst nach der

Gerechtigkeit haben!" — Die Wälschen Gelehrten verstummten ob des Kaisers wahrhafter Bemerkung. Da jammerte sein der armen Landleute, welche täglich, mit Kreuzen in den Händen, über den Adel Klage führten, und er beschloß, um die Gerechtigkeit desto strenger zu üben, einer jeden Stadt besondere Richter vorzusetzen [87]), welche aus den Gliedern der Reichsversammlung, oder aus andern Städten genommen wurden.

Eine Hauptursache der verwirrten Gerechtigkeit lag in dem Wechsel der Lehen, welche seit den unruhigen Zeiten der Salier erblich, theils durch Verkauf, theils durch Tausch und Verpfändung, vielfältige Unordnung gestiftet hatten. Dem wollte Friederich abhelfen. Darum gebot er Untheilbarkeit der größeren Reichslehen, der Grafschaften, Markgrafschaften und Herzogthümer. Niemand sollte ferner ohne Vorwissen des Herrn irgend ein Lehen veräussern, oder unter dem Scheine der Belehnung (Investitur) verkaufen. — Nicht minder nöthig war die Wiederherstellung des Landfriedens in Italien; denn durch die starken Fehden zwischen Städten oder einzelnen Herren hatte sich der Geist mehr und mehr verwildert, und bei dem feurigen Blute der Wälschen desto gefährlicher um sich gegriffen. Daher wurde folgende Verordnung ausgerufen: „Durch dies offene und immerwährende Gesetz gebieten wir allen Unterthanen des Reiches, wahren und ewigen Frieden unter einander zu beobachten, und daß derselbe bei jedem zu ewigen Zeiten also gehalten werde; jedoch soll man die Eiden über den Frieden von fünf zu fünf Jahren erneuern [88]). Die aber, so diese Satzung übertreten, müssen schwere Buße erlegen; die Stadt soll hundert, der Markgraf funfzig, der Graf vierzig, der Ritter

zwanzig, die andern Bürger zwanzig bis drei Pfund Goldes zahlen." [89])

Und damit in allen öffentlichen Handlungen der Einfluß des Einzelnen mehr und mehr verschwinden und sich in das Gemeinwesen ziehen möchte, wurden die Friedensbündnisse einzelner Fürsten, Herren oder Städte aufgehoben. Entweder Niemand oder Alle sollte das Gesetz binden [90]).

Darauf entschied der Reichstag nach reiflicher Erwägung des alten und neuen Zustandes der Dinge über die Hoheitsrechte der Kaiser in Italien, und setzte dadurch die schwankenden Verhältnisse zuerst bleibend fest. Alle Herzogthümer, Grafschaften, die Einsetzung der Konsuln, doch nicht ohne Zustimmung des Volkes, die Münzen, Zölle, Fütterungen, Hafen- und Weggelder, Mühlen, Fischteiche, und alle Nutzbarkeit aus den Flüssen und dem festen Lande wurden von den bisherigen Inhabern dem Kaiser übertragen [91]). Doch dieser, ein Freund der Gerechtigkeit, verordnete, daß alle, so ihre Ansprüche durch untrügliches Zeugniß beweisen würden, in dem Besitz der genannten Hoheitsrechte bleiben sollten. Dennoch wurden die jährlichen Einkünfte des kaiserlichen Schatzes um 30,000 Mark Silbers vermehrt. — Endlich empfingen die Studirenden eigene Gerichtsbarkeit und andere Freiheiten; wer diese kränken, oder einen fahrenden Schüler auf irgend eine Art betrügen wollte, verfiel in harte Strafe. „Die Männer," lautete die Verordnung, „deren Wissenschaft die Welt erleuchtet, und die Unterthanen Gott und uns, als Gottes Dienern, zu gehorchen lehrt, müssen durch besondere Liebe vor Beleidigung geschirmt werden [92]).

Das neunte Kapitel.

Von einem neuen Span zwischen dem Kaiser und Pabst; von Mailands Abtrünnigkeit und schwerer Bedrängniß.

Unterdessen sahe der Römische Hof mit Erstaunen und Schrecken, wie die kaiserliche Gewalt durch den Ronkalischen Reichstag gesetzlich anerkannt wurde. Dazu kam der Eifer, mit welchem Friederich die Beschlüsse vollziehen, und selbst von den Gütern des heiligen Stuhls die zugesprochenen Abgaben fordern ließ. Hadrian, für offenbaren Widerstand zu schwach, wandte die stillen Künste an, und suchte den heimlichen Groll der Mailänder zu verstärken. Auf diese hatte der Ernst, mit welchem die kaiserlichen Gerechtsame hervorgerufen und ausgeübt wurden, ebenfalls stark gewirkt. Der freistädtische Geist, durch keine umsichtige Verfassung geleitet, und daher dem Wechsel äusserer Macht unterthan, begann die Schmach eines Friedens zu fühlen, der besonders durch die kaiserliche Ernennung der Konsulen und die Losreissung Lodi's vom Mailändischen Einflusse schmerzliche Wunden geschlagen hatte. Darum brach der Unwille allgemein aus, als die Bekanntmachung der Ronkalischen Reichsschlüsse eine Stadt, seit Jahren durch Reichthum, Bevölkerung und kriegerischen Muth die erste Oberitaliens, in die alte Schwäche zurückschleuderte. Der Kaiser, welcher die steigende Bewegung gewahrte, legte Besatzung in das Schloß Trezzio, und bewog die Einwohner der Grafschaften Martesano und Seprio, Mailands Oberherrlichkeit zu entsagen, und einem eigenen Grafen, Namens Gozvin, zu gehorchen. Hadrian, um die Leidenschaften beider Theile zu entflammen, verlangte gegen Ostern des Jahres 1159 in einem bittern Schreiben, dessen Ueberbringer ein schlechter, gemeiner Mensch war, daß die Kir-

chengüter von allen Abgaben befreit, und die Besitzungen der Mathildischen Erbschaft dem heiligen Stuhl zurückgegeben werden sollten; auch dürfte ohne des Pabstes Einwilligung kein kaiserlicher Botschafter in Rom, dem Erbtheil des heiligen Peter, wohnen. Diese Sprache erbitterte den Hohenstaufen also, daß er einer spätern Gesandtschaft antwortete: „Da ich nach göttlicher Ordnung ein Römischer Kaiser heiße und bin, würde ich nur eine Scheinherrschaft, einen inhaltsleren Namen führen, wenn meine Hand nicht über Rom gebieten könnte.“ 93) Zugleich mußte der Geheimschreiber bei allen Briefen an den Römischen Stuhl den Namen des Kaisers dem Namen des Römischen Bischofs voransetzen, und diesen in der einfachen Zahl anreden. Darob ist der Pabst ausserordentlich zornig worden, und hat alle Mittel angewandt, die weltliche Macht, so sich nicht fügen wollte, mit Gewalt zu demüthigen.

Als unterdessen der Kanzler Reinold, und Otto von Wittelsbach mit dem Grafen Gotzwein im Namen des Kaisers gen Mailand kamen, um Bürgermeister zu ernennen, und den Zins zu heben, welchen die Stadt gelobt hatte, so brach das schon lange drohende Ungewitter los. Das Volk schrie, man wolle ihm die alte Freiheit nehmen, lief zusammen vor den Wohnungen der Abgeordneten, und drohete, die Thüren zu sprengen. Guido v. Blandrate, viele von Adel eilten bewaffnet herbei, gebrauchten Bitten und Drohungen, bis die Schaaren für diesen Abend Ruhe gelobten. Aber umsonst erinnerte der Graf an den Bruch des feierlich beschworenen Friedens, an die Stärke, den Grimm des Kaisers, der unerbittlich den Untergang über eine aufrührerische Stadt bringen würde; das Volk sammelte sich von neuem, und riß auch den größten Theil des Adels mit sich fort. Da flohen die kaiserlichen Boten mit

Lebensgefahr aus der Stadt, und eilten nach Antimiaco vor Bologna, wo der Kaiser sein Hoflager hielt. Ihn setzte die erste Nachricht von den Vorfällen zu Mailand in den äussersten Zorn, welcher vor den schnell versammelten Großen Teutschlands und Italiens in diese Worte ausbrach: „Gegen den Hochverrath, gegen das Verbrechen der beleidigten Majestät, welches die verruchten Einwohner Mailands mehr als einmal begangen haben, soll ich meine Stimme erheben. Der Frevel, den sie an uns, an euch, an dem ganzen Reiche geübt, scheint nach einem Rathschlusse Gottes dahin zu zielen, daß die Verbrecher nach der ganzen Strenge des Gesetzes Strafe erleiden. Wo ist die Treue, welche die Mailänder in ihrer höchsten Reinigkeit behaupten wollten? Wo die Gerechtigkeit, so sie durch Gehorsam gegen die Gesetze zu üben wähnten? Nicht wir, sondern die verletzte Treue mag hier zeugen. Der begangene Meineid, der Bundesbruch, die beleidigten Rechte der Gesandten, selbst den Barbaren heilig, werden reden gegen diese Verbrecher. — Beschirmet demnach das Römische Reich, und bedient euch hiezu unserer Person, entweder als eines Kriegers oder als eines Kaisers. Nicht eher soll die Krone unser Haupt schmücken, als bis Mailand, wofern es nicht schnell seine Sünden bereut, in Schutt und Staub zusammenfällt!“

Diese Anrede wurde mit allgemeinem, lautem Beifall aufgenommen. Der Eine wollte vor dem Andern seine Antwort geben, bis zuletzt der Bischof von Piacenza im Namen Aller redete und den Rath gab, noch einmal als ein guter Kaiser und gerechter Richter den Weg eines gütlichen Vertrags einzuschlagen. Als dieser Vorschlag einmüthig gebilligt wurde, so erging eine Ladung an die Stadt Mailand, daß sie sich durch Ab-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

geordnete vor kaiserlicher Sende vertheidigen sollte. Demnach erschienen der Erzbischof von Mailand und etliche angesehene Bürger vor dem Fürstenrath, der sich mit dem Kaiser zu Marnica versammelt hatte. Nach vielen vergeblichen Ausreden, wodurch sie den Abfall beschönigen wollten, äusserte endlich ein Bürger, dessen Name nicht genannt wird: „Ihr werfet uns Meineid vor, großmüthigster Kaiser! Wir haben geschworen, aber nicht versprochen, den Eid zu halten! Denn ein Wort, wozu die Noth zwingt, verlirt mit dieser seine bindende Kraft!“ — Diese frevelhafte Antwort erbitterte Fürsten und Ritter; viele legten die Hand an das Schwert, um den Gotteslästerer auf immer zu strafen. Da sprach Friederich: „Lasset sie ungefährdet von dannen ziehen, denn ich habe ihnen sicher Geleit verheißen!“ — Darauf wurde einmüthig der andere Krieg wider die Mailänder, als Meineidige, der beleidigten Majestät Schuldige, beschlossen, und des Reiches Oberacht über die Stadt gesprochen [94]. Deszum Zeichen warf der Kaiser seinen Handschuh auf die Erde. Neue Boten eilten nach Teutschland, denen, so des Vaterlandes Ehre wollten, schnellen Aufbruch nach Italien zu entbieten. Friederich aber durchzog, während sich das Teutsche Kriegsvolk zu Bologna versammelte, von etlichen Reitern begleitet, das Gebiet der verbündeten Städte, befestigte Burgen und Anhöhen, umgab die Stadt Neu-Lodi, welche er selber auf dieser Heerfahrt erbauet hatte, mit starken Mauern, zog die Bewohner von Isola am Comersee, und von Piacenza auf seine Seite, und erschien nach Ostern des Jahres 1159 im Feldlager vor Bologna.

Unterdessen herrschte auch zu Mailand ausserordentliche Thätigkeit; Mannschaft wurde geworben, Belagerungszeug verfertiget, die Vorstadt mit allen welt-

lichen und heiligen Gebäuden niedergerissen, also daß die verschiedene Rüstung selbst den klugen Feldherrn der Teutschen in Ungewißheit brachte. Plötzlich aber brachen zahlreiche Haufen aus der Stadt hervor, und stürmten wider das Schloß Trezzi drei Tage und drei Nächte lang. Endlich mußte die geringe Besatzung weichen; die Mailänder drangen ein, wütheten grausam gegen die Bürgerschaft, zündeten die Stadt an, und legten achtzig der gefangenen Teutschen in Fesseln. Als Friederich diese Mähre vernommen hatte, führte er seine Völker auf das Mailändische Feld, zerstörte alle Saaten, Weinberge, Bäume und Gebäude, auf daß Hungersnoth über den Feind käme; dann erst sollte die Belagerung beginnen. Der Entwurf gelang; denn während das Hauptheer bei Lodi im Lager stand, oder bei günstiger Gelegenheit das feindliche Gebiet überzog, wurden alle Wege, so nach Mailand führten, von leichter Reiterei besetzt. Als dergestalt die Hungersnoth täglich zunahm, sandten die Belagerten einen Menschen von ungeheuerer Leibesgröße, den sie durch glänzende Versprechungen gewonnen hatten, in das feindliche Lager bei Lodi, um den Kaiser der Teutschen zu ermorden. Mit zerrissenem Gewande, schmutzigem Bart, fliegenden Haaren und allen Zeichen eines zerrütteten Gemüths, erschien der Fremdling vor den Feldwachen, welche ihm ohne Argwohn freien Zugang erlauben. Bald schlägt er, einem wirklichen Aberwitzigen ähnlich, Brust und Wangen, oder bricht in helles Lachen und munteren Scherz aus, bald ahmt er kriechend die mannigfaltigen Stimmen der Thiere nach, oder schreitet, Buße predigend, ernst und langsam, wie der Priester, einher. Somit verschwand binnen Kurzem jeder Argwohn, und die Kriegsmänner hatten ihre Freude an dem närrischen Wälschen. Als eines Morgens, Friede-

rich, seiner Gewohnheit nach, mit dem ersten Sonnenstrahl das Zelt verließ, um vor dem Bilde des Erlösers zu beten, sprang der Mailänder plötzlich hervor, umklammerte des Königs Leib, und suchte ihn mit aller Gewalt an das nahe Ufer der Adda zu zerren, welche hier in tiefem Bette strömt. Es geschahe aber, daß sich Beide unter dem Ringen in die Zeltstricke verwickelten und zu Boden fielen. Da springen die Ritter, durch den Lerm erweckt, vom Lager auf, befreien ihren Herrn, und schleudern den Meuchelmörder nach vielen Mißhandlungen in den brausenden Strom. Die Mailänder, in ihrer Hoffnung betrogen, ersannen neue Arglist. Unter mancherlei Verkleidungen schlichen sich gegen Abend acht gedungene Mordbrenner in die Stadt Neu-Lodi. Allein Einer von ihnen, welcher schon das Feuer in mehrere Häuser geworfen hatte, wurde von den Wächtern ergriffen, auf die Folter gespannt, und den folgenden Morgen, Mailand gegenüber, am Galgen erdrosselt. Ein Anderer, welchen die Mönchskutte nicht schirmte, fand denselben Tod; die Uebrigen retteten sich durch eilfertige Flucht. Auch der dritte Mordanschlag schlug fehl. Ein Unbekannter nämlich, welcher eben so schnell, als er gekommen war, verschwand, überreichte dem ersten Wächter des Lagers einen verschlossenen Brief, und bat dringend, denselben sogleich dem Kaiser einzuhändigen. Der Inhalt war, daß nach etlichen Tagen ein Araber aus Spanien, alt von Jahren, hager und häßlich von Angesicht, in das Lager kommen, nach dem Kaiser fragen, und Ringe, Edelsteine, Zäume und Sporen mit sich bringen würde. Diese Waaren seyen sämmtlich mit Schwefel und Gift so bestrichen, daß schon die Berührung den Tod bringen müßte. Auch trage der Bösewicht, von zweien jungen Männern begleitet, unter dem Gewande einen Dolch, um den

Kaiser, wenn er die vergifteten Sachen nicht anrühren sollte, zu durchbohren. Friederich, welcher mit Eberhard, Bischof von Bamberg, das sonderbare Schreiben geprüft hatte, gebot der Wache, besagten Menschen auf der Stelle zu verhaften. Dieser, nach etlichen Tagen vor den Richter geführt, erschien mit großer Unbefangenheit, und versicherte, daß ihn weder Belohnungen noch Strafen bewegen würden, die Urheber der Frevelthat zu nennen. Darauf gefoltert, spottete er aller Martern, drohete dem Kaiser, wenn er ihn hinrichten ließe, augenblicklichen Untergang an, und empfing mit wahrhafter Gleichgiltigkeit den qualvollen Kreuztod [95]).

Das zehnte Kapitel.

Die Belagerung von Crema.

Die Bürger Crema's, einer Pflanzstadt des reichen und kaiserlich gesinnten Cremona, etwa sechs Meilen von Mailand in einem sumpfigen Thale zwischen der Adda und dem Oglio um das Jahr 1047 erbauet [96]), durch tiefe, breite Gräben und doppelte Mauern geschirmt, hatten mit den Mailändern Bündniß auf Leben und Tod geschlossen. Darauf haben beide Städte einen großen Theil ihrer Kriegsvölker vereinigt, und am 11. des Brachmonats mit denen von Lodi und Como einen blutigen Streit angefangen. Da erschracken die Cremoneser, verhießen 11,000 Mark Silbers für den Unterhalt der Reisigen, und bewogen den Kaiser Friederich, die Stadt Crema zu belagern. Es war am 7. des Heumonats 1159 als die Cremoneser vor den Thoren der verhaßten Pflanzstadt erschienen, so sich mittlerweile durch etliche Fähnlein Mailänder verstärkt hatte. Am 16. folgte ein Theil des Teutschen Heeres, welches

durch die Gefechte vor Mailand und die Beschwerden im Lodisanischen Feldlager so geschwächt war, daß ihm die Belagerten ob des ärmlichen Aufzuges den Beinamen Arnoldsschüler zu geben pflegten [97]). Aber der Geist des Pfalzgrafen Kunrad, Otto's von Wittelsbach, Berchtold's von Zäringen — denn diesen hatte der Kaiser, welcher einen andern Heerhaufen gegen die Mailänder anführte, die Belagerung übertragen — brachte Einheit und Nachdruck in die gelähmten oder schlecht geübten Schaaren. Dennoch erschracken die Bürger von Crema nicht, sondern zogen aus mit aller Mannschaft, und begannen einen heftigen Sturm auf die Verschanzungen der Teutschen und Cremoneser. Während diese nach hartnäckiger Gegenwehr zurückwichen, drangen jene unaufhaltsam vorwärts, und zwangen den Feind zu eiliger Heimkehr. Groß war auf beiden Seiten der Verlust; denn es fiel neben andern Tapfern Garnher, Markgraf von Ancona, durch Mannlichkeit unter den Teutschen hervorleuchtend; die von Crema verloren viel gemeines Volk, aber keinen der Hauptleute. Darauf rückten die Belagerer den Mauern näher, und warfen vor jedem Thor Verschanzungen auf, um die Verbindung zwischen Stadt und Land aufzuheben. Aber umsonst wurden mehrere Stürme unternommen; Geschosse, Steine, Balken tödteten die heranklimmende Mannschaft, und zerschmetterten den Belagerungszeug.

Glücklicher hatte unterdessen der Kaiser vor Mailand gestritten. Am 15. Tage des Heumonats sandte er die Pavier auf die feindliche Stadt zu; er selber legte sich mit den tapfersten Reisigen — Berchtold von Zäringen trug das Banner — in den Hinterhalt. Die Mailänder thaten alsbald einen Ausfall, und brachen so heftig in die Pavier ein, daß diese, der Verabredung ungetreu, in wirklicher Flucht davoneilten. Da don-

nerte Friederichs Schlachtruf, daß die Feinde, so freudig nach der Stadt heimkehrten oder Beute einsammelten, die Gegenwart des gefürchteten Widersachers erkannten, und den Schritt beschleunigten Doch zu spät; 150 Mailänder wurden getödtet, 600, größtentheils vom Adel, gefangen [98]).

Indem sich dieses zutrug, erschien die sehnlichst erwartetete Hilfe aus Teutschland. Es kamen Beatrix, des Kaisers Ehegemahl, mit der ganzen Stärke ihres Landes, ferner, der Herzog Heinrich von Baiern und Sachsen mit 1200 gewappneten Rittern und zahlreichem Fußvolk, der Herzog von Spoleto, Welf IV., mit dreihundert Rittern und zweitausend Lanzknechten, der Bischof Kunrad von Augsburg, der König von Böheim, Ulrich, Graf von Lenzburg, und viele andere Herren; also daß ein Heer von 100,000 Teutschen Kriegsmännern gezählt wurde. Sogleich zog der Kaiser, während eine Abtheilung Mailand beobachtete, mit der größten Stärke wider Crema, dessen Bürger, betäubt durch die unerwartete Erscheinung, eine Zeit lang vom Trutze abließen, und ihren Weibern nicht mehr gestatteten, in den Straßen zu tanzen, oder in Spottliedern auf den Kaiser zu verkündigen, daß er eben so schimpflich abziehen werde, als weiland König Lothar [99]). Aber bald weckte gerade das Mißverhältniß beiderseitiger Streitkräfte den aufblühenden Heldensinn der Cremenser. Sie wollten lieber sterben, als durch des Feindes Gnade leben [100]). Was aber der Mensch will, das vermag er; darum wurden die Anstrengungen der Belagerer, welche wetteifernd bald List, bald Tapferkeit gebrauchten, vereitelt. So zog in der Frühe der Morgendämmerung, als die Teutschen in tiefem Schlafe lagen, eine erlesene Schaar der Cremenser aus dem Thore Umbriano, in den Händen Feuerbrände, um des Kaisers Wurfgeschoß zu zerstören.

Bald loderte die Flamme empor, und verzehrte die mühsam erbauten Bliden (Mangane, Wurfgeschütz). Da stürmten die Heerhaufen Ottos von Wittelsbach, Friederichs von Rothenburg heran, um ihren Herrn zu schirmen, der eine zusammengeraffte Mannschaft dem Feinde zuerst entgegengeführt hatte. Der Streit entbrannte wild; beide Theile waren zum Tod oder Sieg gerüstet. Endlich mußten die Cremenser weichen, und viele Todte, theils auf dem Schlachtfelde, theils im Wallgraben zurücklassen [101]). Aber auch diese Niederlage dämpfte den Muth der Städter nicht. Denn, als eines Tages Friederich das Lager verlassen hatte, um seine Gemahlin Beatrix im benachbarten Schlosse Sambasson zu besuchen, brachen ungefähr 600 auserkorne Reiter aus dem Thore hervor, welchem gegenüber das kaiserliche Zelt aufgeschlagen war. Nie hatten Teutsche und Wälsche mit größerer Erbitterung gestritten; sie standen wie Sturmwinde gleicher Kraft wider einander. Kein Jammergeschrei der Sterbenden oder Verwundeten, kein Flehen um Gnade, kein Prahlen des Siegers. Schweigend, die Stimme im stets schwirrenden Schwert, kämpften beide Theile eben so beharrlich als kühn, daß sich der Rasen vom Blute röthete, und nur die schwarz einbrechende Gewitternacht den unentschiedenen Streit endigte. Die Belagerten hatten an demselben Tage Ausfälle wider andere Abtheilungen des feindlichen Heeres unternommen, mehrere hölzerne Thürme verbrannt, einen Theil des Erdwalles niedergerissen, und sich gegen Abend zurückgezogen. Da stieg der Ingrimm der Teutschen und Wälschen bis zum Gräßlichen; denn während sich jene, wie im Ballspiel, die Köpfe der Getödteten zuschleuderten, zerstückelten diese hohnlachend die Leiber der Gefangenen, und schleuderten die blutenden Gliedmaßen in das Lager ihrer Feinde [102]).

Der Anblick dieses Greuels brachte den Kaiser in solche Wuth, daß er, um den Feind durch grausame Wiedervergeltung zu schrecken, zwei Gefangene unter den Mauern von Crema aufhenken ließ. Aber da führte die Bürgerschaft zwei Teutsche Ritter aus dem Gefängnisse, und kreuzigte sie im Angesicht ihrer Waffenbrüder [103]. Als dies Friederich schauete, spricht er: „Wie? so hat euch unsere Milde zu noch größerem Trutze gereizt, euch, die ihr dem Verderben schon nahet? Wohlan! förder will ich des Krieges Rechte üben, will schonungslos — denn ihr wollt es — wider eure Verwegenheit streiten!" Darauf befahl er einem Herold, an die Stadtmauer zu treten, und also mit den Bürgern zu reden: „Euch, Abtrünnige von Crema, läßt mein Herr, der Kaiser, gebieten, daß fortan Niemand zu ihm fliehen, oder Gnade hoffen soll! Daher ermahnt er euch, aus allen Kräften zu streiten, und nur von den starken Waffen Heil zu erwarten!"

Inzwischen ritt der Herzog von Sachsen mit vierzig Rittern vor Mailand auf Abentheuer; da sah er, wie auf dem Stadtfelde Pflüge gingen, und Gewappnete daneben ritten. Mit großem Geschrei stürzten die Teutschen über sie her, und begannen einen heftigen Streit. Die Mailänder flohen der Stadt zu, fanden aber die Thore geschlossen, also daß sie sich dem Herzoge mußten gefangen geben. Unter ihnen war auch der schönste Ritter, den man je in Wälschland gesehen hat, und der das kostbarste Seidengewand sammt den schönsten Waffen trug. Darauf fuhr Heinrich wieder gen Crema, und überantwortete dem Kaiser den vorbeschriebenen Ritter mit den andern Gefangenen. Sie alle wurden vor der Stadt hingerichtet [104].

Unterdessen waren die Belagerungsanstalten mit Nachdruck fortgesetzt worden. Friederich hatte ein

Sturmdach (Katze, Gatta) von ungewöhnlicher Größe und Festigkeit bauen lassen, um unter dessen Schirm die Mauer mit dem Widder zu erschüttern. Die Lodesaner lieferten, damit der Wallgraben gefüllt würde, 200 leere Fässer, und führten auf 2000 Karren Holz, Reisig und Erde herbei. Nach harter Anstrengung gelang es endlich den Belagerern, die Gräben zu überschütten, uud das Sturmdach der Mauer nahe zu bringen. Als aber der Cremonesische Thurm anrückte, und das ganze Kriegsvolk eine Ersteigung versuchte, widerstanden die Bürger von Crema mit unerschütterlichem Gemüthe, schleuderten aus fünf großen Bliden (Katepulten) ungeheure Steine, beschädigten das Sturmdach und den Cremonischen Thurm sehr stark, tödteten einen Theil der Mannschaft, und nöthigten den andern zum schnellen Rückzuge. Dieser Starkmuth eines Feindes, der gering an Zahl und schwach an Hilfsmitteln mit der steigenden Noth gleichsam innerlich anwuchs, brachte den Kaiser in eine fast wahnsinnige Wuth, also daß er vierzig Cremensische Geisseln und Gefangene, zum Theil Kinder, an einen Thurm binden ließ, um sie dem Erbarmen oder der verzweifelnden Vaterlandsliebe ihrer unglückseligen Eltern und Verwandten auszusetzen. Diese standen gewaffnet auf den Mauern, und harrten bebend des nahenden Thurmes. Unwillkührlich zuckte der Arm zurück, welcher gespannt war, um Balken oder schweres Gestein auf den Belagerungszeug zu schleudern. Bald aber erstickte Liebe zur Freiheit die Gefühle der Natur; umsonst flehet der Knabe um Erbarmen, umsonst wirft er sprachlos vor Angst einen langen Blick auf Vater und Blutsverwandte, die bald betend, bald sich und ihr Schicksal verwünschend, etliche Augenblicke mit stierem Auge das nahende Schreckbild des Thurms betrachten. Endlich rafft sich ein heldenmüthiger Vater

aus der Betäubung empor, und spricht mit gewaltiger Stimme: „Glücklich, wer statt in Schmach zu leben, mit Ehren sterben darf! Fürchtet, theure Kinder, den Tod nicht, denn er rettet aus einem Meer von Leiden, und führt allein zur Freiheit! Die Glücklichen, so für das Vaterland fallen, gewinnen die Krone der Unsterblichkeit. Stritten wir als wahrhafte Kämpfer für die Freiheit, so würden Aufschub und Mahnung gleich gehässig seyn. Wir Lebende sind elender, denn die Hingeschiedenen; uns fliehet der oft gesuchte Tod. Mögen wir euch bald nachfolgen, um nicht auf den Trümmern des Vaterlandes zu trauern, oder die Schändung der Jungfrauen, die Fesselung der Jünglinge zu schauen!“ [105]) Bei diesen Worten vergaßen die von Crema alle irdische Rücksicht; das Wurfgeschoß fliegt, und neue unglückliche Schlachtopfer fallen. Jetzt kommt wilde Wuth über die, so aus Liebe zum Vaterlande ihr Blut getödtet haben; sie eilen in die Kerker, binden mehrere Gefangene aus Teutschland, Cremona, Lodi an das Werkgeschütz, Sermialen genannt (eine Art Wurfgeschoß), und zerschmettern ihre Glieder vor den Augen des Kaisers [106]). Endlich wurde der Cremonesische Thurm, welcher auseinanderzufallen drohete, zurückgeschleppt, und der Sturm eingestellt. Je gewaltiger die Drangsale von Tag zu Tag wurden, desto höher stieg die Erbitterung von beiden Seiten. Die Cremenser, von allen Seiten umstellt, ersannen neue, bisher nie gehörte Listen; denn theils wurden an Stellen, welche die stürmenden Teutschen zu betreten pflegten, Fußangeln aufgestellt, theils Gruben mit schwacher Erddecke angelegt, theils Mittel ersonnen, den nahenden Belagerungszeug durch Feuer zu vertilgen. Wider diese Gefahr schirmten weidene Flechten, Felle, wollene Tücher und Filzdecken den siebenzig Ellen hohen und dreißig Ellen breiten

Thurm, auf dessen oberstem Stockwerke Wurfgeschosse vertheilt waren. Mit unsäglicher Mühe wurde dieser furchtbare Belagerungszeug bis zur Mitte des Stadtgrabens gebracht, welchen Tonnen, Erde und Reißbündel wegsam gemacht hatten. Schon erschütterte unter dem Schirme des Sturmdaches der eiserne Widder, welchen zwanzig Männer bewegten, die Mauer, schon wirkte das Geschütz des Thurmes so nachdrücklich, daß der Sieg sich vollkommen auf die Seite der Belagerer zu neigen schien, als die Cremenser aus einem Minengang im Rücken des Sturmdaches mit Schwertern und Fackeln hervorbrachen. Ein hartnäckiger Streit entbrannte, der mit dem schnellen Rückzuge der Ausfallenden endigte. Friederich benutzte die anfängliche Verwirrung des Feindes, und ließ den Thurm mit seinen Geschützbetten (Botterien) immer näher rücken. Bald wurden von diesen alle Theile der Mauer erreicht, bald Schaaren ihrer Vertheidiger zerschmettert. Dennoch entfiel den Cremensern der Muth nicht; entweder durch Ausfälle, oder zehn Ellen weit fortgeschleuderte Töpfe, die mit Pech, Schwefel und siedendem Oel gefüllt waren, wurde jede Unternehmung der Teutschen gehemmt, bisweilen vereitelt. Da geschah es, daß Marquesi, ein sehr geschickter Kriegsbaumeister, seine unglückliche Vaterstadt verließ, und die Kunst, so er bisher zur Beschirmung der Heimath angewandt hatte, wider dieselbe richtete. Auf seinen Rath wurde ein neuer Thurm von mehreren Stockwerken, und einer vierzig Ellen langen und sechs Ellen breiten Fallbrücke erbauet. Hinter den Schießschaarten des obern Geschosses lauerten Bogenschützen, denen schwertbewaffnetes Fußvolk zugesellt wurde, um auf ein gegebenes Zeichen die Fallbrücke niederzulassen, und die Mauer zu erstürmen; im mittleren und untern Stockwerke standen Krieger, mit

Wassereimern und Stangen gerüstet, das feindliche Feuer zu löschen, auch die Versuche derer, so etwa den Thurm durch Haken heranziehen wollten, zu vereiteln. Nach allen diesen Vorbereitungen beschloß Friederich, einen allgemeinen Sturm zu wagen; denn schon nahete im sechsten Monat der Belagerung ein strenger Winter. Demnach wurde dem ganzen Heere geboten, auf ein gegebenes Zeichen der Trompete in gleichmäßiger Bewegung mit den Wandelthürmen der Stadt zu nahen, und sie durch Untergrabung oder Leitersteigung zu nehmen. Als die von Crema diese Rüstungen gewahrten, spannten sie alle Kraft an, um preisvollen Sieg oder Untergang zu gewinnen. Den rüstigsten Männern wird die Schirmung der Mauer anvertraut, indeß andere, durch Drangsal schon mehr ermattet, die Leitung der Bliden und Katzen übernehmen. Weiber, Greise und Kinder tragen Feuer, siedendes Oel, Steine und andere Waffen herbei. Muthig begann der Sturm bei Tages Anbruch, muthig wurde er von den Cremensern abgeschlagen. Schon waren mehrere Fallbrücken niedergelassen, schon Leitern aufgerichtet, als die Bürgerschaft plötzlich hervorbricht, die lange Fallgatter des Cremonesischen Thurmes zerschmettert, und über die Besatzung des von Marquesi erbaueten ein solches Schrecken bringt, daß sie ihre Stelle verlässet, und unrühmlich zu streiten begann. Berchtold von Arrach aber, ein Schwäbischer Ritter von großer Leibesstärke, welcher zuerst die feindliche Mauer erstiegen und die Gegner auseinandergeworfen hatte, sprang, den Seinen ein Beispiel zu geben, allein in die Stadt Crema hinab, bahnte sich mit dem Schwerte einen Weg, nnd trieb den Feind bis an die zweite Mauer. Da zerschmetterte der gewaltig Streich einer Streitaxt den ehernen Helm, und sterbend sinkt der Held nieder. Die von Crema aber zerstückeln

den Leib, und zeigen die blutigen Glieder dem fliehenden Heere der Teutschen. Als solches Otto von Wittelsbach gewahrte, stürmte er von neuem wider die Mauer; dreimal zurückgetrieben, wurden gegen Abend die Teutschen Sieger, und zwangen den Feind, hinter der zweiten Verschanzung Schutz zu suchen [107]. Da erhob sich in der Stadt ein Geschrei der Weiber und Kinder, welche, ihrer Gatten und Väter beraubt, einer harten Knechtschaft entgegensahen; da verloren auch viele Männer den Muth, und sprachen zu der kampflustigen Jugend: „Bedenkt, daß unserer Stadt Zerstörung nahet, daß die Teutschen nicht nur wilde und starke Gegner sind, sondern auch einen Geist haben, der den Tod verachtet! Lasset uns also die Waffen niederlegen, und Frieden suchen.“ Als dieser Vorschlag endlich Allen gefiel, so gingen Boten in das Zelt Heinrich's von Sachsen, und Pellegrin's, der Bischof von Aquileja war, und fleheten, die Herren möchten sich für die unglückliche Stadt Crema bei dem Kaiser verwenden, dem wollten die Bürger in Zukunft eben so getreu dienen, als sie bisher muthvoll widerstanden hätten; nur möchte man sie nicht den Cremonesern, ihren Todfeinden, überliefern. — Als nun Friederich diese Rede vernahm, jammerte sein der tapferen Stadt, und er beschloß, ihrer Bürgerschaft das Leben zu schenken. Sie sollte, wurde bewilligt, ausziehen mit Weib, Kind und so viel Habe, als Jeder auf einmal tragen könnte. Hierauf verließen nach sechsmonatlicher Belagerung am 27. Jenner 1160 zwanzigtausend Menschen beiderlei Geschlechts ihr halbzerstörtes Vaterland. Es war ein rührendes Schauspiel, wie hier die Mutter ihre zarten Kinder, dort der Sohn den schwächlichen Vater trug, und wie Alle mit niedergeschlagenen, oft zurückblickenden Augen aus einer Heimath wanderten,

welche, wenn Glück und Heldenmuth unzertrennlich wären, ein schöneres Loos verdient hätte. Selbst der Kaiser Friederich, von dem Anblick menschlichen Elendes erschüttert, wurde so milde, daß er die Ausziehenden an beschwerlichen Stellen unterstützte, und einen Kranken durch Schutt und Trümmer trug [108]. Die Cremenser, denen die Wahl des Aufenthaltes vergönnt war, nahmen größtentheils den Weg nach Mailand, während ihre Vaterstadt von den Cremonensern geplündert, angezündet und bis auf den Grund zerstört wurde. Friederich aber zog unter dem Jubel der Einwohner, welche ihn den Beglücker, den einzigen, auserwählten Helden nannten, in das festlich geschmückte Pavia ein, dankte in der Hauptkirche Gott für den gewonnenen Sieg, und rüstete sich zu einer Versammlung der Erzbischöfe und Bischöfe. Die Veranlassung war folgende:

Das eilfte Kapitel.

Was zu Rom mit dem Pabstthum geschehen.

Während nämlich vor Crema Wälsche Freiheitsliebe mit der Teutschen Herrschlust ruhmvoll, aber unglücklich stritt, hatte die Erbitterung des Römischen Hofes einen so hohen Grad erreicht, daß alle Versuche gütlicher Beilegung an dem arglistigen Hochmuthe Hadrians scheiterten. Umsonst schlug deshalb der Kaiser vor, daß sechs Bischöfe von der einen, und sechs Kardinäle von der andern Seite, das allgemeine Vertrauen auf ihre Einsicht und Redlichkeit zu schiedsrichterlicher Entscheidung der bisherigen Mißhelligkeiten anwenden sollten. Der Pabst, gestützt auf den alten Grundsatz geistlicher Unfehlbarkeit, und geblendet von den Verheißungen des Normannischen Königs Wilhelm, folgte

den Rathschlägen der meisten Kardinäle, welche durch fremdes Gold gewonnen, die Sicilianische Partei bildeten, und nahm zu Anagni von den Anhängern derselben die eidliche Versicherung, daß sie den Teutschen Kaiser alsbald mit dem Bannfluche erschrecken, und nach Erledigung des heiligen Stuhles nur aus ihrer, der Verschwornen Mitte, einen Pabst nehmen wollten.

Hadrian wurde am ersten des Herbstmonats 1159 durch den Tod verhindert, die verderblichen Folgen des eben so unklugen, als arglistigen Beschlusses zu erfahren. Obschon nämlich die Kardinäle, welchen die folgenden Auftritte vorschweben mochten, den Vergleich getroffen hatten, daß ohne allgemeine Einwilligung kein Pabst ernannt werden sollte, so erhob sich dennoch bei der dreitägigen Wahl ein großer, seit langem nicht gesehener Zwiespalt. Denn während der Kardinal Octavian, durch Herzensgüte und Haß gegen die Normannen empfohlen, neun Stimmen erhielt, wollten vierzehn Mitglieder der Sicilianischen Partei den Kanzler Roland, einen klugen, muthigen und beharrlichen Feind Kaiser Friederichs, mit dem päbstlichen Mantel bekleiden. Umsonst widersprachen die Gegner im Namen Gottes und aller Heiligen diesem Beginnen, welches den eben beschwornen Vertrag auflöste; umsonst lehnte auch Roland, aus Klugheit, eine Ehre ab, die er nicht verdient habe. Schon war jene feierliche Handlung mit Gewalt vollzogen worden, als Octavian, kühn durch die Anwesenheit des kaiserlichen Abgeordneten, Otto von Wittelsbach, und den Beifall der meisten Römischen Rathsherren, hinzusprang, Rolanden den Mantel entriß, und ihn sich selber, obschon verkehrt, anlegte; denn der vordere Theil bedeckte den Rücken. Indeß die Gegner ein lautes Gelächter

erhoben, öffneten sich auf Octavians Wink die Thüren der Peterskirche; Bewaffnete traten ein, und zwangen Rolanden, mit seinem Anhange in die Engelsburg zu flüchten. Aber auch diese verließ er nach neuntägiger Haft, und zog, begleitet von zahlreichen Volkshaufen, nach St. Ninfa, einer benachbarten Veste der Herren Frangipani, um hier als Pabst Alexander III. die Einweihung zu empfangen.

Inzwischen hatte Octavian den Namen Victor IV. angenommen, seinen Anhang durch Drohungen und Geschenke verstärkt, die Gunst der Fürsten, damals im Lager vor Crema, schriftlich begehrt, und endlich seine Widersacher mit dem Bannfluche bestraft. Alexander aber, um dieselben Waffen zu gebrauchen, erinnerte den Kaiser durch ein Schreiben, welches zwei angesehene Männer überbrachten, an die Pflicht, als weltliches Oberhaupt die hochheilige Römische Kirche wider Angriffe der Ketzer auf alle Weise zu vertheidigen, und den falschen Pabst, ein wahrhaftes Kind des Teufels, sogleich zu verdammen. Dieser gebieterische Ton setzte Friederichen in solchen Grimm, daß er den Brief zu Boden warf, und den Gesandten augenblickliche Entfernung gebot. Darauf beschloß er eine allgemeine Kirchenversammlung Teutscher, Französischer, Englischer, Spanischer und Ungarischer Geistlichen nach Pavia zu berufen, damit sie im Namen der ganzen Christenheit den ärgerlichen Streit entscheiden möchte. Victor gehorchte der Vorladung, Alexander aber antwortete den Bischöfen Hermann von Verden und Daniel von Prag, so Friederichs Schreiben überbrachten. „Der Kaiser, welcher ohne päbstliche Einwilligung eine Kirchenversammlung halten will, und uns, als ob wir menschlicher Gewalt unterthan wären, vorladet, hat die Grenzen seines Reiches überschritten, die Kirche

allein richtet in geistlichen Sachen, kann aber selber von Niemand gerichtet werden. Wir müssen daher erstaunen, wenn der, so ihre Rechte schirmen soll, an seine Mutter schreibt, als ob es seine Magd wäre." Nach dieser entscheidenden Antwort des Pabstes that auch der Kaiser entscheidende Schritte, und eröffnete am 4. des Hornungs 1160 die Versammlung mit folgender Anrede: „Mir, als Römischem Kaiser, gebührt das Recht, Kirchenversammlungen zu berufen; entscheiden in der so wichtigen Sache kann nur eure Klugheit. Denn Gott hat euch zu Bischöfen eingesetzt, und auch die Macht ertheilt, über uns zu urtheilen. Also müßt ihr euch jetzt als Männer beweisen, deren Urtheil wir für einen Ausspruch Gottes halten können." Mit diesen Worten entfernte sich der Redner.

Nach mehreren Sitzungen, welche sieben Tage lang dauerten, erklärte endlich am 11. des Hornungs die Geistlichkeit den Octavian ob der geschehenen Verantwortung für den rechtmäßigen Pabst; Roland aber wurde als ein halsstarriger Feind der Kirche mit dem Bann gestraft. Dagegen verfluchte Alexander am grünen Donnerstage den 25. März alle seine Widersacher, und sprach die Unterthanen vom Gehorsam gegen das weltliche Oberhaupt, den Römischen Kaiser, frei [109].

Das zwölfte Kapitel.

Wie Mailand bezwungen wird, und den Teutschen gehorchen muß.

Die fast zweijährigen Fehden hatten den größten Theil der Lombardei so verwüstet und erschöpft, daß Freunde wie Feinde anfingen Mangel zu leiden. Damit das Land neue Kräfte gewinnen, und bei einem zweiten

Feldzuge die Lebensmittel in Ueberfluß liefern könnte, beschloß der Kaiser eine Verminderung der zahlreichen Kriegsvölker. Daher lud er die tapfersten Schaaren zu sich, dankte für die standhafte Treue, mit welcher Alle ohne Rücksicht auf die Stärke und Kühnheit des Feindes gestritten hatten, nannte die Namen der Besten, und theilte zuletzt freigebig Lehen, Gold, Silber, kostbare Gefäße, Kleider, Waffen und andere Geschenke aus. Darauf zogen die meisten Fürsten und Herren mit ihrem Gefolge über die Alpen gen Teutschland; nur wenige blieben in Italien.

Das Jahr 1160 verstrich unter mannigfaltigem Wechsel des Krieges, indem die Teutschen, Pavier, Lodesaner, Cremoneser, Navarenser und Comenser in einzelnen Streifereien das Mailändische Gebiet verwüsteten, die verbündeten Lombarden aber muthvoll widerstanden, oft herausfielen und mit Glück stritten, ja am neunten des Augstmonats bei der Burg Carcano das Teutsche Lager sammt einer ansehnlichen Beute gewannen. Als aber die Mähre von diesen Unfällen zu den Fürsten und Völker jenseits der Alpen kam, sammelte sich eine große Mannschaft, und zog, geführt von Friederich dem Rothenburger, Kunrad, Pfalzgraf bei Rhein, und Reinold, Erzbischof von Köln, im Frühlinge des Jahres 1161 wiederum nach Wälschland. Da setzte sich der Kaiser an die Spitze des sehr zahlreichen Heeres, fiel zu Ausgange des Mai in das Mailändische Gebiet, und verbrannte Saaten, Weinberge und Obstbäume, damit Hungersnoth den Feind überwältigte. Denn eine regelmäßige Belagerung war wegen der starken und weitläuftigen Stadtmauern unmöglich. Die Mailänder, in den meisten Gefechten sieglos, begehrten endlich im August des Jahres 1161 Unterhandlung, und erhielten von dem Thüringischen Landgrafen Ludwig,

dem Herzog von Böhmen, des Königs Sohn, und dem Pfalzgrafen bei Rhein, Kunrad, ein sicheres Geleit für ihre Bürgermeister, so sich gen Cerro in des Kaisers Feldlager begeben wollten. Aber unweit dem Kloster Lugnolo wurden die Friedensboten mit dem zahlreichen Gefolge durch den Kölnischen Erzbischof Reinold, der den Vertrag nicht kannte, angefallen und zu hartnäckigem Streite gezwungen. Als solches die oberwähnten Teutschen Herren vernahmen, so eilten sie in großem Zorne zum Erzbischof, um mit seinem Leben das gebrochene Geleit zu rächen. Allein Reinold flüchtete in des Kaisers Zelt, brachte die Gründe seiner Vertheidigung vor, und fand Schirm, zumal Nachricht anlangte, daß die Mailänder in hellen Haufen ihren Bürgermeistern zu Hilfe eilten, und die Mannschaft des Erzbischofs hart bedrängten. Darauf schickte Friederich den Herzog von Schwaben mit etlichen Fähnlein ab, um die Feinde zurückzuwerfen, und stürzte, als der Streit heftiger entbrannte und fast allgemein wurde, an der Spitze von 150 Rittern in die Mitte der Mailändischen Schlachtreihen. Diese wandten sich nach hartnäckiger Vertheidigung, und flohen, von den Teutschen verfolgt, zu den Mauern ihrer Stadt; 30 Ritter und 256 Lanzknechte wurden gefangen. Aber auch der Sieger verlor viel Volk; selbst der Kaiser, dessen Streitroß von einem feindlichen Geschoß zu Boden geworfen wurde, kam in Lebensgefahr; denn ein Speer fuhr zwischen Schild und Leib durch, also daß die Gesellen erschraken, und ihren Herrn, wiewohl umsonst, zur Mäßigung seiner Streitlust ermahnten [110].

Mit Anbruch des Winters kehrte Friederich, der einen Theil des Heeres entlassen hatte, nach Lodi zurück, gebot, alle Straßen, so von Brescia und Piacenza gen Mailand führten, auf das strengste zu bewachen,

und den Wälschen, welche der belagerten Stadt Lebensmittel zuführen würden, ohne Gnade die rechte Hand abzuhauen. Dagegen wurden die armen Landleute reichlich unterstützt, und empfingen den zehnten Theil der kaiserlichen Einkünfte [111]). Ueber die Mailänder aber kam alsbald mit der steigenden Hungersnoth gewaltige Furcht; denn eine Feuersbrunst hatte den größten Theil der Vorräthe vernichtet, während die verborgenen Wasserleitungen durch die List der Belagerer entdeckt und zerstört wurden. Diese führten nämlich durstige Esel herum, welche, vom Naturtrieb geleitet, an den wasserreichen Stellen verweilten, und mit den Füßen auf die Erde schlugen.

Da schickte die Bürgerschaft, von Noth und Zwietracht geängstiget, Boten gen Lodi, um dem Kaiser zu melden, daß die Mailänder ihre Stadtmauern niederreissen, und der freien Bürgermeisterwahl entsagen wollten. Er aber, durch den langen Widerstand gereizt, begehrte unbedingte Unterwerfung. Auf diese Nachricht gingen die Aeltesten der Stadt zu Rath, und überlegten lange, was zu thun sey. Endlich stimmte die ganze Bürgerschaft für Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Sofort zogen sechszehn Abgeordnete am 1. März des Jahres 1162 in das kaiserliche Feldlager, und schworen, das entblößte Schwert in der Hand, allen Befehlen Friederichs zu folgen, und denselben Eid von der ganzen Bürgerschaft zu fordern. Am folgenden Sonntag, den 4. März, erschienen 300 Ritter zu Roß, stiegen ab, fielen dem Kaiser zu Füßen und überreichten die Schlüssel der Stadt und sechsunddreißig Fahnen; er aber blieb unbewegt. Darnach am dritten Tage kamen viele Ritter und tausend Lanzknechte, überreichten hundert Banner, fielen auf die Erde und flehten also um Gnade: „Um des gekreuzigten Hei-

landes willen, der den bittern Tod für das Menschengeschlecht gestorben ist, verzeihet uns, gnädigster Kaiser! Wir schwören euch beständige Treue!" Als solches der Mailändische Sprecher, einer vom Rath, gesagt hatte, erhob alles Volk die Kreuze, so es in den Händen trug, und flehete laut, daß sich der Kaiser erbarmen wolle. Da wurden viele Teutsche Ritter bis zu Thränen gerührt; aber Friederichs Antlitz wandelte sich nicht davon. Als dies der Graf von Blandrate gewahrte, nahm er ein Kreuz, und vereinigte seine Bitten mit denen der Mailänder. Auch trat Reinold, der Erzbischof von Köln, auf, und fragte mit lauter Stimme: „Ob die von Mailand sich auf Gnad und Ungnad ergeben wollten?" Da antworteten die Bürger unter vielen Thränen: „Ja!" und sie wollten thun in Treuen nach des Herrn Kaisers Begehr. Jetzt sprach dieser: „Er wolle sich mit seinen Fürsten berathen; am folgenden Tage möchten die Bürger wieder kommen." Und als sie zur anberaumten Stunde erschienen, mit Aengstlichkeit des Ausspruches harrend, sprach der Kaiser: „Sollten wir nach den Gesetzen des Rechtes urtheilen, so hättet ihr den Tod verdient; aber wir wollen auch eines Theils nach der Barmherzigkeit handeln, und euch Allen das Leben und euer Eigenthum schenken." Somit kehrte das Volk von Mailand mit großem Jubel zurück. Die Konsuln aber, begleitet von tausend Rittern, führten das Hauptbanner des heiligen Kreuzes (Carroccio) auf einem mit Eisen beschlagenen Wagen in das Lager der Teutschen. Ein eiserner Baum mit eisernen Blättern erhob sich in Mitte des Wagens; ein großes Kreuz, auf dessen Vorderseite der segnende Ambrosius, Mailands Schutzheiliger, abgebildet war, schmückte die Spitze des Baumes. 90 Ritter brachten die Posaunen der Stadt, welche zum letztenmal schmetterten, als die

Fahne dem kaiserlichen Stuhle nahete. Darauf forderte der Kaiser 400 Mann, theils Ritter, theils angesehene Bürger, zu Geisseln, und gebot, bei jedem Stadthor Mauern und Graben dergestalt zu zerstören, daß die Kriegsvölkern in vier Heersäulen ungehindert einziehen könnten. Endlich verlangte er, daß ihm alle Einwohner huldigen sollten, und gab sechs Teutschen und sechs Wälschen Rittern Befehl, statt seiner den Eid zu empfangen. Als dies alles eingerichtet war, so begab er sich mit seiner Gemahlin Beatrix und ihrem Gefolge, mit dem Herzog Friederich von Schwaben und allen andern Fürsten nach Pavia.

Alsbald wurden die Teutschen und Lombardischen Reichsstände versammelt, um über Mailands Schicksal das Endurtheil zu fällen. „Seit langem," sprach Friederich mit ernstem Angesicht, „haben die Mailänder wider des heiligen Römischen Reichs Kaiser gefrevelt, haben die getreuen Städte Como und Lodi, trotz meiner kaiserlichen Warnung, übel geplaget, wider mich selber, das von euch bestellte Oberhaupt, wilde Aufruhr erregt, und nicht der Geisseln geachtet, so sie für ihre Treue gestellet. Darum habe ich einen Entschluß gefaßt, der zwar grausam scheint, aber, um die übrige Lombardei zu erschrecken, unumgänglich nothwendig ist. Die Stadt Mailand soll verschwinden vom Angesicht der Erde, und zu ewigen Zeiten Zeugniß ablegen, daß Arglist und Meineid ihren Lohn finden!"

Als diesen Ausspruch alle Anwesenden gebilliget hatten, ließ er am 19. März, einem Montage, die Bürgermeister vor sich kommen, und befahl ihnen, innerhalb acht Tagen alle Einwohner, ohne Unterschied des Standes, Geschlechtes und Alters, aus der Stadt zu schaffen. Zitternd, mit schwerer Ahnung gehorchten

sie; Etliche suchten und fanden Schirm in den benachbarten Städten; Andere harrten ängstlich vor den Thoren der ehrwürdig-alten Stadt des entscheidenden Tages.

Der 26. März kam, und mit ihm der Kaiser, umgeben von seinen Rittern, von den Paviern, Novaresen, Comensern und Lodesanern. An beiden Seiten der Straßen standen dichtgedrängte Schaaren der Mailänder, in elendem Aufzuge, abgezehrt von Sorge und Wachen, die Augen bald auf Friederichs ernstes Antlitz, bald auf die Thürme und Wohnungen der Heimath gerichtet. Aber lautes Jammergeschrei von Kindern und Weibern, dumpfes Stöhnen von Greisen und Männern erhob sich, als der kaiserliche Spruch erfolgte: „Die Stadt Mailand soll in Schutt und Staub zusammenfallen!“ Aber die Klage verscholl unter dem Jubel des siegreichen Heeres, welches seinen Einzug in die Stadt hielt, nicht durch die Thore, sondern, wie man es den Mailändischen Abgeordneten vorhergesagt hatte, durch den Schutt der eingerissenen Mauern. Darauf wurde den verschiedenen Völkerschaften, welche Mailand zürnten, Befehl gegeben, sich nach den sechs Hauptthoren zu vertheilen, und alle Gebäude, die Kirchen St. Mariä, St. Mauritius und St. Ambrosius ausgenommen, dem Boden gleich zu machen. Und es erhob sich unter den Leuten von Como, Pavia, Navara, Seprio, Cremona, Lodi, ein großes Gedränge und Treiben, also daß binnen sechs Tagen die erstaunlichste Verwüstung geschah. Kaum stand noch der funfzigste Theil der Stadt. Das eiförmig gebaute Schauspielhaus, das herrliche Schloß mit seinen Marmorsäulen, der überaus hohe und schöne Glockenthurm Maria der Größeren, nebst andern wunderschönen Werk- und Meisterstücken aus den Zeiten der Römischen Kaiser wurden vernichtet.

Und damit Mailands letzte Spur verschwinden möchte, ließ der Kaiser, wie Etliche melden, einen Pflug kreuzweis durch die Brandstätte gehen, und Salz ausstreuen, auf daß der Boden, auf ewig verflucht, keine Früchte tragen möchte. Darum wurden auch die Körper der heiligen drei Könige, so das Volk andächtig verehrte, aus dem verödeten Heiligthum genommen, und dem Erzbischof Reinold übergeben, der sie mit großer Feier über die Alpen in die Stadt Köln geführt hat.

Am 1. April kehrte der Kaiser nach Pavia zurück, wohin viele Italiänische Grafen, Markgrafen und andere Herren eilten, um das heilige Osterfest zu begehen. Nach geendigtem Gottesdienst wurde im bischöflichen Pallast ein glänzendes Mahl gehalten, dem alle weltliche und geistliche Herren beiwohnten. Friederich in kaiserlichem Schmucke, auf dem Haupte die Krone, belebte durch ungewöhnliche Fröhlichkeit das zahlreiche Gastgebot; Viele erinnerten sich an sein Wort, vor Mailands Zerstörung nimmer die Krone zu tragen [112].

Nach dem Sturz der mächtigsten Lombardischen Stadt suchten Bologna, Piacenza, Ravenna, Brescia, Imola, Faënza, und alle Bürger, so sich gegen das Reich aufgelehnt hatten, Gnade. Diese wurde ihnen unter der Bedingung ertheilt, daß die Wälle abgetragen, die Gräben gefüllt, die Mauern und Thürme niedergerissen würden. Das Stadtregiment aber erhielten Teutsche Landvögte, welche man des Kaisers Podestats hieß. Der Bischof Heinrich von Lüttich wurde über vier Flecken (burgos) gesetzt, welche fortan Mailands Bürgerschaft bewohnte, und jeder Landvogt ernstlich ermahnt, strenge Gerechtigkeit zu handhaben.

Hierauf eilte Friederich nach vierjähriger Abwesenheit über Burgund gen Teutschland, in Hoffnung, die Lombarden würden nimmer des Reiches Rechte ver-

letzen. Unterwegs geschah der Versuch durch eine allgemeine Versammlung Teutscher, Italiänischer, Französischer Bischöfe, den traurigen Folgen der Kirchenspaltung wo möglich zu wehren. Denn Alexander hatte, als die Lombardei dem Kaiser Gehorsam zusagte, bei den Franzosen sichere Zufluchtsstätte gefunden, und in mehreren Sitzungen den Bann wider Victorn und desselbigen Anhang ausgesprochen. Die Könige von England und Frankreich, schon längst neidisch auf die steigende Macht des Teutschen Reiches, schlossen sich anfangs heimlich, dann offenbar dem kühnern Pabste an. Dennoch gelang es dem Kaiser Friederich, den König Ludwig VII. von Frankreich dahin zu bringen, daß er die Entscheidung der kirchlichen Zwietracht von einer allgemeinen Versammlung erwarten wollte, welche am 29. August zu St. Jean de Laune, einem zwischen Dijon und Dole gelegenen Flecken, statt finden sollte. Als aber der bestimmte Tag nahete, erschienen weder Alexander noch Ludwig, der eidbrüchig mit dem Englischen Könige Heinrich nach kluger, aber untreulicher Verhandlung endlich den Pabst Alexander feierlich anerkannte [113]. Nur der zerrüttete Zustand Teutschlands, und die kaum beruhigte Gährung Italiens verhinderten den Kaiser, Frankreich auf der Stelle mit den Waffen in der Hand zu strafen [114].

Die Spannung zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt, welche um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in den meisten Ländern Europas entschieden hervortritt, hatte auch in Teutschland gewurzelt, und die Bürger von Mainz angetrieben, ihren Erzbischof, Arnold, nach langer und blutiger Fehde gräßlich zu ermorden, den verstümmelten Leib aber dem Gevögel des Himmels vorzuwerfen. Da versammelte Friederich gegen Anfang des Frühlings einen Fürstenrath, brannte

nach desselbigen Urtheil das Kloster St. Jakob, wo die Mordthat geschehen war, ab, und strafte die schuldigen Bürger von Mainz mit Tod oder Verbannung. Und damit ein Zeichen strenger Gerechtigkeit gegeben würde, mußte die berühmte, uralte Stadt, welche der Kaiser vor allen Plätzen Teutschlands liebte, die Mauern abtragen, die Gräben ausfüllen und alle wohlerworbene Freiheiten einbüßen. Das Erzbisthum aber erhielt Kunrad, Bruder des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach [115]).

Das dreizehnte Kapitel.

Wie die Lombardei von den Teutschen Vögten grausam gedrückt wird.

Kaum war dergestalt am Rhein und in andern Theilen Teutschlands die Ordnung hergestellt, so brachte Italien laute Klagen über die steigende Hoffart der Vögte, und die parteiische Strenge Reinolds, welchen der Kaiser am Ende des vorigen Jahres zum Verweser des Lombardischen Reiches bestellt hatte. Der Kölnische Erzbischof, von Natur strenge, im Hassen und Lieben heftig, voll Eifer für des Vaterlandes Aufnehmer, voll Haß gegen die Wälschen Völker und den Pabst Alexander, verabscheuete halbe Maßregeln. Darum durchzog er ganz Oberwälschland, nahm allen geistlichen und weltlichen Herren, so dem Victor feindselig waren, ihre Aemter, und erstickte dadurch das heimlich schleichende Feuer so lange, bis es an mehreren Orten zugleich und heftig empor loderte. Denn Peter von Cunin, welcher nach der Heimkehr des Bischofs von Lüttich die Vogtei über die Mailändischen Burgflecken erhalten hatte, verpraßte täglich ungeheures Geld, zog die Güter aller ohne männliche Nachkommenschaft Ge-

storbenen ein, forderte nach Willkühr vom Landmann Reis, Wein und andere Früchte, vom Fischer den dritten Theil seines Fanges, von Adelichen, Bürgern und Landleuten drei Kaisergulden jährlicher Kopfsteuer, und überhaupt das sechsfache Maß der ehemaligen Abgaben. Daneben verlangte der Vogt unerhörte Frohndienste, und trieb die Mailänder zum Bau der kaiserlichen Schlösser in Monza, Viagentino und Lendriano, also daß die Last unerträglich wurde, und jeder Mailänder lieber sterben, denn so elend leben wollte. Derselbe Druck, dieselbe Unzufriedenheit herrschte in andern Städten Italiens. Dennoch wagte Niemand den ersten Schlag, aus Furcht vor dem Kaiser, dessen Ankunft von Monat zu Monat erwartet wurde. „Wir glauben nicht," sprachen etliche der Lombarden, „daß die schmachvolle Bedrückung, so uns kaiserliche Statthalter bringen, mit Willen und Wissen ihres Herrn geschieht; wir glauben fest, daß er die bösen Vögte strafen, und in seinen Landen Gerechtigkeit handhaben wird." 116) Andere aber, auf deren Rücken die Knechtschaft zu schwer lastete, entflohen, und fanden in Como, Cremona, Bergamo, Pavia, Lodi Schirm und freundliche Aufnahme. So schwächte übermüthige Bevogtung das Zutrauen, welches Friederichs Tugenden bei einem Theil der Wälschen erregt hatten. Er, um durch Milde den furchtbaren Brand im Entstehen zu löschen, eilte ohne Heer, nur von Beatrix, dem jüngern Welf, dem Erzbischof Kunrad und etlichen Rittern begleitet, über die Alpen, und zog am 16. des Wintermonats 1163 unter dem Jubel der Einwohner in Pavia ein. Hier wollte er zuerst den Zustand der Lombardischen Angelegenheiten untersuchen, die Gründe beider Parteien vorläufig anhören, und dann nach der Gerechtigkeit entscheiden. Aber diese sollte diesmal dem Vertrauen

auf Freunde und Diener, so entweder falsch oder leidenschaftlich waren, weichen, und den Kaiser, trotz seines guten Willens, in die Irre führen. „Unläugbar," sprachen die Pavier, ob ihrer alten Treue glaubwürdig, „seyen allerdings die Bedrückungen mancher Vögte, aber übertrieben die Klagen der Leidenden. Mailands Groll werde über kurz oder lang in die That ausbrechen, und neue Verwirrung stiften. Die wahre Gestalt der Dinge könnte nur der Augenschein lehren, für jetzt aber möchte des Reiches Oberhaupt auf das befestigte Tortona blicken, welches noch unlängst mit den Mailändischen Burgflecken heimliche Verbindung angeknüpft habe." Diese Vorstellungen fanden Gehör, und bewirkten die Erlaubniß, Tortonas Mauern zu brechen. Da zogen die Pavier in aller Geschwindigkeit aus, und zerstörten nicht nur die Festungswerke, sondern auch die Häuser der angefeindeten Stadt [117]).

Habelos irrten Tortonas Bürger umher, und klagten, wie man erwarten darf, nicht die Urheber ihres Unglücks, sondern den Kaiser an, welcher nach kurzem Aufenthalt zu Pavia in das Mailändische Gebiet eilte. Hier traf er am 3. des Christmonats in der Nacht auf die unglücklichen Bewohner des Fleckens Veglentino. Männer, Greise, Weiber und Kinder warfen sich während eines heftigen Regens auf die Erde, und fleheten bei allen Heiligen, des Herrn Gerechtigkeit wolle sich ihrer erbarmen, und den abscheulichen Pfaffen Friederich, Peter von Cunin's Nachfolger, zur schuldigen Strafe ziehen [118]). Die Antwort war, daß am folgenden Tage Abgeordnete der Kläger nach Monza kommen, und die Entscheidung des Gesetzes vernehmen sollten. Sobald die Mailänder, dieser Antwort froh, zur anberaumten Stunde erschienen, sprach der Kaiser, welchen der Kanzler Reinold und der Graf von Blan-

drate begleiteten: „Es rufen mich jetzt andere Geschäfte ab. Diese Männer (indem er auf seine Reisegefährten zeigte) werden eure Sachen untersuchen, und nach dem Rechte entscheiden.“ So großes Vertrauen setzte der Fürst auf seine Dienerschaft. Reinold aber verlangte von jedem Dorfe zwölf durch sorgfältige Wahl erkohrne Männer, auf daß diese im Namen der ganzen Gemeinde ihre Klagen weitläuftig vorbrächten. Und als sie schluchzend erschienen, und vor Traurigkeit keine Worte finden konnten, fragte der Kanzler ganz unwirsch: „Ob sie denn dem Kaiser kein Geschenk bringen wollten?“ Worauf die Mailänder, welche ihre Armuth betheuerten, ungehört abziehen mußten. Jedoch wurde dem Ritter Marcoald von Grumbach die Vogtei übertragen, und vierhundert Geisseln Freiheit bewilligt.

Bald nach diesen Begebenheiten geschahe ein Verbrechen, welches die Losung zu einer allgemeinen Bewegung der Lombarden gab, und Friederichen, dessen Absichten an der Treulosigkeit seiner Statthalter scheiterten, in große Gefahr brachte. Es hatte nämlich Pagani, der wollüstige und grausame Vogt von Padua, lüsterne Blicke auf die schöne und keusche Jungfrau Dalesmenina geworfen. Als sie aber allen Verführungen entging, und die heissen Liebesbetheurungen mit Verachtung belohnte, drang der Vogt eines Nachts in die Wohnung des alten Dalesman, der ein redlicher Bürger war, entführte die hilflose Tochter in das feste Schloß Penedisi, und mißhandelte sie hier nach seinem Muthwillen. Der Bruder des entehrten Mädchens, früher des Statthalters Freund, ergrimmte über diese Frevelthat, eilte nach Venedig, fand Theilnahme, und kehrte alsbald mit einem Haufen Bewaffneter zurück. Da wurde Pagani in seiner Burg belagert, und nach geringem Widerstande zur Flucht gezwungen [119]. Sobald

sich diese Mähre in der Markgrafschaft Verona verbreitete, schlossen, vorzüglich auf Venedigs Antrieb, die Städte Verona, Padua, Trevigo, Vicenza ein Bündniß, und schworen, einander treulich zu schirmen wider die Hoffart der Teutschen Vögte, und diejenigen Rechtsame zu behaupten, welche die Kaiser Karl, Otto und Ludwig der Lombardei gegeben hätten [120]).

Kaum hatte Friederich die Entstehung dieser neuen Bewaffnung vernommen, als auf sein Gebot Abgeordnete Cremona's, Pavia's, Como's, Navara's und Lodi's zu den Eidgenossen mit Friedensanträgen eilten; denn der Herr, betrogen von seinen Dienern, wollte strenge Gerechtigkeit üben, und die Peiniger des Landes strafen. Da vereitelten die Statthalter, so eine strenge Untersuchung ihres Betragens fürchteten, von neuem die Annäherung beider Parteien, und veranlaßten, daß der Veronesische Bund, des langen Wortwechsels müde, zu den Waffen griff, und alle Vögte seines Gebiets verjagte. Sogleich sammelte der Kaiser das Kriegsvolk der ihm ergebenen Städte, und drang unter großer Verwüstung in die Mark Verona ein, mußte aber alsbald ob der Menge und Kühnheit des Feindes, ohne eine Schlacht zu wagen, den Rückzug antreten (1164).

Das vierzehnte Kapitel.

Von den Wirren in Teutschland, und wie der Kaiser die Ordnung herstellt.

Fast um dieselbe Zeit langte die Botschaft an, daß Pabst Victor zu Lodi gestorben, und in Schwaben eine blutige Fehde, so täglich weiter um sich greife, ausgebrochen sey. Nur ein schneller Entschluß konnte hier retten. Darum suchte der Kaiser durch neue Richter

und Besatzungen, welche in die festen Plätze gelegt wurden, die abtrünnigen Städte zu schrecken, während Freiheiten und mannigfaltige Gunstbezeugungen die getreuen binden sollten [121]), und verließ im Herbste des Jahres 1164 Italien, um Teutschland den Frieden zu bringen. Denn vom Rhein bis zur Oder, von der Donau bis an die Ost- und Nordsee wogte ein Meer streitender Kräfte. Ungebundenheit, Trutz auf Waffen und das Recht des Stärkern, und alle bösen Mächte, so die Gewalt des Gesetzes überwunden hatte, waren wieder erwacht; ohne schleunige Hilfe drohete das mühsam geordnete Reich aus den Fugen zu weichen. Denn während in Mitternacht und Morgen das fast gebändigte Slavenvolk wider Heinrich den Löwen die letzte Kraft anstrengte, und in Westphalen die Bischöfe von Paderborn, Minden, Münster nebst andern Herren den Uebermuth des Graven von Abensberg befehdeten, tummelten sich am ganzen Rheinstrome noch wildere Kriegsvölker. In den Niederlanden standen die Bürger von Gröningen wider den Bischof von Utrecht, am Mittelrhein viele tausend Bürger von Köln und andern benachbarten Städten wider den abwesenden Pfalzgrafen Kunrad [122]), und damit das Bild der Unordnung vollendet würde, erhob sich in Schwaben der Welfisch-Waiblingische Streit. Es hatte nämlich der Pfalzgraf Hugo von Tübingen etliche durch Mord und Raub übel berüchtigte Ritter greifen und henken lassen. Darnach erhob der junge Welf, dessen Vater den Kaiser nach Italien begleitete, Klage, weil einer von den Uebelthätern sein Lehenmann gewesen. Als aber Hugo, im Vertrauen auf den Beistand des Schwäbischen Herzogs, statt der geforderten Genugthuung höhnende Antwort gab, sammelte der Welf mit seinen Freunden, dem Herzoge Berchtold von Zäringen, dem Markgrafen Herrmann

von Baden, den Grafen Heinrich von Veringen, Herrmann von Kirchberg, Albert von Habsburg und andern Herren, ein Kriegsvolk von 2200 Rittern und vielen Lanzknechten, also daß es im Ganzen 12,000 Mann seyn mochten. Diese lagerten am 6. des Herbstmonats um den Samstag Abend der Pfalz Tübingen gegenüber, von den Schaaren des Herzogs Friederich und der Grafen von Zollern vertheidiget. Am Sonntage des Morgens begann ein heftiger Streit, der zwei Stunden lang unentschieden tobte, bis die Welfischen in großer Unordnung aus dem Lager flohen, neunhundert Gefangene verloren, und mit Mühe die benachbarten Wälder erreichten [123].

Sobald der alte Welf diese Botschaft erhielt, war sein erster Gedanke Rache. Also trat er zum Kaiser, trug die Streitsache vor, und verlangte Genugthuung. Die wurde ihm durch den Spruch gewährt, daß Hugo auf der Stelle die Gefangenen ausliefern, und Urfehde schwören sollte. Als aber der Pfalzgraf, welcher sein Glück nicht ertragen konnte, zauderte, sammelte der junge Welf ein neues Kriegsvolk, und verheerte seines Feindes Gebiet mit Feuer und Schwert. Dagegen erhielt Hugo Hilfe von dem Schwäbischen Herzog Friederich, welcher, durch Böhmische Schaaren verstärkt, den Welf bei Gaisenbronn überfiel, und nach hartnäckiger Gegenwehr in das Schloß Ravensburg zu fliehen nöthigte.

Dies war Teutschlands Lage, als Friederich Italien verließ. Nur durchgreifende Maßregeln konnten das mühsam geordnete Reich diesseits der Alpen vor drohender Auflösung bewahren. Während demnach der Pfalzgraf von Tübingen auf dem Reichstage zu Ulm durch dreimaliges Kniebeugen Verzeihung erflehen und nach Graubünden ins Elend ziehen mußte [124], schwor

am 23. Mai 1165 zu Würzburg eine zahlreiche Versammlung geistlicher und weltlicher Herren, daß sie nur Paschal III., Victors Nachfolger, als rechtmässigen Pabst erkennen, und die Anhänger Alexanders mit ewigem Hasse verfolgen wolle [125]). Dieser Reichsschluß wurde in allen Gauen Teutschlands bekannt gemacht, und so strenge ausgeführt, daß weder Ansehen noch Gewalt schirmten. Denn als Kunrad, des Kaisers Oheim und Erzbischof von Salzburg, mit dem gleichnamigen Vorsteher der Mainzer Kirche den Ordnungen des Ganzen widerstrebte, und sogar den Bannstrahl gebrauchte, so sprach ein Fürstenrath zu Laufen im März des Jahres 1166 die Acht über den Ungehorsamen aus, und ließ sie durch Otto von Wittelsbach vollziehen.

Darauf dachte Friederich, um das Gemüth der Zeitgenossen zu erheben, an die glorreiche Vorwelt, und betrieb es, daß am 29. des Christmonaths bei zahlreicher Versammlung geistlicher und weltlicher Herren der Erzbischof Reinold den erlauchten Stifter des Teutschen Kaiserthums, Karl den Großen, unter die Zahl der Heiligen versetzte. Sein Leib, aus der marmornen Gruft zu Aachen erhoben, wurde in einem kostbaren Sarge ausgestellt, und fortan als sterbliche Hülle Karls, des Bekenners, von den dankbaren Nachkommen mit frommer Rührung angeschaut [126]).

Unterdessen hatte Pabst Alexander, eben so unerschrocken als klug, alle Hilfsmittel benutzt, die Könige von Frankreich und England völlig gewonnen, die Freundschaft mit den Normannen und Griechen befestigt, und wider Erwarten des Teutschen Kaisers noch vor dem Ende des Jahrs 1165 seinen feierlichen Einzug in die Stadt Rom gehalten. Dies Ereigniß brachte dem Vertheidiger der Kirche und städtischen Freiheit

unendliche Vortheile. Alle Kraft der gleichgesinnten Partei konnte jetzt, bei dem verdoppelten Hasse der Normannen, von einem Haupte gesammelt, und an die Glieder vertheilt werden. Daher beschloß Friederich, geraden Weges auf Rom zu ziehen, und unbekümmert um Lombarden und Normannen, den Mittelpunkt der feindlichen Stärke anzugreifen.

Das funfzehnte Kapitel.

Der dritte große Heerzug in das Land Italien.

Demnach wurde in Eile ein ansehnliches Kriegsvolk auf dem Lechfelde bei Augsburg versammelt, und im Wintermonat des Jahres 1166 über Brixen und Trient nach Italien geführt. Umsonst eilten die Boten vieler Lombardischen Städte gen Lodi, um Klage zu führen über den Druck der Vögte; der Kaiser, voll Zorn gegen den Pabst, begnügte sich mit der Absetzung Grumbach's, dessen Nachfolger Graf Heinrich von Diez wurde, und verließ am 15. Jenner 1167 mit seinem Heere Pavia.

Die feindselige Stimmung der Städte Bologna, Imola, Faenza, Forli, und andere, uns unbekannte Ursachen, verzögerten den Zug. Ancona, welches Griechische Besatzung aufgenommen hatte, wurde um den Anfang des Heumonats enge eingeschlossen, während Christian, Erzbischof von Mainz, mit einer ansehnlichen Mannschaft Tuscien durchzog, und nach hergestellter Ordnung zu den Kriegsvölkern vor Ancona stieß.

Unterdessen mußte der Kanzler Reinold, welcher, von einer kleinen Schaar begleitet, Roms Gesinnungen erforschen sollte, mit großen Gefahren streiten; denn die Römer, durch die Mahnungen Alexanders ange-

feuert, griffen zu den Waffen, und zogen, etwa 30,000 an der Zahl, wider die Stadt Tusculum, welche dem Pabst Paschal gehuldigt hatte. Der Erzbischof wurde gezwungen, sich mit dem Gefolge von 140 Reisigen in die Veste zu werfen, und hier den Angriff des Feindes zu erwarten. Als Friederich diese Mähre vernahm, berief er einen Fürstenrath, und fragte: „Ob man die Belagerung Anconas aufheben oder fortsetzen sollte?“ Die meisten weltlichen Herren stimmten für längeren Aufenthalt; denn ein schneller Rückzug, meinten sie, würde dem Teutschen Namen Schande bringen. Da erhob sich voll Zorn Christian, ein sehr kriegerischer Herr, der in voller Rüstung, mit einem goldenen Helm, eisernem Panzer und veilchenblauem Rock geschmückt, einherzureiten und in der Hand eine mächtige Keule zu führen pflegte, mit welcher er einmal vor Bologna neun Feinde getödtet hat. Er war der Lateinischen, Griechischen, Brabantischen, Französischen, Italiänischen und Teutschen Zungen wohl kundig, also daß ihn damals nicht leicht ein Pfaffe an Gelehrsamkeit und Muth übertroffen hat [127]). „Unerträglich,“ so sprach Christian, „sey der weltlichen Fürsten Uebermuth und Leichtsinn. Was Mit- und Nachwelt urtheilen würden, wenn der gelehrte und fromme Reinold ohne Hilfe entweder sterben, oder dem schlechten Römer dienen müßte? Wollte auch Niemand folgen, so sey er dennoch bereit, mit seinen Reisigen allein auszuziehen, und den Streiter Christi zu befreien.“ Diese Worte machten Eindruck. Achthundert Ritter, und unter diesen die Grafen von Bassaville, Machari und Braibanzoni, vereinigten sich mit fünfhundert wohlgerüsteten Reisigen Christians, und zogen eilig gen Tusculum. Der Erbischof nahm im Angesicht des Feindes eine feste Stellung, und entsandte, den Seinen Erho-

lung zu geben, Herolde in das Römische Feldlager. „Gedenket," sprachen diese, der Großmuth eurer Altvordern, so es für unwürdig hielten, mit einem schwächern Feinde zu streiten, und stets Billigkeit lieber hatten, denn Unverschämtheit!" Aber die Römer antworteten trutzig: „Wir wollen nicht unterhandeln. Entweder ergebe sich der Erzbischof auf Gnad und Ungnade, oder rüste sich zum entscheidenden Kampfe!" Er, als die Nachricht Bestürzung verbreitete, mahnte bittend, drohend, verheißend, zur Tapferkeit. Nur Muth könne hier retten, der Rückzug sey gefährlicher denn Angriff; in den Schlachten entscheide Standhaftigkeit, nicht Zahl." „Zwar Jeder von uns," schloß er, „streitet wider zwanzig, Gott aber für uns Alle." [128]) Darauf, als die Teutschen freudiges Geschrei erheben, ordnet Christian die Schlachtreihen; die Tapfersten werden, um im entscheidenden Augenblicke loszubrechen, in die Hinterhut gestellt. Alsbald stürzte die Römische Reiterei mit großem Getös wider die festen Reihen der Teutschen, welche nach mannhafter Gegenwehr zu weichen beginnen. Jetzt entreißt der Erzbischof einem Bannerträger das Feldzeichen, stimmt laut den Teutschen Schlachtgesang an: „Christus, der du geboren bist," und stürzt mit erhobenem Schwert in den Feind. Dieser, zugleich von Reinolds Reisigen angegriffen, wirft sich auf sein eigenes Fußvolk, und macht dadurch die Flucht allgemein. Dergestalt haben zweytausend Teutsche dreißigtausend Römer geschlagen, von denen zweitausend getödtet, und mehr denn dreitausend gefangen wurden [129]).

Während also der Kaiser im mittlern Italien Vortheile gewann, und, durch Leidenschaft verführt, den nördlichen Städten sein Ohr verschloß, hatte der Veronesische Bund eine bedeutende und folgenreiche

Ausdehnung erhalten. Die Mailänder nämlich, angefeuert durch die Mahnungen Alexanders und seiner Verbündeten, wurden der steten Bevogtung überdrüssig, und knüpften mit andern, eben so unzufriedenen Lombarden heimliche Unterhandlungen an. Kaum hatte der wachsame Graf Heinrich von Diez diese Bewegung entdeckt, als er eine neue Steuer von 500 Pfunden forderte, und dreihundert Geisseln, größtentheils aus angesehenen Häusern, nach Pavia in das Gefängniß schickte. Diese Strenge veranlaßte, daß am 7. April des Jahres 1167 die Boten der Städte Cremona, Bergamo, Brescia, Verona, Mantua, Ferrara mit denen der Mailändischen Burgflecken im Kloster Puntido eine Zusammenkunft hielten, und nach Erwägung der mannigfaltigen Unbilden die eidliche Uebereinkunft trafen, einander, jedoch ohne Verletzung der dem Reichsoberhaupte schuldigen Treue [130]), standhaft zu schirmen wider ungerechte Forderungen des Römischen Kaisers oder seiner Statthalter, vor Allem aber an einem bestimmten Tage die zerstreuten Mailänder in ihre verwüstete Vaterstadt einzuführen, und dieselbe nicht eher zu verlassen, als bis sie, hinlänglich befestigt, feindlichen Angriffen trotzen könnte.

Unterdessen hatte der Graf Heinrich, täglich argwöhnischer, Drohungen und Strenge verdoppelt, und solche Bestürzung verbreitet, daß etliche der Mailänder, die Entdeckung des geschlossenen Bündnisses fürchtend, ihre Haabe nach Como, andere nach Lodi, Novara, Pavia schickten; alle aber bis zum 27. August in einem, an Todesangst grenzenden Zustande lebten. Endlich brachte der obgenannte Tag Hilfe; es erschienen plötzlich die bewaffneten Heerhaufen von Brescia, Verona, Cremona, Bergamo, Mantua, und führten nach

fünfjähriger Dienstbarkeit das Mailändische Volk in seine verödete Vaterstadt ein.

Mit unglaublicher Schnelligkeit wurden Mauern errichtet, Gräben und Wälle aufgeworfen, Schanzen angelegt, und alle Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Darauf zogen die Verbündeten, von keinem feindlichen Heere aufgehalten, vor Lodi, und zwangen diese dem Kaiser ergebene Stadt, der allgemeinen Bewaffnung, welche sich Lombardenbund nannte, ohne Verzug beizutreten. Dasselbe thaten, obschon freiwillig, die Städte Modena, Reggio, Piacenza, Parma und Venedig, also daß fast Pavia allein den alten Grundsätzen getreu blieb. Ruhig ließ der Kaiser diese Verbindung entstehen und wachsen, um sie nach Alexanders und der Normannen Demüthigung mit einem Schlage zu vertilgen. Jetzt, da wider Erwarten die Römer durch eine Schaar Teutscher Reisigen in offenem Felde besiegt, und die Normannischen Kriegsvölker, einst ob ihrer Mannlichkeit berühmt, in lähmende Bestürzung gesetzt waren, jetzt schien Paschals Mahnungswort: „Das Getreide ist gelb, die Zeit der Weinlese nicht ferne" in Erfüllung zu gehen [131]). Schnell wurde daher mit Ancona, welches eine ansehnliche Geldbuße zahlte, Vertrag geschlossen, und dem Heere Aufbruch geboten. So rasch geschahe der Zug, daß die Normannen fast ohne Widerstand ihre Stellung im Apennin verließen, und Friederich am 24. des Heumonats auf den Anhöhen erschien, welche die Hauptstadt der alten Welt gegen Mitternacht umschließen. Die Reiterei stellte sich mit einem Theil des Fußvolkes vor der Leoninischen Vorstadt auf, und machte nach kurzer Rast den Angriff. Bald wich die zahlreiche, aber schlecht geführte Landwehr der Römer dem Teutschen Ungestüm. Etliche flohen über die Tiberbrücke, Andere suchten Schutz

in den Kirchen des heiligen Petrus und der St. Maria, damals in Festungen umgewandelt. Erbittert wurde hier und vor andern Gebäuden mehrere Tage lang gestritten; aber die Wurfgeschosse vermochten nicht, St. Peters Hallen zu durchbrechen. Da warfen die Teutschen Brandfackeln in die Kirche Unsrer Lieben Frauen, also daß die wunderthätigen Bilder Christs und St. Peters anfingen zu schmelzen. Darob erschracken die Römer sehr; ihre Bestürzung benutzte der Schwäbische Herzog Friederich, brach die Thüre der Hauptkirche der Christenheit, und pflanzte zwischen feindlichen Leichen des Reiches Banner auf den Altar. Der Pabst aber mit seinen Kardinälen floh in das Kolyseum, die ungeheure Trümmer der Vorwelt, damals von den Herren Frangipani in eine Festung umgeschaffen.

In diesem Augenblick bot der Kaiser Frieden und Auslieferung aller Gefangenen, unter der Bedingung, daß beide Päbste ihren Ansprüchen entsagen, und die Entscheidung einer neuen Wahl annehmen wollten; dann würde alle Fehde enden. Auf einen großen Theil der Römer machte dieser Antrag Eindruck, zumal kluge Unterhändler die Leidenschaften des wankelmüthigen Volkes erregten. Nur Alexander blieb standhaft, und schickte sogar die Galeeren König Wilhelms zurück, welcher das Oberhaupt der Kirche zu retten gedachte[132]). Als aber die Römer diese Standhaftigkeit im Unglück nicht begreifen konnten, und sie verderblichen Starrsinn nannten, da entwich der Pabst bei Nacht und verkleidet, mit etlichen Freunden. Das Gold, welches ihm der Normanne geschenkt hatte, vertheilte er unter die Frangipani und andere Römer, in Hoffnung, dadurch ihre Treue zu erhalten. Doch sie schlossen Frieden mit dem Kaiser, gelobten dem Reiche Gehorsam, und stellten vornehme Geissel.

So war der erste Widersacher überwunden; mit Recht konnten die Teutschen ihrem Herrn zujauchzen, als Pabst Paschalis sein und der Kaiserin Haupt am 1. August mit goldener Krone schmückte.

Menschliche Gewalt war zertrümmert, und die Lombarden mußten zittern vor der Annährung des siegreichen Heeres. Aber Gott wollte nicht, daß Italien und Teutschland einem Gesetze und einer Ordnung folgen sollten; diesen unsichtbaren Spruch vernahmen weder Friederich noch seine Räthe, die gerade in der Vereinigung beider Lande das Heil des Reiches suchten, aber nicht fanden. Was der fromme, alte Welf etliche Tage vorher geahnet hatte, trat furchtbar in Erfüllung. Als nämlich der Herzog auf der Heimkehr von Jerusalem, wohin ihn Sorge für sein Seelenheil getrieben hatte, die Verwüstungen in Rom schauete, durchfuhr ihn ein heimliches Entsetzen, daß er eilig Italien verließ und auf seine Erbgüter in Schwaben ging. Da hat er oft im Gespräche geäussert, es könne und werde kein gutes Ende nehmen mit dem Kriegsvolk, welches die Kirchen Gottes entweiht und die Altäre befleckt habe.

In der That brach um die Mitte des Augstmonats eine furchtbare Krankheit im Teutschen Heerlager aus. Unmäßigkeit, plötzlicher Uebergang der heißen Witterung in Regen, dem eine erstickende Hitze folgte, schwächten die Kraft der starken Nordmänner, und erzeugten ein Fieber, das, wie die Pest, nicht eher wich, als bis die begehrten Opfer gefallen waren. Keine menschliche Hilfe, keine Vorsicht konnte dem Verhängnisse entfliehen. Und damit das Unglück desto gräßlicher wüthen möchte, brach es zuerst über die Fürsten und Zierden des Reiches los. Es starb den Tag vor Mariä Himmelfahrt der Kanzler Reinold,

der geistreichste, treueste Freund des Kaisers; es starben der Graf Berengar von Sulzbach, Heinrich, Pfalzgraf von Tübingen, der Bischof Kunrad von Augsburg, der Bischof Kunrad von Speier, die Bischöfe von Prag und Halberstadt, Daniel und Gerion. Diesen standhaften und klugen Männern folgte am 19. Jenner der ritterlichste Fürst, Friederich, Herzog von Schwaben, ein Jüngling, von Italien und Teutschland beklagt, und so trefflicher Natur, daß ihm sein Oheim, der Kaiser, die Krone zugedacht hatte. Darauf sanken binnen etlichen Tagen zweitausend Ritter aus Schwaben, Franken und den Rheinlanden in das Grab. Bald theilte sich die Krankheit auch dem gemeinen Kriegsvolke so furchtbar mit, daß man die Leichen in den Fluß Tiber werfen oder unbeerdigt lassen mußte. Wer am Morgen gesund das Lager verließ, und betend oder händeringend am Sterbebette des Freundes stand, fiel oft plötzlich todt nieder. Die Wenigen, welche dem heillosen Uebel entkamen, verloren bei ihrer Genesung Haupthaar und Gesichtsfarbe, oder trugen Jahre lang den Keim des Todes mit sich, bis er sie unversehens, oft in den Armen der Ihrigen, überraschte. Dazu kam, daß mancher Kriegsmann seiner Sünden gedachte, und ein Strafgericht des Himmels an denen, so gesengt, gemordet, geplündert hatten, zu erblicken wähnte. Somit wurden Etliche mehr durch die zerrüttete Einbildungskraft, welcher Christs und St. Peters zerstörte Bilder vorschwebten, denn durch das Gift der Krankheit vertilgt; Andere starben aus Mangel an Pflege, dieweil Jeden die eigene Nothdurft beschäftigte, auch kein Römer oder Landmann in das verpestete Lager Lebensmittel bringen wollte. Die Gesunden setzte der tägliche, ja stündliche Anblick des qualvollsten Todes in Gleichgiltigkeit gegen menschliche Zucht und Ordnung. Viele

wollten, bekümmert um den nächsten Augenblick, die zweifelhafte Spanne des Lebens nach Möglichkeit genießen; denn einem gewissen, durch die Gottheit verhängten Unglück glaubte Niemand entgehen zu können; weltliche Ehre und weltlicher Schimmer wurden durch das allgemeine Elend verschlungen. Ein Ritter, welcher nach Sitte der Teutschen, so die Gebeine der verstorbenen Lieben in die Heimath zu schicken pflegten, den Leib seines von der Krankheit hingerafften Bruders in einem großen Kessel aussott, wurde von einem Freunde um Abtretung des Gefäßes gebeten. „Habe Geduld," antwortete der Unglückliche, „denn wann ich meinem Bruder die letzte Ehre erwiesen, möge ein Anderer an mir das Gleiche thun! Schon fühle ich die Nähe des Todes." Und dieser erfolgte etliche Stunden nach dem gesprochenen Wort [133]).

Friederich wandelte zwischen den Leichen der geliebten Freunde mit tief gebeugtem, aber nicht gebrochenem Herzen; etliche Tage hatten die Arbeit vieler Jahre zerstört, und, was unersetzlich war, alte Waffengefährten von hinnen gerissen. Ringsum von Feinden umgeben, kaum des morgenden Tages gewiß, beschloß er den Rückzug, um den Lombarden zu zeigen, daß ein fester Wille unbesiegbar ist. Demnach mußten die Römer Geisseln stellen, damit die zurückbleibenden Kranken sorgfältiger gepflegt würden. Der Pabst Paschalis, welcher zu Viterbo seinen Sitz nahm, erhielt eine kleine, aber auserlesene Wache; die andere Mannschaft zog eilig über Lucca der Lombardei zu. Aber alle Sorgfalt war umsonst; 2000 Männer, unter ihnen der einzige Sohn des Herzogs Welf, ein hoffnungsvoller Jüngling, starben an den Folgen der Römischen Pestluft. Die einst furchtbare Kriegesstärke nahm so ab, daß die Bürger der kleinen Stadt Pontremoli, welche

am Fuße des von Lombarden besetzten Apenninus liegt, den Durchzug verweigerten.

Die Lage der Teutschen war gefährlich, fast rettungslos; denn überall lauerten rachgierige Feinde, durch das Unglück vor Rom ermuthiget; da erschien der Markgraf Obizzo von Malaspina, und führte den Kaiser über Villafranca, Mulazzo auf wohlbekannten Gebirgswegen mit harter Mühe nach Pavia, der getreuen Stadt.

Noch hatte das Mißgeschick seinen Gipfel nicht erreicht; daher kam die Botschaft, daß die verbündeten Lombarden das Schloß Trezzi genommen und den ganzen kaiserlichen Schatz erbeutet hatten. Schnell war Friederichs Entschluß gefaßt; er berief am 21. des Herbstmonats, etliche Tage nach seiner Ankunft, die Abgeordneten der Städte Como, Vercelli, Novara, des Markgrafen Wilhelm von Montferrat, des Markgrafen Obizzo Malaspina, der Freiherren von Belfort, Seprio, Martesana [134]), sprach die Acht aus über alle verbündete Städte, und warf, des zum Zeichen, den Handschuh auf die Erde [135]). Den sechsten Tag darauf nahm er alles reissige und waffenfähige Volk, fiel in das Mailändische Gebiet ein, verheerte Rosate, Corbetta und andere Flecken, kehrte, als sich das zahlreiche Bundesheer näherte, nach Pavia zurück, verwüstete darauf das Gebiet von Piacenza, und wandte sich bei Annäherung der Verbündeten eben so blitzschnell gegen Pavia. Doch alle diese Streifzüge, welchen der nahende Winter ein Ende machte, konnten bei den ungleichen Streitkräften kein bedeutendes Gewicht in die kaiserliche Wagschaale legen. Teutschland, durch Fehden zerrüttet, von den Wenden hart bedrängt, seiner kräftigsten Jugend durch den letzten Feldzug beraubt, vermochte

keine Hilfe zu senden, während die Lombarden täglich an innerer Zucht und äusserlicher Gewalt zunahmen.

Wohlbekannt mit der rathlosen Lage ihres erbitterten Gegners, hatten sie die Hauptwege nach Teutschland gesperrt, und offene oder verkleidete Kundschafter ausgesendet, allen Bewegungen Friederichs nachzuspähen. Der knüpfte, weil das Aeusserste drohete, kluge Friedensunterhandlungen mit dem Pabste an, und entfloh, da der Feind auf einen Augenblick seine Aufmerksamkeit verliert, mit etwa dreißig Begleitern in die Lande des Grafen Humbert III. von Savoyen. Aber in Suza, einer Stadt, so am Fuße der Alpen liegt, drohete neue Gefahr, größer denn die, so 20,000 nacheilende Lombarden brachten. Die Bürger sahen nämlich nur auf den Haß, welcher seit etlichen Monaten wider die Teutschen erwacht war, und beschloßen, den Kaiser durch nächtlichen Ueberfall in der Herberge zu erschlagen. Demnach wurden die Thore und Ausgänge der Stadt besetzt, damit Niemand entfliehen könnte. Als aber die Nacht einbrach, und die Teutschen sonder Argwohn zur Ruhe gehen wollten, da hatte der Wirth Mitleid, und entdeckte dem Kaiser, was die Bürger beschlossen hätten. Er dankte, und ging mit den Seinen zu Rath; lange wußte Niemand ein Rettungsmittel zu finden, bis endlich ein Schwäbischer Ritter, Hartmann von Siebeneich, dem Kaiser an Gestalt und Haltung nicht unähnlich, auftrat, und also sprach: „Vergönnet mir, gnädigster Herr, eine Bitte! Lasset mich für euch in der Herberge bleiben und das Bett hüten! Dann werden mich die Bürger von Suza für den Kaiser halten und erschlagen; ihr aber könnt inzwischen, als Knappe verkleidet, von hinnen ziehen!“ Friederich, gerührt durch die Treue seines Freundes, weigerte sich anfangs, die Bitte zu gewähren, mußte aber endlich

den dringenden Vorstellungen Aller nachgeben, und in der Tracht eines Knappen, welcher für einen großen Herrn die Herberge bestellte, Suza verlassen; Siebeneich aber legte sich in des Kaisers Bett, und erwartete den Tod. Sobald der Morgen grauete, erschienen die Feinde, sprengten die Thüre des Zimmers, in welchem nach des Wirthes Aussage der Gegenstand ihres Hasses ruhete, und fielen über das Lager her mit mordgierigen Gedanken. Da sprang der Schwäbische Ritter auf, zückte sein Schwert, entdeckte den Vorfall, und forderte die Bürger auf, ihre grausame Absicht auszuführen. Jene aber dachten an des Kaisers wohlbekannten Groll, und wie er den Tod seines Dieners rächen würde. Also durfte Siebeneich ungefährdet von dannen ziehen [136].

Das sechszehnte Kapitel.

Was während der Italiänischen Kriege in Nord-Teutschland geschah, und wie die Slaven von Heinrich dem Löwen besiegt wurden.

Während der Kaiser Friederich, von des Reiches Ehre und einem oft wunderbaren Verhängnisse getrieben, die Hauptstärke seines Armes gegen den Süden Europens richtete, und nach manchem heißen, aber glücklichen Streit schon dem Ziele nahe, durch die Allmacht unvermeidlicher Ereignisse über die Alpen zurückgeworfen wurde, geschahen im nordöstlichen Teutschland nicht minder denkwürdige Thaten, deren Mittelpunkt in Heinrich dem Löwen erscheint. Durch blutige, oft schwankende Kämpfe wurden die Slavischen Völker, an den Küsten der Ostsee, und südlicher zwischen Elbe und Oder seßhaft, entweder vertilgt oder zur Annahme des Teutschen Glaubens und Lebens gezwungen. Auch hat der ober-

wähnte Herzog zu Sachsen eine bewundernswürdige Einrichtung, welche seit langen Zeiten verschwunden war, wieder an das Licht gebracht, und gezeigt, wie durch Niederlassungen die Trümmer eines besiegten, aber edeln Volkes mit der Jugendkraft der Sieger zu einem neuen, in Herrlichkeit aufblühenden Ganzen verbunden werden können. Darum ist es der Mühe werth, die Richtung, welche Teutschland, besonders Sachsen, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts gegen den Nordosten nahm, zu beschreiben, die Wohnsitze, Sitten und Gebräuche der Slaven, besonders derer, so an den Küsten der Ostsee wohnten, in den allgemeinsten Umrissen zu schildern, damit der Leser die brennende Leidenschaft, und das schimmernde Farbenspiel des Italischen Südens der Ruhe und Einfalt des gleichfalls wild bewegten Nordens gegenüberstelle.

Der sehr zahlreiche, aber durch Mangel einer festen Verfassung nie wohlverbundene Slavische Volksstamm hat allmälig den größten Raum eingenommen, welchen jemals ein Europäisches Volk bewohnte. Von der Ostsee bis zum adriatischen Meere, vom Don zur Elbe haben sich ansehnliche, nicht minder durch Mannlichkeit als Bildung ausgezeichnete Stämme niedergelassen, und in den Landen, so jetzt Steyermark, Kärnthen, Krain, Bosnien, Dalmatien, Böheim, Mähren, Schlesien, Mecklenburg, Pommern, Lausitz, Polen und Rußland heißen, schon in sehr frühen Zeiten mächtige Reiche gegründet. Unter den mannigfaltigen Slavischen Völkerschaften des nordöstlichen Teutschlands, von welchen hier allein geredet werden kann, haben die Obotriten, durch Tapferkeit und einen blühenden Wohnort, Miklinburgk (starke Burg) bekannt, dem heutigen Herzogthum Namen und Gedächtniß verliehen.

Sitten der Slaven.

Die Slaven waren ein gutmüthiges, betriebsames, in verwickelten Lebenslagen nicht unbehilfliches Volk, das, wenn Druck oder Religion die angeborne Liebe zum Frieden verscheuchten, seine Fehden beharrlich führte, und durch Muth wie Kühnheit dem Feind oft furchtbar wurde. Nur fehlten der Germanische Ungestüm und das hohe Selbstgefühl, welches bei einfachen Völkern, statt späterer Klugheit und künstlicher Reizmittel, die Seele jeder Unternehmung gewesen ist.

Die Slaven, wahrscheinlich von erblichen, wenn auch nicht unumschränkten Fürsten beherrscht, lernten sehr frühzeitig Eigenthum, festen Wohnsitz und die Annehmlichkeiten des Friedens kennen; kühne Ausfahrten in ferne Lande, Lust am gefährlichen Abentheuer, trutziges Kämpfen mit dem Schicksal, welches den Preis der Tapferkeit zurückhalten will, haben daher bei jenem Volke nur schwache Wurzeln geschlagen.

Fast verständig geboren, hatte es keine ungestüme, durch Irrthum und Leidenschaft zur Wahrheit strebende Heldenzeit, oder sahe sie verhüllt in schwankenden Sagen, ohne bestimmte, geschichtliche Richtung. Zwar stand das Weib als Deuterin künftiger Dinge und verständig ordnende Hausfrau in hohen Ehren; aber den höchsten Kampfpreis des ritterlichen Siegens, den Inbegriff irdischer Glückseligkeit, den unsichtbaren Ring, der die Fäden des stürmischen Manneslebens zusammenhält, hat die Slavische Jungfrau selten dargestellt. Die Liebe, bescheiden, züchtig, bürgerlich, folgte mehr dem sichtbaren Nutzen, als dem unsichtbaren Zusammenklange der Gemüther. Eine unmittelbare Folge dieses Geschlechtsverhältnisses war die auf das Besondere und Wirkliche gerichtete Volksthätigkeit (praktisch). Sobald der Jüngling, frühzeitig an Arbeit gewöhnt,

mit dem Mannesalter die Rechte des Besitzers und Hausvaters erhalten hatte, suchte er durch nützliche Betriebsamkeit das väterliche Erbe zu schirmen, oder zu vermehren.

Ackerbau und Handel traten als sichere Bürgen eines gewissen Eigenthums auf; bald erhoben sich längs der Ostsee von Lübeck an wohlhäbige Ortschaften, später durch Germanische Bildung zu blühenden Städten erweitert. Binnen kurzem erschienen die Fahrzeuge der Ostseebewohner an Kurlands und Lieflands Küsten, während in den Gebirgen Böheims und der Steyermark Bergbau und Bearbeitung edler Metalle ohne Teutsche Hilfe einen bedeutenden Grad der Vollkommenheit gewannen. Alle Slavische Völkerstämme Nordteutschlands waren gastfrei bis zur Verschwendung; je prachtvoller die Bewirthung des Fremdlings, desto ehrenvoller für den Gastgeber. Was jahrelanger Fleiß zusammengebracht hatte, wurde oft an einem Gelage verschwendet; wer die Gesetze der Gastlichkeit verletzte, oder dem Fremden die Thüre seiner Hütte verschloß, galt für ehrlos und der menschlichen Gesellschaft unwürdig. Für ihn war kein Schirm der Gesetze; wer Lust hatte, konnte sein Haus anzünden, oder auf andere Weise zerstören [137]. In friedlichen Tagen ergötzte sich die Hausgenossenschaft am Gesang und Spiel; freudiger erscholl das Lied bei dem Bewohner der Seeküste, denn der Anblick des hohen Meeres und die tägliche Gefahr schwellen das Herz, und stählen die Sage durch Wunderbarkeit; durch Erzählungen und Mährchen pflegte das Binnenland die langen Winterabende zu verkürzen.

Drohete Krieg, so wurden Weiber, Kinder, Greise und die kostbarsten Güter in die Wälder und nach der Meeresküste gebracht; die Lebensmittel aber vergraben. Der siegreiche Feind fand eine verödete Gegend und

leere, nur ärmlich gebauete Hütten, deren Zerstörung man leicht verschmerzen konnte.

Religion der Slaven.

Was die Slaven des nördlichen Teutschlands von den göttlichen Dingen glaubten, wie sie durch Zeichen und Bild den religiösen Gedanken darstellten; welches die Ordnung der Götter, der Priester war, wie die Feier der heiligen Tage das Volk und die Fürsten zusammenband, davon erzälen die Berichterstatter nur dürftig, oft widersprechend, selten dem Geiste der Zeit, des Volkes gemäß Denn nur christliche Wanderer haben die Gebräuche ihrer heidnischen Feinde aufgezeichnet, und bald aus frommem Eifer, bald aus Unwissenheit verkannt. Doch so viel ist gewiß, daß die Pristerschaft, durch Alterthum und weise Ordnungen befestiget, eine fast unumschränkte Gewalt über Fürsten und Gemeinden ausübte, daß auf ihr Gebot jene vom zügellosen Druck, diese von trutzigem Ungehorsam abließen, daß, so sehr auch die einzelnen Stämme an Zahl oder Gewalt verschieden waren, dennoch alle an einen Weltgeist glaubten, der, frei von menschlichen Leidenschaften, nur im Himmel schalte; während die Erde von untergeordneten Göttern, die sich stufenweise dem obersten Wesen annäherten, verwaltet werde. Indem dergestalt dieses in dunkler Ahnung dem Geiste entschwand, erhielten seine besondern Ausflüsse und Diener durch bestimmtere Verehrung als Landesgötter einzelner Völkerschaften gewisse Bezeichnung. Vor Allem heilig und in ganz Nordslavien gefeiert war der Dienst des Zvantevith, der seinen Hauptsitz auf Rügen, der lieblichsten Insel der Ostsee, hatte. Die Einwohner dieses Eilandes, so sich Ranen, Rugier, nannten, standen durch Mannlichkeit, Bildung und Eifer

für den alten Glauben bei den Slavischen Völkerstämmen in hohem Ansehen. Auch haben die Ranen Gastlichkeit, Ehrfurcht gegen die Eltern, und was sonst die Bewohner der Nordischen Lande auszeichnen mag, mit seltener Treue geübt, also daß die Blüthe der Slavischen Eigenthümlichkeit bei ihnen gefunden wurde.

Arcona, die Hauptstadt der Insel, lag auf der Spitze von Felsen, die dem stärksten Wurfgeschosse unerreichbar, gegen Morgen, Mitternacht und Mittag aus der See emporstiegen. Die Abendseite sicherte ein funfzig Ellen hoher Erdwall; in der Stadt Mitte dehnte sich eine kleine Ebene aus, welche den hölzernen Tempel des Gottes Zvantevith enthielt. Sein Standbild von übermenschlicher Größe, mit doppelter Brust, zwiefachem Rücken und vierundzwanzig Häuptern, führte in der rechten Hand ein großes Füllhorn, in der linken den Bogen. Dem Bilde gegenüber waren des Gottes segnende und furchtbare Zeichen aufgestellt; ein ungeheures Schwert mit kunstreich gearbeiteter Scheide, und neben dem prangenden Sessel ein kunstreich gearbeiteter Zaum.

Alljährlich wurde nach der Aerndte zu Arcona ein allgemeines Fest gefeiert, an welchem ausser den Ranen die Abgeordneten benachbarter Völker Theil nahmen. Am Rüsttage trat der Hohepriester, durch des Bartes und Haupthaares Länge kenntlich, in den Tempel, reinigte ihn von dem geringsten Staube, und lief, so oft er Athem holen mußte, in die freie Luft hinaus, gleichsam als würde eines Sterblichen Hauch die Wohnung des Gottes beflecken. Hatte sich in der Frühe des folgenden Tages nach vielen Opfern und Gebeten der Volkshaufe vor dem Tempel versammelt, so trat der Hohepriester zu dem Bilde des Gottes, nahm das Füllhorn in die Hand, und schauete, ob der Meth des

vorigen Jahres abgenommen habe, oder nicht. Die kleinste Verringerung deutete auf die Unfruchtbarkeit des folgenden Jahres, und daß die heurigen Früchte aufgespart werden sollten. Zeigte der Becher keine Veränderung, so füllte ihn der Priester mit neuem Meth, welchen er in Gegenwart des Volkes fröhlich mit einem Zuge ausschlürfte. Darauf wurde das Füllhorn mit frischem Getränk versehen, und an den alten Ort gestellt, dem Volke aber im Namen des Gottes freundliche Mahnung gebracht, im Glaubenseifer nimmer zu erkalten, und des Sieges über die Feinde gewiß zu seyn. Der Ueberrest des Tages verstrich in Freude und lustigen Gelagen; es ward für sündhaft erachtet, nüchtern zu bleiben; Unmäßigkeit galt für ein Zeichen der Gottesfurcht. An diesem Tage glich die Insel einer einzigen, von fast wahnsinniger Freude ergriffenen Brüderschaft. Des Zvantevith Dienst durch äusserlichen Glanz zu heben, standen dreihundert Ritter von erprobter Tapferkeit unter der besondern Obhut des Gottes; die gewonnene Beute wurde in den Tempelschatz gelegt, welcher durch jährliche Kopfsteuer und freiwillige Gaben äusserordentlich anwuchs. Auch war dem Zvantevith ein schneeweißes Streitroß geweiht, dem bei Todesstrafe kein Haar aus der Mähne oder dem Schweife gerupft werden durfte; nur Priester pflegten des heiligen Thieres, das, wie die Gläubigen vermeinten, den Gott in die Schaaren der Feinde trug, und ringsum Verderben ausbreitete.

Auch auf Weissagungen und Loose hielten die Rugier sehr viel; sie warfen Holzstückchen, oben schwarz, unten weiß, in den Schooß eines Weibes, und schüttelten sie durcheinander. Aus der Zahl der weißen Kehrseiten wurde das Gelingen einer Unternehmung bestimmt; die schwarze Farbe deutete auf Mißgeschick [138].

Dies war der Zustand des nördlichen Teutschlands, als Heinrich der Löwe kurz nach Kaiser Friederichs Thronbesteigung die ersten Versuche machte, durch Waffen und Güte die Herrschaft des Germanischen Namens zu erweitern. Viele Slaven, besonders im Holsteinischen (Wagrien), ließen sich taufen; die alten Eichen, durch den Aufenthalt der Götter geheiligt, sanken unter dem Beil christlicher Priester, während die Tempel und Bildnisse der Götzen ohne Gnade zerstört wurden. Auch die Obotriten mußten jährlichen Zins geloben, und daß sie Christen werden wollten. Aber Niclot, Fürst der Obotriten, verharte in dem Glauben seiner Väter, und sagte dem Herzog Heinrich auf der Versammlung zu Ertheneburg: „Gott, der im Himmel wohnet, sey dein Gott, du aber sey der unsrige! Solches wird uns genügen! Ehre du jenen, wir ehren dich!“ 139) Dies Wort sprach der Wenden Fürst, um den Sächsischen sicher zu machen, im Herzen aber sann er auf eine Gelegenheit der Rache; denn die Sachsen, gewöhnlich mit den Dänen vereiniget, erweiterten jedes Jahr die Grenzen ihrer Lande auf Kosten der Slaven. Als daher Heinrich im Jahre 1160 dem Kaiser die Heeresfolge nach Italien leistete, brach Niclot den beschwornen Vertrag, sammelte ein großes Kriegsvolk, verwüstete die Besitzungen der Dänen, und weigerte sich, vor dem Richterstuhle Herzog Heinrichs zu erscheinen. Darob sprach dieser die Acht über das Volk der Obotriten, und fiel 1161 mit gewappneter Hand in ihr Land. Sie aber zerstörten alle feste Plätze, als Ilow, Mikilinburg, Schwerin, Dobbin, und zogen sich, jede Feldschlacht vermeidend, an den Fluß Warnow. Niclot führte den kleinen Krieg fortan mit großer Geschicklichkeit, mußte jedoch der feindlichen Ueberlegenheit weichen. Und als seine Söhne Pribizlaus und Wertizlaus einen

unglücklichen Zug wider die Sachsen unternommen hatten, sprach der Vater voll Ingrimm: „Ich glaubte Männer zu haben, und es sind Weiber! Wohlan, lasset mich selber ausziehen!“ Darauf nahm er ein tapferes Kriegsvolk, legte sich nahe dem Sächsischen Lager in einen Hinterhalt, und erwartete den günstigen Zeitpunkt. Als nun viele Troßbuben, unter denen Heinrich, der feindlichen Absicht wohl kundig, sechszig erlesene Ritter verborgen hatte, heranzogen, sprengte Niclot fast allein aus dem Walde hervor, griff wüthend an, und sank alsbald tödtlich verwundet von dem Streitroß. Dieses Unglück verbreitete Schrecken unter den Obotriten, also daß sie davoneilten, Wurle, die letzte Veste an der Warnow, anzündeten, und in die Wälder flüchteten, um die Götter des Landes zu schirmen. Als aber der Herzog Heinrich die Verzweiflung des Feindes sahe, schloß er Frieden mit Niclots hinterlassenen Söhnen, Pribizlaus und Wertizlaus. Sie gelobten, einen jährlichen Zins zu zahlen, und den beträchtlichsten Theil ihres väterlichen Erbtheils abzutreten. Damit der Ungestüm des Volks gebändiget würde, legte der Sieger zahlreiche Besatzungen in die Burgen Schwerin, Mecklenburg und Euscin; die Verschmelzung des Slavischen und Germanischen Wesens sollte durch Holländische und Flammländische Niederlassungen geschehen, während die Bisthümer zu Lübeck, Ratzeburg und Mecklenburg das weltliche Reich durch eine höhere Beziehung sicherten.

So wurden Waffen, Verkehr und Glaube in Bewegung gesetzt, um die Teutsche Herrschaft zu erweitern. Aber die Härte der Landpfleger, so ungeheure Steuern erhoben, und der Kaltsinn vieler Geistlichen gegen die Pflichten ihres Berufes, riefen das Slavische Volk alsbald zu den Waffen. Da eilte

Heinrich mitten im Winter 1162 über die Elbe, ließ Wurle, welches Wertizlaus vertheidigte, berennen und die Mauern durch Wurfgeschoße so lange erschüttern, bis sich der Obotrite, schwer verwundet, auf Gnade und Ungnade ergab. Alsbald ließ ihn der Sieger in Fesseln legen und nach Braunschweig führen. Somit erschracken die Slaven, begehrten Frieden, und gelobeten, in Treue zu dienen. Der gefangene Wertizlaus aber, ein großer Freund der Freiheit, ergrimmte im Herzen, als sein Volk gehorsam diente, und ohne Murren die geforderten Abgaben zahlte. Pribizlaus, der älteste Sohn Niclots, fügte sich in die Zeit, und vergaß, daß sein Bruder in der Haft schmachtete. Da sandte dieser eines Tages heimliche Boten in das Land der Obotriten, und ermahnte den Pribizlaus also: „Siehe, ich werde in ewiger Gefängniß gehalten, und kann nichts thun für unser Volk! — Du aber bist frei — und schläfest! Auf! erwache, handle mannlich, und gewinne durch die Waffen wieder, was der Feind unseres Geschlechtes genommen hat! Gedenke unseres Vaters, wie er lange zu Lüneburg gefangen saß, und weder durch Geld noch Verheissungen frei werden konnte! Da griffen wir zu den Waffen — und Niclot war erlöset!“ Diese Rede entflammte den Jüngling also, daß er ihm Frühling des Jahres 1164 viele seiner Getreuen versammelte, Mecklenburg erstürmte, und durch diesen glücklichen Anfang alle Slaven in Nordosten Teutschlands in die Waffen brachte.

Als das der Herzog Heinrich vernahm, sammelte er ein zahlreiches Kriegsvolk, und setzte über die Elbe, während Woldemar, der Dänen König, sammt den Holsteinern, so der Graf Adolf führte, von Nordwesten her in das Land der Obotriten fiel. Diese standen un-

weit Demmin in Schlachtordnung unter dem Herzoge Kazemar und Bogizlaus; Pribizlaus führte einen erlesenen Heerhaufen. Unvermuthet wurde Adolf überfallen und nach einem hartnäckigen Streit, in welchem die Sachsen weichen mußten, erschlagen. Doch nöthigte die Annäherung des Herzogs Heinrich die siegreichen Slaven zum Rückzuge, der nur durch die Zerstörung aller Dörfer gedeckt werden konnte. Das vereinte Teutsch-Dänische Heer rückte bis an die Grenzen Pommerns vor; bald glichen die Lande der Obotriten einer großen Wüste, dieweil die Einwohner ihre Haabe freiwillig zerstörten, und arm, doch frei, eine Zufluchtsstätte bei den östlichen Nachbarn suchten; dadurch wurden die Teutschen gezwungen, sich gegen die Elbe zu wenden; denn Hunger und Krankheit wütheten gräßlich. Jetzt folgte Pribizlaus, den Tod seines Bruders Wertizlaus, der als ein gemeiner Verbrecher gehenkt worden war, zu rächen, mit leichter Reiterschaar, baute das zerstörte Demmin auf, und verwüstete das Gebiet seiner Feinde um Schwerin und Ratzeburg.

Als der Herzog Heinrich den Starkmuth des Slavischen Jünglings sahe, folgte er den Rathschlägen der Freunde, schloß Friede, und setzte den Pribizlaus in den Besitz seines väterlichen Erbtheils. Fortan wurde der Obotrite aus einem Feinde ein Freund des Herzogs, und hat bis an sein Ende die Treue bewahrt [140]. Jener suchte unterdessen durch die Ausbreitung des Christenthums eine sichere, obschon milde Herrschaft zu gewinnen, und verlieh den Bisthümern von Schwerin, Ratzeburg und Lübeck ansehnliche Freiheiten. Alsbald horchten die Slaven, besonders seit Woldemar, der Dänen König, die Insel Rügen unterjocht hatte, den Predigten des Evangeliums, und ließen ab von dem alten Glauben.

Auch Pribizlaus empfing die Taufe, und suchte durch den Aufbau der zerstörten Plätze die Wunden des vorigen Krieges zu heilen. Der Herzog Heinrich, hoch erfreut ob der Treue des neuen Freundes, siedelte viele Teutsche Geschlechter im Lande der Obotriten an, handhabte Recht und Gerechtigkeit mit strenger Hand, stellte die Sicherheit auf den Straßen, das Vertrauen in den Häusern her, und begabte, den Slavischen Handel zu beleben, mehrere Ortschaften mit besonderen Vorrechten. Also erhielt Lübeck, seit 1140 ein Hauptsitz des Nordteutschen Handels, Münzrecht, und die Befugniß, aus seiner Mitte verständigen und ehrbaren Männern als Bürgermeistern der Stadt Regiment zu übertragen. Alljährlich wurde auf öffentlichem Markte ein großer Gerichtstag gehalten (Vogheding), an welchem der herzogliche Abgeordnete die richterliche Gewalt feierlich in die Hände der Stadtmeister legte [141].

Bald begann neues Leben in dem Norden Teutschlands aufzugehen, und zwischen den verschiedenen Städten einen Wettstreit der Thätigkeit zu erzeugen; bald weheten die Flaggen unternehmender Seeleute an den heidnischen Küsten Preußens und Lieflands, bald bildeten sich im Drange eines vielfach bewegten, freudigen Lebens Grundsätze städtischer Freiheit aus, die fester wurzeln mußten als jenseits der Alpen. Denn während hier äussere Noth das Andenken an die erstorbenen Stadtverfassungen des Römervolkes weckte, und der Geist, von mannigfaltigen Eindrücken verwirrt, im Verfassungswerke die umsichtige Besonnenheit verlor, haben die Städte Nordteutschlands mit nüchternem, unschuldigem Sinne das Ziel ihres Strebens aufgefaßt und beharrlich wie Helden verfolgt [142].

Indeß Herzog Heinrich dergestalt die Grenzen seines Reiches erweiterte, schloßen andere Fürsten, von Neid und Leidenschaft getrieben, im Jahre 1166 zu Merseburg ein heimliches Bündniß, und wollten zerstören, was eigenes Unvermögen nicht gründen konnte. Besonders thätig zeigten sich hiebei Wichmann, Erzbischof von Magdeburg, Herrmann, Bischof von Hildesheim, und Ludwig, Landgraf von Thüringen. Diese sammt vielen anderen Herren, zu denen Etliche auch den Kanzler des Reichs, Reinold, gezählt haben, klagten bitter über den Hochmuth und die Habsucht des Herzogs, der, weil nichts in menschlichen Dingen beständig ist, ein Gegenstand der allgemeinen Mißgunst geworden war.

Am Anfang des Jahres 1167 brach das schon lange drohende Ungewitter los. Der Landgraf Ludwig von Thüringen nahm die Stadt Aldesleben, während Graf Christian von Oldenburg mit reissigen Haufen die westliche Mark des Herzogthums anfiel und Bremen eroberte. Fast alle Theile des Welfischen Besitzthumes waren bedroht. Dagegen rüstete auch Heinrich mit Kraft, befestigte Braunschweig, verstärkte die Besatzung in den Landen des verstorbenen Grafen Adolf von Holstein, zog von allen Seiten her Kriegsvolk zusammen, und ließ, die Unerschrockenheit seiner Seele zu zeigen, auf der Braunschweigischen Hofburg einen ehernen Löwen von ungemeiner Größe aufrichten.

Kaum war der Frühling des Jahrs 1167 erschienen, als der Herzog, da die Feinde zögerten, den Feldzug rasch eröffnete, in Ostsachsen einfiel, sich plötzlich gen Abend wandte, Bremen gewann, Goßlar durch Hunger ängstigte, und, der Feinde Schrecken zu vergrößern,

um Winters Anfang die Vermählung mit Mathildis, Königs Heinrich von England Tochter, auf das prachtvollste feierte.

Dies war Teutschlands verwirrter Zustand, als Friederich nach unnennbaren Leiden, fast aller Freunde beraubt, hinter sich Aufruhr, vor sich Zwietracht, über die Alpen nach der Heimath zog.

Zweites Buch
der
Geschichte Kaiser Friederichs,
genannt der Rothbärtige.

Das erste Kapitel.

Wie der Kaiser die Ordnung in Teutschland herstellt, und den Erzbischof Christian von Mainz in das aufrühreriſche Italien sendet.

Nichts war dringender, als die Wiederherstellung des gestörten Landfriedens. Daher wurde den 31. Mai 1168 zu Bamberg eine Reichsversammlung gehalten, auf welcher auch Heinrich der Löwe, seiner gerechten Sache vertrauend, erschien. Da richtete der Kaiser ernste und strafende Worte an die Störer der öffentlichen Ruhe; denn sie hätten dem Lombarden Gelegenheit zum Abfall, sie den Reichsfeinden Hoffnung und Trutz gebracht, sie die Anstrengungen und Früchte vieler Jahre vereitelt. Darum sey er, den alle Fürsten durch freie Wahl zu einem Kaiser über Teutschland gesetzt hätten, fest entschlossen, die Aufrührer ohne Unterschied des Standes oder der Person zu strafen, und die obwaltende Fehde, wenn es die Umstände erforderten, selbst durch das Schwert zu tilgen [143]). Die Schuldigen schwiegen beschämt, und erwarteten den Ausspruch der Richter,

welche der Kaiser aus den verständigsten und rechtlichsten Männern gewählt hatte.

Nach reiflicher Untersuchung wurde endlich geboten, daß Heinrich und seine Feinde einander das Geraubte ausliefern, und Urfehde schwören sollten. Damit nicht zufrieden, wollte Friederich die Größe seines Hauses auf das engste mit dem Ruhme des Reiches verbinden; denn die Erfahrung so vieler Jahre hatte den Satz, daß ohne kaiserliche Machtvollkommenheit keine Thatkraft der Teutschen statt finden könnte, reiflich erwiesen. Besaßen aber die Stände im Kaiser ihren Mittelpunkt, der mit hinreichender Stärke ausgerüstet, die Ungehorsamen züchtigen, und die Theile des großen Ganzen durch Furcht oder Hoffnung beleben durfte; dann mochte Jeder mit Grund einen glücklichen Ausgang aller Gesammtunternehmungen erwarten.

Das Glück begünstigte überdies des Hohenstaufers Streben, eine hinlängliche Hausmacht zu gründen, auf welcher das kaiserliche Ansehen als einem festen Grundstein fußen sollte. Der alte Welf wurde nämlich über den Tod seines einzigen Sohnes schwermüthig, und beschloß, ehelos zu leben. Daher schickte er seine Gemahlin Ute auf die Alpen, zog nach Memmingen, und lebte hier lustig und in Freuden. Alle verbannte oder verschuldete Ritter fanden bei ihm eine freundliche Herberge; für sie schaffte er Pferde, Kleider und Zehrgeld an. Als nun bei so großen Ausgaben das Vermögen schnell abnahm, so verkaufte der Welf Hetrurien, Sardinien und Spoleto an den Kaiser; das väterliche Erbgut in Schwaben und Baiern an den Herzog Heinrich. Jener gab freigebig Gold, Silber und Edelsteine; dieser schob die Bezahlung mit List auf, in Hoffnung, der Greis würde bald sterben. Der

aber faßte einen Haß gegen seinen Neffen, und überließ auch die Erbgüter dem Kaiser, welcher um dieselbe Zeit die Grafschaft Pfullendorf erhielt, und die Güter der ohne Erben verstorbenen Edlen von Schwabeck, Bibera, Warthausen, Hormingen, Schwanhausen, Lentzenburg und Werden in Besitz nahm.

Zugleich wurden die Güter des Grafen von Burgund, Reinold, mit dem Reiche vereinigt, und die Bisthümer, Genf, Sitten und Lausanne unter die Schutzherrlichkeit Berchtolds von Zäringen gestellt [144].

Immer deutlicher enthüllte sich der Plan, durch die überwiegende Macht des Hohenstaufischen Hauses ein festes Bollwerk wider den Pabst, seinen Anhang und die Zersplitterung der Teutschen Kraft aufzuführen. Denn während am sechsten des Brachmonats 1169 die Fürsten, welche sich zu Bamberg versammelt hatten, Heinrich, den fünfjährigen Sohn des Kaisers, zum Römischen König und künftigen Nachfolger am Reiche erwählten, wurde in den folgenden Jahren das Herzogthum Schwaben dem zweiten gleichnamigen Sohn Friederichs übergeben; Kunrad, der dritte, bekam Franken nebst andern Gütern des Rothenburgers; Otto, der vierte, die Grafschaft Burgund, Philipp aber, der jüngste, mit einer sorgfältigen, fast gelehrten Erziehung, die Bestimmung, dereinst in die Angelegenheiten der Kirche mächtig einzugreifen.

Jedoch konnte die Erhöhung seines eigenen Hauses dem Oberhaupte nur als ein Mittel erscheinen, den großen Gedanken eines Teutschen Reichs, dessen Mittelpunkt im Kaiser und Ständerath wohnen sollte, an die Spitze des öffentlichen Lebens zu stellen. Dafür wandte Friederich Alles an, was in den Kräften eines einzelnen Mannes und Zeitalters liegt, dafür stärkte er, damit die erbliche Für-

stengewalt dem Gemeinwesen unschädlich würde, die Kraft der Städte durch mannigfaltige Freiheiten und Rechte, dafür gab er bei allgemeinen Berathungen (Reichstagen) der Oeffentlichkeit und freien Aeusserung der Willensmeinung den Ehrenplatz. Dafür brachte er Gleichheit vor dem Gesetz, und Abscheu vor dem Unrecht durch häufiges Dinghalten in den einzelnen Gauen als erste Tugend in das häusliche Leben, brach den Uebermuth der Großen und erhob die Demuth der Schwachen zu freier Mannesstärke, dafür hielt er eine durchgreifende Ansicht über kirchliche Verhältnisse dem Wesen eines selbstständigen Volkes für unumgänglich nothwendig, und drängte die geistliche Macht in ihre Schranken zurück, also daß er mit vollem Recht an den Erzbischof Heinrich von Trier schreiben durfte: „Nirgends wird Gott weniger verehrt, denn zu Rom; denn hier hat sich das Haus des heiligen Petrus in eine Räuberhöhle und Stätte des bösen Geistes verwandelt“; dafür endlich gab er jeglicher Kraft, so die ersten Bedingnisse der volklichen und kaiserlichen Würde nicht verletzte, freien Spielraum. Darum vergaß er die alte Fehde zwischen Welfen und Gibellinen, und freute sich der neuen Schöpfung, so sein Liebling, Heinrich der Löwe, in Mitternacht des Reiches hervorgerufen hatte, darum ehrte er den Dänenkönig Woldemar, welcher mit Aufopferung und Frömmigkeit den Glauben an Jesum Christum in Rügen ausbreitete, darum förderte er durch Mahnung, Zuspruch, Beispiel, Belohnung jede freie Kunst und Wissenschaft.

Jedoch verlor der Kaiser bei dieser erstaunlichen Anstrengung, welche besonders zwischen den Jahren 1168 und 1174 Teutschlands Einheit und Stärke zu begründen suchte, nie den Lombardenbund aus

dem Auge. Dieser, zwar durch den Beitritt der Städte Imola und Faenza in äussern Hilfsmitteln gestärkt, aber keinesweges durch gewisse Ordnungen befestiget, kannte weder regelmäßige Tagesatzung, noch irgend einen andern Theil der eidgenössischen Verwaltung. Nach den Bedürfnissen der Zeit kamen Abgeordnete der Städte (Rectoren) zusammen, und richteten ein, was der Augenblick forderte. Mehr Ahnung als selbstbewußte, die Größe der Zeit fühlende Einsicht, zeichnete die Gesetze der neuen freistädtischen Richtung aus, und trieb, wie bei jungen, erwachenden Kräften zu geschehen pflegt, statt der besonnenen Gestaltung des Innern, zur Ausdehnung des Aeussern.

Während die Staaten des Alterthums, von der vollkommenen Bildung des bürgerlichen Stadtlebens ausgehend, der Gesellschaft eine gemeinsame Sitte verliehen, um, je mehr dieselbe durch tägliche Uebung erstreckte, desto weiter den äussern Spielraum des öffentlichen Lebens zu ziehen, haben die Italiänischen Freistaaten des Mittelalters, theils befangen von den Einflüssen vergangener Geschlechter, das Wesen der Verfassung nur allmälig und nach großen Irrthümern erkannt, theils bestimmt durch den Grundzug der neueren Zeit, vielseitige Theilnahme und Entwicklung der Gestaltung des besonderen Bürgerlebens bei weitem vorgezogen.

Also wollte der Bund, im Gefühl der erworbenen Kraft, lieber äusserlich groß, denn innerlich stark seyn. Er hätte sich ohne Friederichs Beharrlichkeit warscheinlich durch Zwietracht aufgerieben, während die gemeinsame Noth wenigstens für die Zeit ihrer Dauer alle Kräfte auf ein Ziel richtete, das in deu Zeiten des Friedens durchaus fehlte. Der Teutsche Kaiser aber

verlangte entweder strengen Gehorsam gegen die durch das Zeugniß vieler Jahrhunderte bewährten Reichssatzungen, oder Thätigkeit und Reife zu einer neuen Verfassung, welche ohne unstätes Schwanken zwischen neuem und altem Streben die Leidenschaft der Besonnenheit unterzuordnen Gabe und Lust haben sollte. Trotz dieser Mängel hatte der Bund die schwache feindliche Partei überwältigt, durch Griechisches Geld Mailand mit Thürmen, Kirchen, Mauern und zwei Schimpfbildsäulen ausgestattet [145], wovon eine den Kaiser, die andere die Kaiserin vorstellte, das Schloß Blandrate zerstört, eine Menge Geisseln befreit, und die Städte Novara, Vercelli, Asti, Tortona sammt dem Markgrafen Malasspina durch eidliche Zusicherung mit sich vereinigt. Dem Kaiser zum Hohn, dem Pabst zu Ehren, wurde 1168 in der fruchtbaren, von drei Flüssen umgebenen Ebene zwischen Asti und Pavia eine neue Stadt, Alessandria, erbaut, welche, durch Wall und Graben geschützt, von den benachbarten Flecken Gamondio, Marengo, Roveredo, Solera und Ovilia 15,000 waffenfähige Männer empfing [146].

Nicht minder groß waren die Vortheile, welche Alexanders kluge Besonnenheit dem Lombardischen Bunde brachte. Denn weder von Leidenschaften noch Hoffnungen betrogen, sondern stets überlegten und auf die wirkliche Lage der Dinge gegründeten Maßregeln folgend, überschaute der Pabst die Zeitverhältnisse, und beherrschte sie, indem er ihnen mit Freiheit zu dienen wußte. Denn als Manuel Comnenus, von unersättlichem Ehrgeize getrieben, nicht nur seine Nichte dem Otto Frangipani, des heiligen Stuhls Vertheidiger, vermählte, sondern auch kühn durch den wachsenden Anhang in Rom, eine glänzende Gesandtschaft nach Benevent schickte, und um den Preis der

Teutschen Kaiserkrone die Vereinigung der Griechischen Kirche mit der abendländischen anbot: so antwortete der Pabst: „Diese Forderung ist zu hoch und zu verwickelt; St. Petrus Nachfolger soll Frieden, nicht Krieg suchen [147]).

Darauf mußten die Griechischen Boten mit ihren Schätzen ohne Wirkung nach Hause ziehen. Eben so unglücklich war die Unterhandlung, welche der Kaiser Friederich im Jahre 1170 durch den klugen Bischof Eberhard von Bamberg anknüpfte. Alexander, seit dem Tode des hartnäckigen Paschalis (1169) ohne Nebenbuhler — denn der schwache Calixt III. verdiente kaum den Namen eines Gegners — erwiederte trutzig, daß die Kirche niemals ohne Einwilligung der Lombarden mit einem ungehorsamen Sohne Vertrag schließen würde.

Alle diese Umstände beschleunigten die Abreise des tapfern und einsichtsvollen Erzbischofs Christian (1171), welcher, nach einem vergeblichen Versuche, den Normannischen König Wilhelm II. mit dem Teutschen Reiche auszusöhnen, das Gebiet Pisa's verheerte, die Angelegenheiten Toscana's ordnete, die Stimmung aller Lombardischen Städte erforschte, und im Frühling des Jahres 1174 ein zahlreiches Heer von Sienesern, Luckesern, Pistojern und andern Wälschen versammelte. Das Ziel dieser Kriegsrüstung war die reiche und feste Stadt Ancona, welche mit dem Kaiser Manuel Bündniß geschlossen, und Griechische Besatzung eingenommen hatte. Darum beschloß der Erzbischof Ancona's Demüthigung, zumal Venedig, aus Handelseifersucht den Griechen und ihren Verbündeten feindselig, kräftige Unterstützung verhieß [148]).

Das zweite Kapitel.

Die Belagerung der Stadt Ancona.

Während demnach am 1. April der Sohn des Dogen Ziani mit vierzig Kriegsschiffen die Mündung des Hafens sperrte und sich hart an die Mauer legte, schnitt der Kanzler des Reichs die Verbindung mit dem flachen Lande ab. Umsonst suchten sich die Belagerten durch kühne Ausfälle Luft zu machen; die trefflichen Anstalten der Verbündeten waren so berechnet, daß schon nach etlichen Wochen eine furchtbare Hungersnoth in der Stadt wüthete; kaum konnte der Einzelne für ein Bizantinisches Goldstück die tägliche Nahrung bekommen, kaum die Obrigkeit nach strenger Haussuchung zwölf Eier finden, um die Arzneien der Verwundeten zu bereiten. Christian benutzte diese günstige Stunde, und gebot einen allgemeinen Sturm; das Heer jauchzte, des Sieges fast gewiß. Als aber die Bürger von Ancona das nahende Verderben sahen, erschraken sie nicht, sondern zogen auf den ersten Ruf der Sturmglocke in guter Ordnung den Feinden entgegen. Ein heftiger Streit entbrannte; vor dem Wirbel des aufsteigenden Staubes, vor dem Wiehern der feindlichen Rosse und dem Schmettern der Trommeten konnte kein Schlachtruf, keine Stimme der Führer gehört werden; ein Jeglicher stritt da, wohin ihn der Zufall brachte, sich selber Feldherr und Krieger. Endlich wichen die Belagerer und suchten Schutz hinter den Geschützwällen (Batterien). Indeß die Sieger, vom feindlichen Geschoß empfangen, stutzten und auf Rückzug dachten, trotzte Stamara, ein betagtes Weib, allein dem Tode, stürmte vorwärts, und wich nicht eher, als bis die geschleuderte Brandfackel den Belagerungszeug erreicht hatte [149].

Während dieses Gefechtes wurde auf des Erz-

bischofes Befehl auch die Seeseite Anconas mit Nachdruck angegriffen. Da stritten die Bürger, welche am Hafen wohnten, so mannlich, daß die Venetianer mit Verlust etlicher Fahrzeuge das schon gewonnene Ufer verlassen und sich in die Schiffe flüchten mußten.

Dieser Sieg brachte für den Augenblick etliche Vortheile; denn die Belagerer zogen sich eine Strecke von der Mauer zurück, drangen aber bald von neuem vor, und sperrten durch Schanzen die Verbindung der Stadt mit dem flachen Lande. Dennoch verlor die Bürgerschaft den Muth nicht, zumal ein Priester, mit Namen Johannes, das denkwürdigste Beispiel der Unerschrockenheit gegeben hatte. Als nämlich eines Tages ein starker Wind die Wellen des Hafens in die Höhe trieb, und die feindlichen Fahrzeuge sich kaum in den Ankern halten konnten, warf der obgenannte Priester sein Gewand ab, nahm ein Beil, sprang in die See, und hieb, trotz der feindlichen Geschosse, das Ankerthau des Hauptschiffes ab. Nur mit Mühe wurde es von den kundigen Steuerleuten gerettet; die von Ancona aber machten im glücklichen Zeitpunkt einen Ausfall, und sahen vier feindliche Fahrzeuge am Stadtufer scheitern [150]. Jedoch vergaßen die Belagerten das Gefahrvolle ihrer Lage nicht, sondern verhießen durch einen Herold ansehnliches Bußgeld, wenn der Erzbischof Frieden schließen würde. Da lächelte Christian spöttisch, und sprach zu den umherstehenden Hauptleuten: „Sehet, die von Ancona bieten uns Geld! Wer wollte aber den Mann nicht unter die Thoren setzen, der mit einem Theil zufrieden ist, da er des Ganzen gewiß seyn darf? Vernimm also, Fremdling von Ancona, folgende Fabel, und ziehe dir selbst die Lehre daraus! Ein Jäger drang mit vielen Hunden und großem Geschrei in einen Forst, da fand er eine Löwin, welche

über viele Thiere das Regiment führte, und sich jetzt in eine Höhle gerettet hatte, deren Eingang von den Hunden besetzt wurde. Und es verstrichen mehrere Tage und Nächte, also daß die Löwin, von argem Hunger gequält, jämmerlich aufbrüllte. Alsbald schickte sie einen Abgeordneten an den Jäger und bot ihm eine Klaue, wenn er ihr selber und dem Gesinde das Leben schenken würde. Was soll nun nach deinem Rathe der Jäger thun? Soll er für eine Klaue das Thier lassen?" — Alsbald antwortete der Gesandte: „Wenn der Jäger mir folgte, so würde er der Löwin um den Preis einer Klaue die Freiheit nicht schenken; wenn sie aber auch die Ohren abtritt, dann mag er den Vertrag schließen! denn oft ist geschehen, daß wer nur das Ganze will, auch den Theil verliert, und dergestalt umsonst gearbeitet hat. Wenn es euch, Herr Erzbischof, beliebt, so höret folgende Geschichte: Als einstens ein Vogelsteller sein Netz ausgestellt hatte, kamen sieben Tauben geflogen, um die Lockspeise zu fressen. Er aber hoffte, daß noch andere Vögel, so auf einem benachbarten Baume saßen, in die Schlinge gehen würden, da eilten Falken herbei, und verscheuchten die sieben Tauben, welche schon so gut als gefangen waren." Der Erzbischof, durch solche Belehrung erbittert, entließ den Abgeordneten mit diesen Worten: „Nicht eher werde ich von hinnen ziehen, als bis sich mir die Stadt Ancona auf Gnade und Ungnade ergeben hat!" [151])

Als die Bürgerschaft diese Antwort vernahm, gerieth sie in die größte Bestürzung; denn für 12,000 Menschen fand man nur sechs Scheffel Waizen und neun Scheffel Spelz. Viele verzweifelten und wollten dem Feinde gehorchen; Andere, doch Wenige, zogen ruhmvollen Untergang einer schimpflichen Knechtschaft vor. Diesen Zwiespalt der Meinungen vernahm ein

hundertjähriger Greis, der, aus edelm Geschlechte entsprossen, selbst in der Schwäche des Alters nur den Weg der Ehre kannte. Darum trat er in die Versammlung des Volkes, und sprach auf den Stab gestützt also: „Vernehmet, theure Mitbürger, die Stimme eines Mannes, dessen Herz rein ist, dessen Zunge keinen bösen Leumund kennt! Ich war Bürgermeister dieser Stadt, als König Lothar mit gewaltigem Kriegsvolke heranzog, und uns voll Hochmuth mit Knechtschaft bedrohte. Aber eure Väter wollten lieber ehrlich sterben, denn schmachvoll leben, — und König Lothar zog schimpflich ab, gleich andern Königen vor ihm. Welche Schande demnach, wenn eine Stadt, die großen Helden getrotzt hat, einem Pfaffen dienen müßte! Also beharret im Glauben an Gott und eure Mannlichkeit! Denn der Herr ist gewaltig, und wird sich unser erbarmen. Je größer die Gefahr, desto herrlicher der Sieg! Erfahfahrung belehrte mich, daß zwischen Teutschen und Wälschen keine Liebe bestehen kann. Gedenket der Stadt Mailand, so der Kaiser Friederich treulos genommen und bis auf den letzten Grund zerstört hat! Denket an die Leiden der unglücklichen Mailänder! Viele sind aus Verzweiflung in das Land der Ungläubigen gezogen, und haben Christum verläugnet. Schnell also entsendet verständige Männer, ob sie vielleicht durch Geld oder Verheißungen ein Kriegsvolk wappnen können! Mißlingt auch dieser letzte Versuch — dann lasset uns unsere Haabe in das Meer werfen, und im Todeskampf mit den Feinden der Freiheit ein ruhmvolles Grab finden!“ Diese Rede erweckte den schwindenden Muth der Bürger, daß sie sich ermannten, und etliche kluge, muthvolle Männer abschickten, um Hilfe zu suchen. Glücklich fanden jene auf zerbrechlichen Fahrzeugen den Weg durch die Venetianische Flotte,

stiegen oberhalb der Stadt an das Land, und eilten zu Wilhelm Marcheselli, einem Adelichen von Ferrara, der viele Freunde zu Ancona besaß. Und sie stellten ihm so lange die Leiden, den Hunger und die Verzweiflung der Stadt vor, bis er sich ihrer erbarmte, all' sein Gut verpfändete, und mit ausserordentlicher Thätigkeit binnen kurzem zwölf Reiterschaaren bildete, deren jede zweihundert Mann zählte.

Darauf begaben sich die Bürger von Ancona nach Bertinoro, wo die edle und muthvolle Gräfin Aldrada, aus dem Geschlechte der Römischen Frangipani, mit vielen Dienstleuten wohnte. Auch sie rüstete bereitwillig ein stattliches Kriegsvolk, und vereinigte sich mit Marcheselli. Der rückte alsbald in das Gebiet von Ravenna, dessen Päsſe Traversari, ein Freund des Erzbischofs Christian, mit ansehnlicher Mannschaft bewachte. Marcheselli, welcher vor Zeiten Traversaris vertrauter Freund gewesen war, begab sich zu ihm, und schloß den Vertrag, gegenseitig die Kriegsvölker zu entlassen, und vereint durch gütliche Vorstellungen den Erzbischof von Ancona zu entfernen. Traversari that, wie er gelobt hatte; Wilhelm aber sprach zu den Seinen: „Ich habe dem Peter Traversari verheißen, euch zu entlassen. Ziehet daher nach Hause! Jedoch überleget, ob ich oder ein Anderer euch vom Fahneneid lossprechen darf? und handelt nach eurem Gewissen!" Kaum hatte Marcheselli auf einen Augenblick sein Kriegsvolk entlassen, als Adelardo, ein tapferer Jüngling, das Wort nahm, und so redete: „Ihr wisset, edle und verständige Freunde, daß euch mein Bruder, der weder Pabst noch Pfaffe ist, vom Eide nicht lossprechen kann. Lasset uns also gen Ancona ziehen! Denn Gott ist allmächtig, und wird unsre Schritte segnen.

Unterdessen hatte die Noth zu Ancona den höchsten

Grad erreicht. An Brod fehlte es gänzlich; alle Pferde, Esel und zahme Thiere waren geschlachtet; für einen Eselskopf zahlte man drei Goldgulden. Da auch diese Lebensmittel ausgingen, mußten Meermuscheln, Mäuse, gekochtes Leder und andere unnatürliche Speisen den Hunger stillen. Bald wurden die Folgen sichtbar; mit abgebleichtem Antlitze, kaum fähig, den Leib aufrecht zu tragen, schlichen weiland rüstige Männer und Jünglinge einher. Aber dennoch wußte die Kraft, welche kaum den Schild tragen konnte, in der Stunde des Streites wie neugeboren den Feind zu treffen; Mütter sahen thränenlos ihre Säuglinge hinwelken; Jungfrauen sanken sterbend zu den Füßen ihrer Geliebten nieder, und mahnten mit dem letzten Blick zur männlichen Ausdauer; an die Brüste gestorbener Mütter stürzten sich hungrige Kinder und suchten aus dem Tode Leben; seit der Römer Zeiten hatte Italien solchen Jammer nicht gesehen, und selbst Cremas Bild trat in den Hintergrund. Von edeln Frauen und Jungfrauen sind bei dieser Noth viele Beispiele erhabener Tugenden gegeben worden, Mit dem steigenden Elend und dem Mangel an Kunde über das Schicksal der entsandten Boten kam Verzweiflung über etliche, sonst standhafte Männer, also daß die Volksversammlung auf Friedensverhandlung denken wollte. Da traten die Weiber auf und sprachen: „Ist das Fleisch der Rosse und Esel schmackhafter, denn das uns're? Schlachtet oder werfet uns in die See, damit die Lebensmittel länger hinreichen! Denn besser sterben als Knechtschaft dulden.“ Die Männer schauderten zusammen, und verstummten.

Eine Mutter hatte zwei Söhne, welche täglich mit dem Feind stritten und große Mannlichkeit offenbarten. Als nun die Nahrung fehlte, und nichts die heimkehrenden Jünglinge erquicken konnte, schlug sich das

Weib heimlich eine Ader auf, kochte das Blut mit anderer Zuthat, und stärkte das ermüdete Heldenpaar [152].

So sind die Weiber Anconas Vorbilder eines standhaften Muthes geworden, der den Männern bisweilen fehlte.

Endlich, als die Noth am höchsten war, erschienen einige Boten Marchesellis, und meldeten die Annäherung des Entsatzheeres. Da wurden die Bürger neu belebt, stiegen auf die Mauern und Thürme und schaueten gen Mitternacht, woher die Hilfe kommen sollte. Sie erschien endlich auf dem Berge Falcognara, der die Aussicht auf die Stadt und ihren Hafen eröffnet. Um Mitternacht setzte sich Marchesellli in Bewegung; jeder Kriegsmann führte zwei Fackeln, um den Feind durch das strahlende Feuer zu täuschen. In der That glaubte Christian, es nähere sich ein an Zahl überlegener Feind, brach schnell das Lager ab, und zog in das Herzogthum Spoleto. Bald darauf lichtete auch Venedigs Flotte die Anker.

Das dritte Kapitel.

Die vierte Heerfahrt in das Land Italien.

Indeß sich dieses in Wälschland zutrug, hatten die Zierden des Teutschen Volkes, Friederich der Rothbärtige im Süden, Heinrich der Löwe im Norden, die Herrschaft des Gesetzes so fest begründet, daß, während der Herzog im Jahre 1172 durch einen Pilgerzug nach Jerusalem Gott, dem Urheber seines Glücks, danken durfte [153], der Kaiser, durch Ausdauer, Gerechtigkeit und verständigen Gebrauch des Zeitgeistes stets siegreich, die vierte große Heerfahrt nach Italien unternehmen konnte. Denn der Lombarden steigender Uebermuth, welcher sogar die Nennung des kaiserlichen

Namens unter schwerer Strafe verboten hatte, drängte eben so sehr zur Eile, als die Noth der Pavier und des Markgrafen von Montferrat. Darum zog im Herbstmonat des Jahres 1174 ein zahlreiches Kriegsheer der Teutschen durch Burgund und Savoyen, zerstörte am 30. die Stadt Suza, zwang, vereinigt mit den Paviern und dem Volke von Montferrat, Asti zur Uebergabe, und erschien am 28. Tage des Weinmonats vor Alessandria, der verhängnißvollen Wetterscheide des Teutschen Glückes. Denn schon wollten die Belagerten unterhandeln, als plötzliche Regengüsse herabströmten, das Lager überschwemmten, und durch die augenblickliche Verwirrung eine Stadt retteten, deren Einwohner bei dem ersten Anblick des furchtbaren Widersachers zitterten. Dieser, entschlossen, das Denkmal Lombardischen Uebermuthes zu vernichten, ließ von neuem die Zelte auf sumpfigem, ungesundem Boden aufschlagen und alle Mittel der Belagerungskunst anwenden. Aber die von Alessandria thaten hartnäckige Gegenwehr, fielen oft heraus, und vereitelten die Anstrengungen der Teutschen, unter denen bei der steigenden Kälte Hunger und Krankheit von Tage zu Tage gräßlicher wütheten.

Umsonst mahnten die Fürsten zum Abzuge, umsonst folgte Unfall auf Unfall, indem theils die Belagerten das feindliche Wurfgeschoß verbrannten, theils viele Knappen, der Drangsal überdrüssig, ihren Kaiser heimlich verließen. Doch er blieb standhaft, und versuchte nach viermonatlicher, vergeblicher Kriegsarbeit das letzte Mittel — die Untergrabung. Durch den morastigen Boden wurde also mit unendlicher Anstrengung ein Gang gearbeitet, welcher am Morgen des Charfreitags 1175 zweihundert auserlesene Krieger aufnahm. Aber die Alessandriner, durch ihre Späher von der Gefahr unterrichtet, hieben einen Theil der schon her-

vorbrechenden Mannschaft nieder, zwangen den andern zur Flucht, und stürmten wüthend wider das Teutsche Lager [154]).

Friederich, welcher zugleich an das bei Tortona versammelte Lombardenheer dachte, verbrannte seinen noch geretteten Belagerungszeug, und eilte am Morgen des Ostertages den verbündeten Städten entgegen. Diese, bestürzt durch die Ankunft des Kaisers, mißtraueten dem Glück der Schlachten, und willigten ein, daß auf Betrieb etlicher Ritter am 16. April zu Monbello ein Vertrag abgeschlossen wurde, welcher die Entscheidung des langen Streites dem Ausspruch verständiger Männer übergab, und Auswechslung der Gefangenen, wie Verabschiedung der Heere gebot, den Pabst aber nicht mit in die Uebereinkunft aufnahm.

Demnach entließ Friederich sein durch Krankheit und Drangsal geschwächtes Kriegsvolk, und begab sich, von Beatrix und etlichen Freunden begleitet, nach Pavia, in Hoffnung, die Lombarden würden endlich den Frieden wollen.

Bald zeigten sich die Folgen des unklugen Verfahrens. Jenseits der Alpen erregte das Mißlingen einer eben so blutigen als beschwerlichen Anstrengung hier und dort Unwillen, der von den Feinden des Reichs mit Bedacht genährt wurde. Niemand konnte die alte Ausdauer mit der jetzigen Nachgiebigkeit reimen, Niemand auf einen dauernden Frieden zwischen Teutschland und Italien zählen. Besonders unzufrieden waren die Fürsten und Ritter, deren viele mit heimlichem Unmuth den Wachsthum der kaiserlichen Gewalt und die Sicherheit des Landfriedens erblickten. Niemand äusserte diese Stimmung entschiedener, als Heinrich der Löwe, dessen Stellung zum Oberhaupte schon durch frühere Ereignisse, wenn auch nicht verändert,

doch zur Wandelung vorbereitet worden war. Die Einigung der Teutschen Kraft durch den Begriff eines Kaisers stand nämlich dem gesteigerten, erblichen Fürstenthum geradezu entgegen, und mußte, wie alles Verschiedenartige, ohne eine höhere Vermittlung, in Streit gerathen. Jene aber lag ohne Zweifel in der Teutschen Ehre, in dem erweckten Volksgefühl, das in dem ersten Hohenstaufen, man kann sagen, seinen Brennpunkt fand, und auf der eröffneten Thatenbahn mit herrlicher Freiheit vorwärts schritt. Die rastlose Anstrengung des ritterlichen Kaisers spannte alle Kräfte des Volks an, also daß von dem neuen Leben des Ganzen die fast überwiegende Größe einzelner Theile, oder der Fürstengewalt, in die gebührende Schranke zurückgeführt wurde [155].

Während andere Fürsten der Noth wichen, hatte Heinrich der Löwe allein den Sinn des Kaisers aufgefaßt, aus wahrhafter Ehrfurcht gegen denselben, die Versuchung zum Abfall mannhaft überwunden, und trotz des betrügerischen Schimmers der Selbstherrschaft alle Pflichten gegen das Gesammtleben des Volkes erfüllet. Da geschah es, daß die Vergrößerung der Hohenstaufischen Hausmacht, die Krönung Heinrichs zum Römischen König, die wachsende Feindschaft zwischen Kirche und Reich den nur schlummernden Geist der Welfen weckten, welche von jeher Einheit des Glaubens und Vielheit des bürgerlichen Lebens gewollt hatten [156]. Dennoch verabscheute der Herzog das aufsteigende Ungeheuer der Zwietracht, und zog über die Alpen mit stattlichem, des alten Helden würdigem Gefolge. Als aber auch diese Opfer, vor Alessandria dem Starrsinn des Kaiser gebracht, im Hintergrunde ein neues Ungewitter sammelten: da kehrte das Schrecken der Wälschen und der Spiegel Teutscher

Ritter mit unterdrücktem Ingrimme in die Heimath zurück. Dazu kam die von den Feinden der öffentlichen Ruhe übertriebene Kunde, daß während des Herzogs Wallfahrt Friederich heimlich Sachsen besucht und von vielen herzoglichen Lehenmännern den Eid gefordert habe, ihre Länder von ihm, dem Oberhaupte des Reichs, als Lehen zu nehmen, wenn ihr Herr, damals ohne männliche Nachkommen, auf der gefährlichen Pilgrimschaft das Leben verlieren sollte [157]).

Die Wendung der Friedensverhandlungen lehrte bald, in welcher Stimmung beide Theile die Waffen niedergelegt hatten, und wie halbe Siege eigentlich Niederlagen sind. Denn der unbiegsame Stolz des Römischen Stuhls, welcher Hildebrands Grundsätzen folgte, das derbe Trutzen des Städtebundes auf Teutschlands Gährung und Italiens wachsende Eintracht, standen der Würde und Stärke des Kaisers zu schroff entgegen, als daß die Abgeordneten ein festes Friedenswerk hätten schaffen können. Davon zeugte besonders die erste Unterredung, welche Friederich mit den päbstlichen Boten zu Pavia hatte. Denn nachdem jener, umgeben von den weltlichen und geistlichen Herren des Reichs, mit entblößtem Haupte vor dem versammelten Volk die Gesandtschaft freundlich ermahnt hatte, den Willen ihres Herrn kund zu thun, trat der Bischof von Ostia auf, und redete also: „Euer Gruß, Herr Kaiser, ist uns werth und lieb als der eines erlauchten Fürsten; aber zu unserer großen Betrübniß dürfen wir ob eurer großen Sündenlast den Willkomm nicht erwiedern. Daher beten wir zu Gott dem Allmächtigen, er wolle nach seiner unermeßlichen Gnade Frieden stiften zwischen der heiligen Römischen Kirche und euerm Reich, damit wir im Nächsten thun dürfen, was für jetzt das Gewissen verbeut!“ Darauf schilderte der

Bischof die Last und Langmuth der Kirche, den Trutz und Uebermuth des weltlichen Oberhaupts, das allein dem wahren Hirten der Christenheit widerstehe, mit also heftigen Worten, daß manch' heimlicher Freund des Pabstthums bei sich gedacht hat: „Solches redet kein Mensch, sondern der heilige Geist in Menschengestalt!" [158]) Dagegen schaueten die Fürsten und viele Pavier mit Verwunderung auf den langmüthigen Kaiser, der, ohne ein Zeichen des Unwillens, Bereitwilligkeit äusserte, auf dem erlaubten Wege den Frieden herzustellen.

Demnach wurden die Unterhandlungen in den folgenden Tagen fortgesetzt, wobei die Boten des Pabstes eine unbedingte Freiheit der Kirche begehrten, Friederich aber betheuerte, daß er weder den Rechten Karls und Ottos, seiner glorreichen Vorfahren, entsagen, noch irgend etwas einräumen werde, wodurch die Würde des Reichs und die Ehre des Teutschen Volkes eine Kränkung erlitte. Darob verließen die Gesandten Alexanders Pavia, und gaben Anlaß, daß auch die Verhandlungen mit den Lombardischen Städten sogleich abgebrochen wurden. Also griffen diese schon gegen Ende des Jahres 1175, auf die Ueberzahl trotzend, zu den Waffen, und verheerten das Gebiet von Pavia und Como.

In dieser Noth sandte der getäuschte Kaiser Eilboten nach Teutschland, damit die Fürsten und Völker schnelle Hilfe leisteten; an den Herzog von Sachsen kam Mahnung, ja dringende Bitte, in Chiavenna, unweit dem Comer See, auf eine Unterredung mit dem Oberhaupte des Reichs zu erscheinen. Heinrich gehorchte; die beiden größten Männer Teutschlands, einst Nebenbuhler des Ruhms und der Mannlichkeit, jetzt Widersacher aus Eifer für eine besondere Meinung,

sahen einander. Der Hohenstaufe umarmte den Welfen mit Heftigkeit, und bat, daß er eine Kriegsschaar nach Italien führen möchte; kein Fürst sey fähiger, dem bedrängten Reiche zu helfen, als er; denn seinen Namen fürchteten die Lombarden, seiner Kriegserfahrung und Mannlichkeit Thaten lebten als ewige Zeugen der Vergangenheit in dem Gedächtnisse der Menschen; ein Herzog von Sachsen und Baiern könne nicht nur einzelne Fähnlein, sondern ein ganzes Heer ausrüsten. Darum möge er eilen, die Würde des so oft geschirmten Reiches vertheidigen, und den hart Bedrängten als ein rechter Hort schirmen! Darauf zeigte der Herzog in mehr kluger, denn herzlicher Rede, was ihn vom Zuge zurückhalte; sein Wille, noch jetzt, wie ehemals, stark, gebiete, nach des Kaisers Verlangen Streit, Todesgefahr und Kriegsdrangsal zu bestehen; aber die Kraft sey nicht die alte; der Körper, durch jahrelange Mühen geschwächt, verweigere dem Willen seinen Dienst. Gerne sollten Völker zu Roß und Fuß, gerne Gold und Silber dem bedrängten Reiche Hilfe leisten; nur persönlich könne er nicht erscheinen.

Diese Gründe suchte Friederich durch neue Vorstellungen zu entkräften. Da sprach Heinrich: „Gebet mir Goßlar die Reichsstadt, und ich will mit euch ziehen." Der Kaiser, in seiner tiefsten Seele bewegt, durch alle Grundsätze der Ehre und Klugheit von der Gewährung einer solchen Forderung abgehalten, sprach: „Gott, des Himmels und der Erde Schöpfer, hat euch unter den Fürsten so hoch gestellt und an Gut wie Würden gesegnet, daß ihr die wahre Stärke des Reiches heißen könnet. Also müsset ihr auch nach der Billigkeit handeln, die Hände Aller stärken und euch eifrig erweisen in diesem Werk, damit das Reich, so zu wanken beginnt, durch euch befestiget und in Blüthe

erhalten werde. Gedenket, daß wir niemals eurem Begehren etwas versagten, daß wir stets bereit waren, eure Ehre zu fördern, daß wir euren Feinden immerdar grollten, und keines Widersachers Uebermuth duldeten!" Heinrich schwieg; der Kaiser fuhr fort: „Und daß ich kein Wort rede vom Eid, den ihr dem Reiche geschworen, so gedenket unserer Blutsfreundschaft, und ziehet in gegenwärtiger Noth zu Hilfe eurem Oheim, Kaiser und Freund, der euch stets geliebt hat, und stets lieben wird!" [159])

Der Herzog nahm nach kurzem Schweigen das Wort, wiederholte die schon angeführten Reden, bezeugte seine Bereitwilligkeit, mit Geld, Gut und Leuten zu dienen; denn der kranke Leib verbiete neue Beschwerden. Darob wurde Friederich tief bewegt, und stürzte, als wollte er den alten Rachegeist beschwören, dem Welfen zu Füßen. Zwar hob dieser, in sichtbarer Verwirrung und seiner Zunge kaum mächtig, den knieenden Kaiser empor, aber verharrte in der ausgesprochenen Meinung. Inzwischen soll die Kaiserin Beatrix, so zugegen war, ausgerufen haben: „Herr, gedenket dieses Fußfalles! Und du Gott vergiß ihn nicht!"

Diese Worte, melden Andere, haben den Truchseß des Herzogs, der Jordanes geheißen, erbittert, also daß er seinem Herrn zugerufen: „Lasset immerhin die Reichskrone euch zu Füßen kommen! Bald wird sie euer Haupt zieren [160]).

Von dem Augenblicke an, der die letzte Weigerung des Herzogs aussprach, wurde dieser, jetzt ein Welfe, Todfeind des Hohenstaufers Friederich; die Stunde zu Chiavenna war vom Verhängnisse bestimmt, Teutschland, selbst Europa, durch den Sturz des

Welfischen Hauses zu verwandeln; denn die Männer jener Zeiten waren Riesen, wie in der Liebe, so im Hasse.

Das vierte Kapitel.

Wie die Teutschen und Wälschen zu einem neuen Heerzuge rüsten; bei Lignano eine blutige Schlacht liefern, und darauf zu Venedig Waffenstillstand schließen.

In den meisten Gauen Teutschlands herrschte auf des Kaisers Mahnwort starke Wappnung. Schon im Hornung des Jahres 1176 zogen Wichmann, Erzbischof von Magdeburg, Philipp, Erzbischof von Köln, und viele andere Herren, deren Namen nicht überliefert worden, mit reisigem Volk durch das Land Graubünden, durch Engadin und die Grafschaft Chiavenna zum Comersee hinab.

Kaum hatte Friederich ihre Ankunft vernommen, als er Pavia verließ, und sich nach schnellem Zug durch das Mailändische bei Como mit seinen Getreuen vereinigte. Die Entscheidung der langen Fehde schien endlich zu nahen; denn noch nie hatten die Lombarden einiger, nachdrücklicher, gerüstet. Sie schworen, entweder zu siegen, oder ewig zu dienen [161]. Und aus den Trümmern des noch halb zerstörten Mailands stieg ein Rachegeist auf, der neunhundert auserkorne Jünglinge durch schweren Eid zur Gesellschaft des Todes einweihete und der ewigen Verdammniß preisgab, wenn sie einen Schritt weichen würden. Des Stadtbanners Schirmung gelobten dreihundert andere Krieger, durch denselben Schwur wider die Schrecknisse des Todes gewappnet.

Die Teutschen, welche des Feindes Zahl und Geist erkannten, wollten nicht unbesonnen eine Feldschlacht

wagen, sondern folgten über Cairate, dem Flusse Tessin, um sich mit denen von Pavia und Montferrat zu vereinigen. Als diese Botschaft gen Mailand kam, rückte die ganze waffenfähige Mannschaft, unter dem Hauptbanner des heiligen Ambrosius, aus; funfzig Reisige von Lodi, zweihundert von Novara und Vercelli, zweihundert von Piacenza, die Reiterei von Brescia und Verona schloßen sich den sechs Fahnen der Mailänder an, ein sehr zahlreiches, streitbares Kriegsvolk [162].

Zwischen Lignano und dem Tessin, unweit Borsano, wurden am neunundzwanzigsten Tage des Weinmonats 1176 die Lombarden, unter dem Banner Mailands versammelt, von der Teutschen Reiterei angegriffen und nach hartnäckigem Widerstande zurückgedrängt. Aber indem die Gesellschaft des Todes und die Schaar des Carroccio, ihres Schwures eingedenk, Leib und Leben mit unerschrockener Gemüthsfassung darbieten, wird der Sieger anfangs aufgehalten, darauf, als des Reiches Bannerträger sinkt, in Verwirrung gebracht. Kaum bemerkt Friederich, überall gegenwärtig, die Noth der Seinen, als er des Feldherrn Pflichten vergißt, und sich, wie ein gemeiner Kriegsmann, in den dichtesten Haufen der Feinde wirft. So lange schwankt die Schlacht, bis der Sturz des kaiserlichen Streitrosses und das dumpfe Gerücht: „der Führer ist gefallen!“ unter den Teutschen Entsetzen, bald allgemeine Flucht hervorbringen. Da werden viele Knappen auf dem Schlachtfelde gefangen, oder von den Wellen des benachbarten Tessin verschlungen; die Ritter aber, um ihren Meister nicht zu überleben, ziehen größtentheils schimpflichem Joche ruhmvollen Untergang vor. Diesem Beispiele folgen die Bürger von Como; nur der Herzog Berchtold, und

ein Bruder des Erzbischofs von Köln nebst fünfhundert Comensern kommen in die Gewalt des Siegers. Groß war die Beute an Rossen, Gepäck, Waffen und Kostbarkeiten, unter denen man des Kaisers Schild, Fahne, Kreuz und Lanze mit besonderer Freude entdeckt hat.

Die ganze Lombardei frohlockte; auf immer war dem Anscheine nach die Macht der Teutschen gebrochen. Ihres Oberhauptes angeblicher Tod wurde von den Meisten mit Jubel, von Wenigen mit Schmerz vernommen. Schon beweinte vier Tage lang Beatrix ihren Gemahl, als er am vierten Tage nach der Schlacht zu Pavia erschien. Ein wunderbares Glück hatte den, der das Steuer Teutschlands und des halben Europas führte, gerettet und unerkannt durch die feindlichen Schaaren gebracht. Da fürchteten die Wälschen einen neuen Krieg, und mäßigten ihre ausgelassene Freude. Friederich aber, überall von Feinden umringt, von mißvergnügten Freunden bestürmt, sahe den Schatz erschöpft, fast alle Hilfsmittel und Früchte zwanzigjähriger Anstrengung vernichtet, Teutschland durch Heinrich den Löwen, die Christenheit durch den Pabst und die lange Zwietracht gefährlich erschüttert. Nur ein rascher Entschluß konnte retten; ohne Demüthigung des Feindes jenseits der Alpen durfte diesseits kein Sieg gehofft werden. Die Klugheit gebot Versöhnung mit einem Widersacher, um, wie es auch Rudolph der Habsburger gethan, die beiden andern mit ganzer Macht anzufallen und zu erdrücken.

Daher eilten die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg mit dem Bischof Peter von Worms gen Anagni, und begrüßten den Pabst, welchen alle Kardinäle und viele Ritter umgaben, mit folgender Anrede: „Unser Herr, der Kaiser, von aufrichtiger Liebe zur Eintracht zwischen Kirche und Reich beseelt, hat uns gesandt,

um, so Gott will, endlich einen wahren Frieden zu schließen. Der Allmächtige hat zwei Gewalten, Priesterthum und Kaiserthum, über die Welt gesetzt, auf daß diese durch die Eintracht jener glücklich werde." Darauf antwortete Alexander: „Wir freuen uns über euere Gegenwart und Absicht, und danken dafür dem allgütigen Gott. Denn nichts tönt so lieblich, als die Botschaft, daß der Kaiser, unter allen weltlichen Herren der größte, uns wahren Frieden verleihen will. Wir aber begehren, daß er denselben auch unsern getreuen Bundesgenossen, dem Kaiser von Griechenland, dem Könige von Sicilien und den Lombarden ertheile." Die Teutschen Gesandten äusserten Bereitwilligkeit, sich über diese Gegenstände weitläuftig, doch geheim, zu erklären.

Nach vierzehntägiger Berathung, welche neben den kaiserlichen und kirchlichen Rechten besonders die Verhältnisse der Lombarden umfaßte, wurde endlich beliebt, daß im nächsten Jahre beide Oberhäupter der Christenheit zu Bologna erscheinen, und den Unterhandlungen beiwohnen sollten.

Indeß Friederich diese Zwischenzeit benutzte, und die Stadt Cremona, der bald Tortona folgte, dem Lombardenbunde durch besondere Verträge entzog, hatte Alexander die verwickelten Angelegenheiten der Bundesgenossen so geordnet, daß er am 9. März des Jahres 1177 auf Sicilianischen Schiffen die Fahrt nach Venedig antreten konnte. Der Doge, der Patriarch und eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Herren empfingen den heiligen Vater, und führten ihn wie im Siegeszuge in die Kirche St. Marcus, und von da in den kostbar geschmückten Pallast des Patriarchen. Bald darauf erschienen die obgenannten Teutsche Bischöfe, von dem kaiserlichen Geheimschreiber begleitet, und er-

klärten im Namen ihres Herrn, daß Bologna, allen Fürsten verdächtig, niemals Sitz der Friedensunterhandlung werden könne; die Wahl liege zwischen Venedig und Ravenna. Alexander gab nach, und bestimmte die erste Stadt zum Versammlungsort; jedoch sollte der Kaiser vor Unterzeichnung des Friedens ohne Einwilligung des geistlichen Oberhauptes keinen Zutritt haben. Kein Wunder, wenn bei diesem gegenseitigen Mißtrauen, eine aufrichtige Annäherung nur langsam vorrückte; denn die Lombarden begehrten freie Konsulwahl und den Genuß aller Hoheitsrechte, die Teutschen dagegen folgten den Aussprüchen des Reichstages von Roncaglia.

Inzwischen wurde Friederich, damals zu Chiozza, von den Venetianern heimlich aufgefordert, so schnell als möglich in die Stadt zu kommen, dann würden die Unterhandlungen eine rasche und glückliche Wendung nehmen. Am Abend desselbigen Tages versammelte sich eine große Volksmenge in der St. Marcuskirche, und klagte laut über die Mißhandlung des erlauchten Kaisers, welcher, während alle Friedensboten des Lebens Bequemlichkeiten genießen dürften, in dem elenden Flecken Chiozza verweilen müsse. Damit nicht zufrieden, stürmten bewaffnete Schaaren in den Pallast des Patriarchen, und verlangten ungestüm die Gegenwart des Kaisers; nur mit Mühe wnrde das Volk besänftigt. In dieser Verwirrung droheten die Sicilianischen Gesandten, auf der Stelle eine Stadt zu verlassen, deren Einwohner weder göttliches noch menschliches Recht beobachteten, und sogar die Ehrfurcht gegen den heiligen Vater verletzten; jedoch werde der König Wilhelm solchen Uebermuth zu strafen wissen.

Diese Drohung, verbunden mit dem strengen Eifer des Dogen Ziani, wirkte; das mißvergnügte Volk er-

wartete ruhig den Ausgang der Unterhandlungen. Jetzt bestätigte Friederich, in seinen Hoffnungen betrogen, die vorläufigen Beschlüsse der Teutschen Gesandten, und schickte den Graf Heinrich von Diessa, um dem Pabste ewigen Frieden, dem Könige Wilhelm aber einen Waffenstillstand auf funfzehn, den Lombarden auf sechs Jahre eidlich zu geloben.

Sobald Alexander nach solcher Handlung die Ankunft des Kaisers bewilligt hatte, brachte diesen der Doge unter großem Gepränge zum Kloster des heiligen Nicolaus, etwa eine Viertelstunde von der Stadt entfernt. Am Sonnabend, den 23. des Heumonats, erschien der Bischof von Ostia und hob im Namen der Kirche den vieljährigen Bann auf. Am folgenden Tage geschah die feierliche Einfahrt; der Kaiser landete, empfangen vom Jubel einer zahllosen Volksmenge, die ihn auf dem Wege zur St. Marcuskirche begleitete. Hier stand, umgeben von allen Kardinälen, der Pabst, welcher mehrere Schritte vorwärts eilte, Friederichen, schon zum Fußkusse geneigt, mit Thränen im Auge umarmte und an den Altar führte. Da sang alles Volk aus Herzensinbrunst ein „Herr Gott dich loben wir," und Jeder war durch die Aussöhnung der zwei größten Männer des Zeitalters tief gerührt.

Am 1. August, dem Tage, welcher durch feierliche Unterzeichnung des Friedens alle Fehde endigen sollte, versammelten sich der Kaiser, die Fürsten und Ritter sammt Alexander und den Kardinälen in der Wohnung des Patriarchen. Auf schön geziertem Sessel saß der Pabst, den Kaiser Friederich zur rechten, die Kardinäle zur linken Hand, und sprach, wie gemeldet wird, also:

„Theure, in Christo vielgeliebte Brüder! Dies ist der Tag, den Gott gemacht! Lasset uns jauchzen

und froh seyn! Denn unser Sohn, der preiswürdige Kaiser, war todt und ist wieder erstanden, war verloren und ist wieder gefunden worden! Seit ein Strahl des göttlichen Lichtes sein Herz erleuchtet und die Finsterniß der Bosheit vertrieben hat, ist er aus Nacht zu Tag, aus Streit zu Frieden gekommen! Daher jauchze der Gläubigen Chor! Denn heute nimmt der Vater den Sohn auf, heute eilt das Schiff, welches zur Strafe unserer Sünden in der Leiden Strudel gerissen wurde, in den sichern Hafen des Friedens! — Fortan höre die alte Zwietracht auf, und Ende nehme die verjährte Bosheit! Ein Glaube, ein Herr und eine Kirche sey! Gott in der Höhe Preis, und den Menschen auf Erden Friede! Und dieweil wir unseres Kaisers frommes Gemüth und liebevollen Sinn erkennen, so umfassen wir ihn, den theuersten Sohn, mit den Armen unserer Milde, nehmen ihn, sein Weib und Haus als rechtgläubige Fürsten auf, und sorgen, daß ihnen Allen die gebührende Ehre werde!"

Der Kaiser entwickelte hierauf in einer Teutschen Rede, welche der Erzbischof Christian verdollmetschte, wie er endlich nach langer Irrfahrt durch Gottes wunderbare Vorsehung den Frieden mit der Kirche gewonnen, und fortan Alexandern für den rechtmäßigen Hirten der Christenheit erkennen wolle. Endlich beschworen die Abgeordneten der Lombardischen Städte, des Königs von Sicilien, und, im Namen des Teutschen Reichs, Graf Heinrich von Diessa, den schon erwähnten Vertrag [163].

Also wurde der zweiundzwanzigjährige Kampf mit den Wälschen wenigstens für eine geraume Zeit geendiget. Der Kaiser und der Pabst verließen mit gegenseitiger Achtung Venedig; dieser eilte nach Rom, jener über den Berg Cenis gen Teutschland, wo Heinrich

der Löwe mit alten Feinden des Hohenstaufischen Hauses, z. B. den Schwäbischen Grafen von Zollern und Veringen, eifrig wappnete; denn ein schweres Ungewitter zog sich wider ihn, den Beleidiger der Reichsehre, zusammen.

Das fünfte Kapitel.

Wie das Welfische Haus gestürzt wird, und der Kaiser Friederich die verletzte Reichsehre rächt.

Vorboten des Sturmes zeigten sich schon im Jahre 1177; denn als der Herzog die aufrühreriſche Stadt Demmin im Slavenlande belagerte, kam die Botschaft, daß der Bischof von Halberstadt sammt andern weltlichen und geistlichen Herren Kriegsvolk gerüstet, und etliche Lande des Herzogthums angegriffen habe. Sogleich hob Heinrich die Belagerung auf, schloß mit den Slaven Frieden, und eilte seinen Feinden entgegen, welche, durch den Beitritt des Kölnischen Bischofs Philipp verstärkt, in der Nähe des Schlosses Horneburg einen bedeutenden Sieg gewannen.

Dies war die Lage des Reichs, als der Kaiser im Jahr 1178 heimkehrte, und sogleich einen Fürstentag nach Speier berief, um die obwaltende Fehde zu schlichten. Auch Heinrich erschien, und klagte bitter über den Bischof Philipp von Köln und desselbigen Bundesgenossen; diese aber entschuldigten sich, und erhoben noch härtere Anschuldigungen. Da gedachte Friederich der Dienste, so der Herzog in guten Tagen dem Reiche gethan, und schrieb einen zweiten Tag nach Worms aus, daß er sich hier wider die mannigfaltigen Klagen vertheidigen möchte. Als nun der Welfe trotzte, und weder der ersten noch zweiten Vorladung gehorchte, so brach der Ingrim weltlicher und geistlicher Herren in laute Klagen aus. Während Etliche, als der Bischof von Freisingen,

von Bedrückung der Kirche in den herzoglichen Landen sprachen, wollten Andere beweisen, daß Heinrich, vom päbstlichen Gelde bestochen, noch bis auf heutigen Tag die Feinde des Reichs schirme, ja nach des Kaisers Krone und Leben trachte. Der Markgraf Theodorich von Landsberg erbot sich, diese Anschuldigungen durch gerichtlichen Zweikampf zu bestätigen [164]).

Friederich, jetzt überzeugt, daß so einmüthige und allgemeine Klagen auf einem sichern Grunde ruheten, beschloß den Untergang des Welfen, wenn er trutzig auch der dritten Ladung nach Goßlar nicht folgen würde. Der Entscheidungstag nahete, ohne daß Heinrich einen Schritt zur Aussöhnung mit dem erbitterten Reiche that; selbst eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser in Haldesleben blieb fruchtlos, indem der Herzog weder ein Bußgeld von 5000 Mark bezahlen, noch die Entscheidung seines Streites mit den Fürsten in die Hände des Kaisers legen wollte. Da fragte dieser den zahlreich versammelten Reichsrath, was nunmehr Rechtens sey wider den Herzog, der sich aus Hochmuth dem Urtheilsspruche entzogen habe? Die Fürsten stimmten einmüthig dahin, daß ob beleidigter Majestät, ob vielfacher Eingriffe in die geheiligten Rechte des Reiches und der Kirche, Heinrich, Herzog zu Sachsen und Baiern, in die Oberacht verfallen, aus dem Frieden in Unfrieden gesetzt, und sein Leib, Haab und Gut allermäniglich erlaubt sey [165]). Gegen diesen Spruch verwahrte sich der Verurtheilte durch die Erklärung: „Es könne nur in Schwaben, seinem Vaterlande, Gericht über ihn gehalten werden; denn kein Freier dürfe nach altem Alemannischem Gesetz ausserhalb seines Gaues oder seiner Grafschaft die Untersuchung und das Urtheil der Richter empfahen [166]). Als etliche Herren diese Meinung vertheidigen wollten,

erhob sich ein Schwäbischer Ritter, und verhieß gegen männiglich im Zweikampf zu behaupten, daß der Kaiser jedem Fürsten des Reichs die Gerichtsstätte anberaumen dürfe, wie er wolle. Da Niemand in die Schranken trat, so wurde dem Spruch des Reichstages Kraft gegeben. Darnach setzte Friederich nach seiner Gerechtigkeit eine vierte Tagfahrt gen Würzburg, ob der Verurtheilte in Jahresfrist Reue fühlen würde [167]. Als auch diese Hoffnung fehlschlug, so bestätigte der Kaiser im Jahr 1180 das schon längst gefällte Urtheil, und übertrug den Fürsten die Vollziehung.

Dieser Spruch hat einen großen Theil Teutschlands umgestaltet, und durch den Sturz des Welfischen Hauses vielen kleineren Herrschaften Ursprung gegeben. Denn der Kaiser Friederich, um die Gefahr, so übermächtige Herzogthümer dem Reiche bereiten, abzuwenden, trug das Herzogthum zu Sachsen Albrecht's von Brandenburg zweitem Sohne, Bernhard, auf; doch wurden so ansehnliche Stücke abgerissen, daß es wenig mehr als den um Wittenberg liegenden Kurkreis und die um Lauenburg an der Elbe fortlaufende Ebene begriff. Die Bischöfe von Köln, wozu Engern und Westphalen jenseits der Weser kam, von Mainz, Paderborn, Verden, Bremen, Magdeburg, Minden, ingleichen manche Städte, als Goßlar, bereicherten sich durch die Trümmer des zersplitterten Herzogthums [168]. Baiern, dessen Hauptstadt München Heinrich erbauet hat, wurde dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach mit Verringerung der ehemaligen Grenzen am 24. des Brachmonats 1180 auf dem Reichstage zu Regensburg zugesprochen; Regensburg wurde freie Stadt, und Berchtold, Graf von Andechs, zu einem Herzog von Meran erhoben [169].

Unleugbar wollte Friederich durch die Vereinzelung der Ländermassen das Leben und die Beweglichkeit reicher an die einzelnen Glieder vertheilen, welche in dem alles zusammenhaltenden Reichsoberhaupte ihren Mittelpunkt finden sollten.

Unterdessen hatten die Feindseligkeiten zwischen des Reiches Fürsten, welche die Acht vollzogen, und Heinrich dem Löwen begonnen. Während der Bischof von Köln mit Simon, Graf von Tecklenburg, Herrmann von Ravensberg und anderen Herren in Westphalen einbrach, und durch die sogenannten Rotten oder Miethlinge heiliges wie weltliches Gut verheerte, überzog der Landgraf Ludwig von Thüringen Sachsen, und belagerte das Schloß Haldesleben im Bisthum Magdeburg. Da brach plötzlich Heinrich, der geächtete Herzog, mit den Grafen Adolf zu Schaumburg, Bernhard zu Ratzeburg, Guntzelin zu Schwerin, und seinem treuesten Ritter, Bernhard von Welpe, über Westphalen los, siegte am 1. August bei Haberfeld, verließ den fliehenden Feind, erstürmte Halberstadt, weinte bitterlich auf den Trümmern der mit Feuer und Schwert verwüsteten Stadt, zerstörte die Veste Hornburg bei Braunschweig, vernichtete unweit Nordhausen die Kriegsvölker des Landgrafen Ludwig und zwang durch die Kunde seines Glücks den Bischof Philipp, von Haldesleben zu weichen. Allein der Abfall Adolf's von Holstein-Schaumburg rief den Sieger in das nördliche Teutschland, wo ein blutiger Streit entbrannte. Diesen Zeitpunkt benutzte der Kaiser, brach im Jahre 1181 mit ansehnlichem Kriegsvolk in Sachsen ein, nahm viele Burgen durch den Schrecken seines Namens, und kehrte mit einbrechendem Winter nach Baiern zurück.

Obschon ein großer Theil des Sächsischen Adels und Volkes der kaiserlichen Aufforderung folgte, und die Waffen niederlegte, wurde dennoch auf dem Reichstage zu Mainz ein neuer Zug beschlossen. Während also im Sommer 1182 die Bischöfe von Köln, Mainz und Paderborn vor Braunschweig, des Herzogs getreuen Stadt, lagerten, setzte der Kaiser mit einem Schwäbisch-Baierischen Kriegsvolke so unvermuthet über die Elbe, daß Heinrich auf einem elenden Schifferkahn nach Stade flüchten und seine Lande ihrem Schicksal überlassen mußte. In dieser Noth wagte es die Stadt Lübeck, durch Holsteinisches Kriegsvolk unter den Grafen Simon von Tecklenburg und Bernhard von Oldenburg vertheidiget, ihren unglücklichen Herrn und Wohlthäter nicht zu verlassen. Die ganze Bürgerschaft ergriff die Waffen; die Erbitterung stieg, als der Dänenkönig, Woldemar, mit einer zahlreichen Flotte die Mündung der Trave besetzte, und viele Slavische Völker, schon lange neidisch auf den blühenden Ort, im feindlichen Heerlager erschienen. Da sandten die Bürger von Lübeck ihren Bischof Heinrich, der ein frommer und gelehrter Herr war, an den Kaiser Friederich, und sprachen also: „Wir sind bereit, Herr Kaiser, euch zu dienen. Aber was haben wir verbrochen, daß ihr uns mit Heeresmacht überziehen und zerstören wollet? Wir besitzen diese unsere Stadt, so in Treuen eine Burg der Christenheit wider die Heiden und ein Wohnsitz Gottes ist, durch die Gnade unseres Herzogs Heinrich. Also wollen wir uns immerdar aus allen Kräften vertheidigen und standhaft halten. Doch bitten wir, eure kaiserliche Hoheit möge gestatten, daß wir eine Botschaft an unsern Herzog senden, und seinen Willen vernehmen. Verheißt er uns Befreiung, so ist es unsere Pflicht, die Stadt wohl zu verwahren; wo nicht, so werden wir thun nach eurem

Willen. Solltet ihr aber unsere Bitte nicht erfüllen, so wisset, daß die Bürger der Stadt Lübeck lieber in Ehren sterben, denn in Schande und Meineid leben wollen." Darauf sprach der Bischof so rührend und verständig, daß der Kaiser mit Huld antwortete: „Wir freuen uns über euere Gegenwart, Herr Bischof! Aber das hochmüthige Wort eurer Bürger, so unsere Stadt nicht freiwillig überliefern wollen, mißfällt uns und allen Verständigen. Es ist wahr, die Stadt gehörte einstens dem Herzoge Heinrich, unserem Neffen; aber dieweil dieser auf einmüthigen Beschluß der Fürsten mit des Königes Oberacht gestraft worden, ist auch Lübeck dem Reiche und Kaiser verfallen. Doch wollen wir den Bürgern ihre Bitte gewähren. Sie mögen zu ihrem Herrn senden, und von ihm Rath holen! — Ihr bittet, hochachtbarer Bischof, für den undankbaren Herzog Heinrich, und daß wir uns seiner ob der Blutsverwandschaft und alten Dienstleistungen erbarmen mögen! Wisset, er hat unsere Güte mit Hoffart, Undank belohnt, hat selbst die Gnade Gottes übel erkannt! Darum ist er durch die Hand des Höchsten erniedriget worden; denn die Demüthigung eines so gewaltigen Herren ist nicht ein Werk unserer Hände, sondern Gottes, des allmächtigen Vaters!"

Der Bischof Heinrich schwieg und meldete denen von Lübeck, was der Kaiser gesprochen. Darauf gingen verständige und ehrbare Männer nach Stade, um des Herzogs Willen zu vernehmen. Er aber gedachte aller Noth und Mühe seines getreuen Volkes, und wollte nicht, daß es um seinetwillen des Krieges Unbilden litte. Darum ließ er durch den Grafen Gunzelin der Stadt entbieten, sie möge sich dem Kaiser Friederich, welchem Gott für jetzt Stärke und Sieg verliehen, ohne Säumniß überliefern. Also geschah es, daß der

Stadt Abgeordnete, Bürgermeister und Rathsherren, in das kaiserliche Lager zogen, und also sprachen zu des Reiches Oberhaupte: „Wir sind beauftraget, die preiswürdige Stadt Lübeck euren Händen zu übergeben, doch unter der Bedingung, daß ihr uns die wohlerworbenen Freiheiten und Rechte bestätigen möget auf ewige Zeiten."

Als die Gesandten solches gesprochen, zeigten sie die nach dem Muster der Westphälischen Stadt Soest geschriebenen Ordnungen, und baten, der Kaiser möchte die Gewohnheiten und Nutznießungen von benachbarten Wiesen, Flüssen und Wäldern schirmen. Er, dem Bürgertugend gefiel, bestätigte nicht allein die alten Freiheiten, sondern setzte auch noch neue hinzu. Lübeck wurde eine Reichsstadt mit dem besondern Vorrechte, daß ihre Konsuln beständige Räthe des Kaisers seyn, und ihre Rathsherren und Ritter Gold tragen dürften [170]).

Nicht lange verweilte das kaiserliche Heer vor Lübeck; denn Heinrich der Löwe, zur äussersten Wehr entschlossen, hatte Stade befestiget, und ein tapferes Kriegsvolk in die Thürme gelegt, also daß der Kaiser, des langen Streites müde, über die Elbe setzte und gegen Abend von Lünneburg auf dem Teltberge lagerte.

Endlich gab der Herzog, überall bedrängt, nach, schickte Boten an den Kaiser und begehrte ein sicheres Geleit. Diese Bitte wurde gewährt; sogleich machte sich Heinrich auf den Weg nach Lünneburg. Zwischen den Städten Bardewich und Erteneburg begegnete dem unglücklichen Fürsten viel reisiges Volk, das ihn aus alter Bekanntschaft ehrfurchtsvoll grüßte. Er aber sprach zu den Seinen, eine Thräne im Auge: „Weiland pflegte ich in diesen Landen Geleit zu geben, nicht zu empfangen!" Die Begleiter dachten an die Ver-

gänglichkeit irdischer Größe, und ritten schweigend weiter. In Lünneburg wurden alle Mittel versucht, den Zorn des Kaisers zu stillen; umsonst erhielten Ludwig, Pfalzgraf von Thüringen, umsonst die Grafen von Tecklenburg und Wittekind von Waldeck, warme Vertheidiger des Reiches, Freiheit; Friederich blieb unerbittlich, und bewilligte am Ende der Unterhandlung nichts, als daß der geächtete Herzog zu Quedlinburg vor der Fürstenversammlung erscheinen und hier sein Urtheil in Ruhe erwarten sollte. Da aber auf dem Tage zu Quedlinburg nichts Gewisses entschieden wurde, so erfolgte eine zweite Ladung nach Erfurt. Heinrich gehorchte, ergab sich auf Gnade und Ungnade, und fiel — als sollte das Andenken an Chiavenna erneuert werden — in voller Fürstenversammlung dem Kaiser zu Füßen. Verschiedene Empfindungen durchflogen desselben Brust; er sah den Freund der Jugend, den Genossen so mancher Waffenthat, aber auch den trutzigen Verächter der Reichsordnungen in dem heimath- und freudenlosen Heinrich. Dieser Anblick erschütterte; selbst die Feinde des geächteten Fürsten schwiegen und dachten an den Wechsel der menschlichen Dinge. Da hob der Kaiser den knieenden Herzog auf, küßte ihn unter vielen Thränen, und verhieß zu thun, was Gerechtigkeit und Freundschaft forderten. Demnach erhielt der Welfe seine Erblande zwischen der Weser und Elbe zurück, jedoch mit der Bedingung, drei Jahre lang das Reich zu meiden. Die kaiserliche Ehre, der Schwur, im Fürstenrathe mehreremale wiederholt, gestatteten keine Erhebung des Welfischen Hauses zu der alten Größe. Heinrich aber schied mit Weib, Kind und getreuem Ingesinde von der Teutschen Vatererde; England, beherrscht durch der Welfischen Herzogin Vater, König Heinrich, nahm die Trümmer

des einst blühenden Geschlechtes mit aller Freundlichkeit auf [171]).

So wurde in dem Jahre unseres Herrn 1182 die Macht der Welfen in Teutschland gestürzt, nicht durch den Parteihaß der Hohenstaufen, sondern durch die Allgewalt der öffentlichen Verhältnisse, so eine neue Ordnung der Dinge begehrten. Heinrich der Löwe aber hat seitdem dadurch geglänzt, daß er das beispiellose Mißgeschick mit größerer Weisheit ertrug, als sein voriges Glück. An dem Grabe des heiligen Jakob zu Compostella in Galliziens unwirthbaren Bergen bereuete der graue Held seine menschlichen Fehler, und fand Gnade vor Gott und Ruhm bei der Nachwelt [172]).

Das sechste Kapitel.

Inbegriff dessen, was der Kaiser Friederich während seines ganzen Regiments für des Teutschen Volkes innere Festigkeit und Blüthe unternommen hat.

Mit dem Sturze des Welfischen Hauses begann für Teutschlands Innenverhältnisse eine neue Ordnung, welche durch Friederichs Klugheit und Starkmuth, zumal ein vieljähriger Friede folgte, eine bestimmte Haltung gewann. Nach mannigfaltigem Wechsel, nach mühevollen Kämpfen, deren einzelne Erscheinungen beschrieben sind, hatten sich die Stände, und mit ihnen die inneren Bildungsstoffe also zu einander gestellt. An des Teutschen Volkes Spitze gesetzt, schirmte der Kaiser, als weltliches Oberhaupt, durch Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Todesverachtung die ganze Christenheit, deren Freuden und Leiden, mochten sie im Auf- oder Niedergange, im Mittag oder in Mitternacht der christlichen Völker begegnen, von ihm, dem großen

Gemeindevorsteher, gefühlt und den einzelnen Gliedern überliefert werden sollten, also daß, wie einst die Römer von ihrem Senat gerühmt haben, die kaiserliche Gewalt durch die Größe ihrer Bestimmung eine ewige genannt werden konnte. Daher gaben nicht Eitelkeit oder schmeichelnde Niedertracht, sondern hohes Selbstgefühl und lebendiger Glaube an die edle Stellung seines Volkes dem Erzkanzler Reinold auf dem Reichstage zu Besançon im Jahre 1162 den merkwürdigen Spruch ein: „Teutschland habe einen Kaiser, das übrige Europa nur Landkönige.“ [173])

Als frei erwähltes Oberhaupt des Teutschen Volkes durfte der Kaiser ohne Einwilligung der Fürsten und Stände höhere wie niedere Reichslehen übertragen, Hof- und Reichstage berufen, Münze und Zölle bestimmen; vor Allem aber sollte er, als der höchste Schutzherr der Freiheit, durch strenge Uebung der Gerechtigkeit das Gemeinwesen in Stärke und Blüthe erhalten [174]).

Die Fürsten, so des Reiches Ordnungen verletzt hatten, wurden vor den kaiserlichen Gerichtsstuhl geladen, und mit Genehmigung der Beisitzer bestraft. Gesetze wurden nach gemeinsamer Berathung mit den Fürsten, Herren und anderen Reichsgetreuen im Namen des Kaisers bekannt gemacht. Heerfahrten sind Aeusserungen eines ganzen Volkes; darum durfte ohne Einwilligung der Stände das Oberhaupt weder einen Kriegszug beschließen, noch auf Unterstützung rechnen. Friederich beobachtete dieses natürliche Gesetz; er stand vom Kriege mit den Ungarn ab, als die Nothwendigkeit desselben vom Reichstage nicht erkannt wurde [175]). In den Gesetzen geschah nur Aenderung, wenn die Nothwendigkeit gebot; der Altvordern Gewohnheiten und Einrichtungen galten für unverbrüchlich [176]).

In geistlichen Dingen behauptete Kaiser Friederich das Ansehen, für welches seine Vorgänger entweder gar nicht, oder unglücklich gestritten hatten. Nach seinem eigenen Spruche: „Gott geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers,“ entschied er die zwistigen Wahlen der Bischöfe, und schickte, wenn sie in Ruhe gehalten wurden, Boten, welche den erwählten Geistlichen einführten, oder ermahnten, vom Kaiser sich belehnen zu lassen [177]).

Weil die Stellung in der Gesellschaft zur äussern Ehre von der innern abhängt, und der Adel, als vorleuchtendes Beispiel der Mannlichkeit, die Krone des Ringens darstellen sollte, so wurde die Ritterwürde an keinen bestimmten, erblichen Stand gebunden. Der Kaiser hielt sie für frei, wie die Teutsche Ehre. Dieweil aber diese besonders in Gefahren des Krieges und Todesnöthen durch die Aufopferung des Lebens ihre Herrlichkeit offenbarte, im Frieden aber selbst bei dem besten Willen das theuerste Kleinod nicht hingeben konnte, so wurde die Ritterwürde, als Zeichen des Standes, der sein Leben freudig preisstellt, an jeden Trefflichen verliehen; sie war im Frieden geschlossen, im Kriege offen. Nur selten machte Friederich eine Ausnahme; denn er pflegte einem Grundsatze strenge zu folgen [178]).

Uebrigens war die zahlreiche Ritterschaft, besonders der Oberteutschen Lande, an strenge Gesetze gebunden, um für Glauben, Recht und Unschuld den Kampf auf Leben und Tod zu streiten. Vor Allem sollte nach des Kaisers Willen der Ritter, als ein auserwählter Hort des Reichs, durch stolze und kecke Thaten die Achtung der Fremde, durch freundliche Beschirmung des Gesetzes die Liebe der Heimath gewinnen. Wer von den ernsten Pflichten des Ritterthums abwich, wer eigenmächtig, auf

das Recht des Stärkern vertrauend, die Unschuld unterdrückte, der verlor des Kaisers Hulden, und wurde, wenn kein Kampf mit dem Auslande die Uebung der Gerechtigkeit hinderte, zu Boden gestürzt. Denn Niemand sollte herrschen, als das Gesetz, Niemand sich, sondern dem Gemeinwohl leben.

Der Bürgerstand hat unter dem kraftvollen und weisen Regiment Kaiser Friederichs bedeutende Fortschritte gemacht, und manche, weniger geräuschvolle, denn wichtige Ordnungen geschaffen, also daß man das Ende des zwölften Jahrhunderts den hoffnungsvollen Frühlingsanfang der städtischen Freiheit nennen könnte. Unabhängig vom Auslande hatte sich diese bald unter dem Drucke des Adels, bald der Geistlichkeit, bald des allgemeinen, zwieträchtigen Zeitalters langsam, aber sicher fortgebildet. Doch alle errungene, den Oberhäuptern des Volkes entweder abgetrotzte, oder abgebettelte Freiheiten leisteten für die Zukunft keine gewisse Bürgschaft, wenn nicht der allbelebende Geist des Kaisers die vorwärts strebende Gemeinde durch weise Ordnungen gesichert und mit dem Ganzen verbunden hätte. Bisher lebten die meisten Städte in einer mehr scheinbaren, als wirklichen Freiheit, welche durch folgende Abstufungen des Regiments beschränkt wurde: An des Gaues, wie der Stadt Spitze durch die kaiserliche oder landesherrliche Macht gestellt, übte der Landvogt (Graf, Landrichter, advocatus, bisweilen auch praefectus [179]) die höchste Gerichtsbarkeit in bürgerlichen als peinlichen Sachen [180]), schlichtete die Streitigkeiten zwischen weltlichen und geistlichen Herren auf jährlich zwei- oder dreimal gehaltenen Vogt-Dingen [181]), empfing den Eid der Treue gegen des Reiches Oberhaupt aus den Händen der Bürgerschaft [182]), und trieb die Einkünfte und Gefälle in den

kaiserlichen Schatz ein. Also war der Landvogt Oberrichter und erster Einnehmer.

In der stürmischen Zeit, welche den Ottonen folgte, hatten Bischöfe oder weltliche Große über manche Bürgerschaft eine solche Gewalt erworben, daß, während diese ohne kaiserlichen Vogt selber regierten, jene an ihrer Statt einem weltlichen Herrn als Kastvogt oder Vicedom die Ausübung der landvogtlichen Rechte übertrugen. Dergestalt unterschieden sich schon seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts die Reichs- und Landstädte in wesentlichen Theilen des Regiments [183]). Der Schultheiß (praefectus [184]) hörte Klagen über Schulden, Kauf, Verkauf und andere aus diesen entspringende Sachen an [185]), forderte auch bisweilen mit des Landvogtes Bewilligung Gefälle, Zölle und ausserordentliche Abgaben im Namen des Königs [186]) ein. Der Urtheilsfinder oder Schöpfen (Richter, scabini, judices, scheffende, d. h. Beschließende) wurden bald sieben, bald mehrere aus den ältern, ehrbaren Geschlechtern der Stadt [187]) von den Bürgern mit Zuthun des Landrichters erwählt. Es sollten eingeborne, redliche, verständige Männer seyn, deren Weisthümer wenigstens in bürgerlichen Sachen der Obervogt vernahm und bestätigte. Dieweil aber die Schöpfen oft wohlhäbige, bisweilen reiche Männer waren, welche ihre Wein- oder Ackerlande vom Kaiser zu Lehen trugen (Ministerialen) [188]), so mußte geschehen, daß der freien Bürgerschaft Rechte durch diese alten Geschlechter, welche oft in Gesellschaften zusammentreten mochten, mehr gefährdet, als begünstiget wurden. Dennoch hatten etliche Teutsche Städte, vom mächtigen Gefühle der Selbstständigkeit getrieben, schon gegen Anfang des zwölften Jahrhunderts die freie Wahl von zwölf oder mehreren Rathmannen (Consules)

gewonnen, welche die oberrichterliche Gewalt so beschränkten, daß, den Blutbann (ein kaiserliches Vorrecht) ausgenommen, höhere als niedere Gerichtsbarkeit an die Gemeinde kam [189]. Dieselbigen Ordnungen und Gesetze aber waren nicht durch geschriebene Stadtrechte bestimmt, man begnügte sich, nach den Gewohnheiten, welche gewissenhaft ein Geschlecht dem anderen überlieferte, zu entscheiden.

Eben so fest, aber verderblicher für die Einheit, hatten sich die schroff von einander geschiedenen Bestandtheile der Bürgerschaft, vorzüglich in den Rheinlanden, durch den Wechsel der Meinungen und Ansichten der Jahrhunderte fortgezogen. Die Freibürger nämlich, unter welchen die Geschlechter durch Alterthum und Reichthum besondern Einfluß auf das Gemeinwesen besaßen, zogen ihre Nahrung allein aus Krieg, oder Wein- und Feldbau, wovon die Zehnten der Geistlichkeit anheimfielen, besaßen allein Bürgerrecht, durften mit Haabe und Nahrung nach ihrem Willen schalten, Vermächtnisse aufsetzen, nach Gefallen heirathen, obrigkeitliche Würden bekleiden und dem Könige Treue und Hulden schwören.

Die Freigelassenen und Leibeigenen (Beisassen, Einwohner), von denen jene nur im dritten Gliede Bürger wurden, oft als Muntmannen neben gewissem Zins und bestimmter Dienstleistung dem Schutz und der Fürsprach eines Freiburgers gehorchten, diese als Handwerker in mehr oder weniger drückender Lage für den Herrn arbeiteten, wurden durch harte, oft grausame Gewohnheit vom freien Lebensgebrauch abgehalten. Denn sie durften weder ihren Kinder und Verwandten, noch den Kirchen oder Geistlichen die mühselig erworbene Haabe durch einen letzten Willen übergeben; das letzte Stück Vieh, Pferd oder Ochs, eignete sich die Herrschaft nach

dem Tode des Beisassen zu (Hauptfall, Hauptrecht), oder nahm vom Hausrath, was ihm beliebte (Butteil, Beuteil). Andere Mißhandlungen durften die kaiserlichen oder bischöflichen Diener oft ungestraft üben, von Metzgern, Bäckern oder andern Handwerkern unentgeldlich nach Nothdurft nehmen, Pferde, Wagen, Schiff und Geschirr fordern, also daß selbst gefreite Beisassen den Leibeigenen gleich erachtet wurden [190].

Die Stadtgemeinde mußte durch die Zersplitterung ihrer Kräfte um so gefährlicher verwundet werden, je häufiger Freibürger, theils aus Habsucht, theils aus Lust an der Schönheit, die Töchter der Beisassen zu Gemahlen nahmen, und dadurch ihren Nachkommen das Bürgerrecht entzogen, oder schmälerten. Zwar hatten etliche Kaiser aus Liebe zu der städtischen Freiheit bisweilen die verderbliche Trennung aufgehoben, und den Einwohnern völliges Burgmannenrecht verliehen; aber der Absonderungstrieb schlug, statt abzusterben, neue Wurzeln. Die alten Geschlechter nämlich stellten unter mannigfaltiger Benennung, bald Großbürger, bald Hausgenossen, den neuen Mitgenossen, so zum Theil geschlossene Gesellschaften (Zünfte) zu bilden begannen, einen langen, undurchbrechlichen Damm entgegen [191]; der Name Bürger und Handwerker bezeichnete bald miteinander streitende Glieder desselben Körpers [192].

Dies war den Hauptzügen nach die Lage der glücklichsten, aber an Zahl geringsten Städte Teutschlands, von denen die meisten nicht einmal die ersten Bedingnisse selbstständigen Lebens gewonnen hatten, als Friederichs Geist alle Theile des Gemeinwesens zu durchdringen begann, und nach Kraft und Gelegenheit die Ausbildung des städtischen Regiments förderte. Darum wurde dasselbe, weil bürgerliche Freiheit durch den

Wetteifer mehrerer Gemeinden belebt wird, in vielen Landen entweder neu geschaffen, oder mit Vorrechten begabt; darum empfing Hagenau im Elsaß Mauern und städtische Einrichtung; darum wurden Regensburg [1]), und Augsburg [2]) (im Jahr 1180), Lübeck [3]) (1182), Nürnberg [4]), Rothenburg an der Tauber der herzoglichen Gewalt entzogen und dem Reiche zugeordnet. Im Glauben, daß wie den Menschen die Vernunft regiert, den Leib die lebendige Seele, den Himmel die Sonne, das Schiff der Steuermann, also auch ein Rath der Stadt Verstand, Leben, Licht, Anker des Friedens sey [193]), hob der Kaiser in den dem Reiche zugewandten Gemeinden die Landrichter, Schöpfen und Schultheißen auf, und vergönnte der Bürgerschaft zwölf gerechten, weisen, standhaften, mäßigen Männern [194]) die Schirmung des göttlichen Wortes, die Verwaltung der Gerechtigkeit in peinlichen als bürgerlichen Sachen, die Sicherung der Straßen im Gebiet der Stadt, die Stellvertretung der Gemeinde auf den Reichsversammlungen [195]), den Vorschlag neuer, zu der Stadt Nutzen, Förderung und Wohlfahrt dienlicher Gesetze, endlich die Erhebung wie Verwaltung aller kaiserlichen Gefälle zu übertragen. Stadtgemeinden, welche durch Lage, Kraft und Verdienst den andern als Muster vorleuchteten, wurden mit bisher unbekannten Ehren geschmückt. So durften der freien Stadt Lübeck Rathsherren als beständige Räthe des Reichs Gold tragen und Ritterehre genießen [196]).

In Städten, welche nicht zum Reiche gehörten, dauerte zwar die alte Verfassung, doch so, daß auch hier die Hindernisse der freien Entwicklung durch milde Ordnungen allmälig aufgehoben wurden. Nicht allein strafte der Kaiser die willkührlichen Bedrückungen der Landvögte, und vernichtete, wie in Worms, den Unter-

schied zwischen Freibürgern und Beisassen [197], Befreiung von Zoll und Geleitsgeld (Hanse), Verleihung von Jahrmärkten und Messe, strenge Aufsicht über guten Stand der Münzen, deren Verfälscher Hand oder Haupt verloren, mußten den Weg zum Wohlstand, bald zum Gefühl für bürgerliche Ehre bahnen.

Mit Unwillen gewahrte der Adel, dessen Leibeigene oft hinter den Mauern der Städte Schirm fanden, die aufblühende Kraft des Bürgerstandes; aber umsonst waren Klagen, Verläumdungen, offenbare und heimliche Künste; der Kaiser entschied nur nach strengem Recht, des Willens, daß Freiheit nicht in einem Stande wohnen solle [198].

Allein die Zunahme des Wohlstandes, der steigende Einfluß der Handwerker, welche in vielen Städten Bürgerrechte empfingen, und der Geist jenes Jahrhunderts, dem ohne gesellschaftliche Verbindung vieler Kräfte die Erreichung eines Zweckes unmöglich schien, hatten die Einheit des städtischen Wesens durch die Zunftvereine (Confraternitates artificii) gefährlich angegriffen. Zwischen den neuen und alten Bürgern wurzelte starker Haß; denn jene, seit langem gewohnt, auf die Beisassen mit verächtlichem oder mitleidigem Blick zu schauen, sahen sich von der Gesellschaft dieser bedrohet, und trachteten, sich die Rathsfähigkeit zu erhalten. Diesen Irrungen wollte Friederich durch strenge Gesetze Abwehr thun; schon der Reichstag von Roncaglia hatte unter harter Geldbuße jede schädliche Versammlung und Verschwörung, in wie ausser den Städten, aufgehoben [199]. Aber die Richtung, welche der dritte Stand in seiner Ausbildung genommen hatte, war so mächtig, daß weder diese, noch andere Verordnungen die wachsende Kraft der Zünfte lähmen konnten. Friederich, durch solche Erfahrung belehrt, begnügte

sich fortan, offenbaren Ungerechtigkeiten in Kauf und Verkauf an jenen Gesellschaften zu strafen [200]).

Mit derselben Strenge wachte der Kaiser über Beobachtung der Pflichten, so der Kastvogt gegen die Gotteshäuser übernommen hatte, und traf ernsthafte Anstalten, den gerechten Beschwerden der Geistlichen abzuhelfen. Denn statt die Gesetze zu handhaben, die Leute des Klosters zu schirmen wider die Eingriffe weltlicher Herren, hatten sich viele Vögte in den Wirren der Welfischen Zwietracht die grundherrliche Gewalt angemaßt, den Landmann durch Untervögte, den Geistlichen durch fortgesetzten Trutz in ein abhängiges, fast unterthäniges Verhältniß gebracht, und also ihre Bestimmung gänzlich vergessen. Diese Unordnungen suchte Friederich nach Kräften zu verhindern, besonders die Stifter neuer Klöster durch genaue Feststellung der Vogtsrechte gegen den Druck der künftigen Schirmer zu sichern [201]). Oft wurde ein Gotteshaus unter des Kaisers und seiner Nachkommen besondere Schirmvogtei gestellt, während die Geistlichkeit scharfe Mahnung zur Sitten- und Seeleneinfalt erhielt.

Geistliche Aemter wurden nach Geistes- und Herzensvorzügen ertheilt. Davon zeuget Folgendes: Einst bewarben sich zwei Herren, von denen der eine reich, einschmeichelnd, böser Art, der andere arm, blöde und ehrlich war, um eine Abtei. Und es geschahe, daß Friederich, damals in große Händel mit den Lombarden verwickelt, von dem ersten, der ein ansehnliches Geschenk brachte, gewonnen, aber bald durch getreue Freunde belehrt wurde, daß er einem Unwürdigen das Amt verheißen habe. Dieser Fehl mußte gebessert werden. Als demnach der Kaiser in dem Kapitel saß, begehrte er von dem reichen und schlechten Manne, der schon die Pfründe als eigen betrachtete, eine Nadel.

Da wurde der Mönch verlegen; denn er konnte nicht finden, was doch die Regel gebot, und sein blöder Mitbewerber ohne weiters zu suchen auf Verlangen überreichte. Da sprach Friederich: „Ihr seyd der Mönch, an dem billig die Ordnung ist, und verdienet die Abtei! Euren Mitwerber achte ich derselben für unwürdig; denn wenn er die kleinste Sache, so ein Mönch nach seiner Regel haben soll, verabsäumt, wie wird er nicht in großen Dingen fahrläßig seyn!“ 202)

Mit besonderer Aufmerksamkeit wurden die Teutschen Freien behandelt, so ihr väterliches Erbe als Erinnerung an den ältesten und glückhaftesten Zustand verwalteten, weder Lehen trugen, noch gaben, auch, so weit das Gedächtniß der Zeitbücher ging, niemals zum Reich gehört hatten 203). Solche Männer, deren nicht viele seyn mochten, standen als ehrwürdige Trümmer der urteutschen Verfassung da, und hatten, troß der Jahrhunderte Wechsel, wie der Allgewalt des Lehendienstes, keine Herren, als Gott und die Ehre des Vaterlandes. Beiden dienten sie freudig; im Uebrigen galt ihnen ohne Unterschied des Standes ein jeglicher Bürger des Reichs vom Haupt bis zum kleinsten Gliede ohne innere Würde nichts; wer keine Tugend hatte, bekam auch keine Achtung.

Diesen trefflichen Stand hat Kaiser Friederich stets freundlich angesehen. Als er nämlich eines Tages, umgeben von seinen Getreuen, durch die Stadt Tengen im Bisthum Konstanz ritt, und alle Einwohner mit großen Ehren dem glorreichen Vater des Vaterlandes entgegeneilten, blieb ein Freiherr von Krenkingen vor der Hausthür an seinem Orte sitzen, und lüpfte nur, als der jubelvolle Zug vorbeizog, den Hut, wie er Grußes halben bei jedem achtbaren Fremdling zu thun liebte. Da machte der Kaiser auf einen Augenblick

Halt, und redete also zu dem von Krenkingen: „Wer seyd ihr, daß bei euch kaiserliche Majestät ihre Achtung nicht findet, und warum steht ihr nicht auf, wie doch sonst Dienstmannen zu thun schuldig sind?“ Ruhig, aber fest, antwortete der Ritter: „Mein Name ist Krenkingen; mein Geschlecht alt; an Gütern, Leib und Sachen bin ich so frei, daß ich weder vom Kaiser, noch einem andern Herrn etwas zu Lehen trage. Jener ist, als frei erwähltes Oberhaupt des Teutschen Volkes, Herr meines Willens, so lang er kaiserlich Regiment übt; für meiner Güter Herren aber erkenne ich ihn nicht an!“ Dieser Antwort wurde Friederich herzlich froh; freundlich blickte er den von Krenkingen an, und sprach: „Ihr seyd ein werther, schätzbarer Herr, der die rechten Gedanken hat von der Freiheit und den Pflichten eines freien Mannes! Auf daß ihr aber dem Reiche größere Dienste leisten möget, so empfahet, wenn ihr wollt, ein Lehen und das Recht, Münzen mit des Kaisers Bildniß zu schlagen. Denn männiglich soll wissen, daß ich euren adlichen Sinn in Ehren halten und nimmer kränken will!“ [204])

Derselbe freie, im Leben dem Wahren und Einfachen ergebene Geist, offenbarte sich auch in den Künsten und Wissenschaften, welche in dem Hohenstaufen stets einen aufrichtigen Schirmer gefunden haben. In Bürgerkriegen geboren, den größten Theil seiner Jahre hindurch ritterlichen Waffenthaten oder andern mühsamen Geschäften für des Reiches Frommen ergeben, des Glaubens, der Tag sey verloren, an welchem nichts zu Nutz des Vaterlandes geschehen [205]), auch oft mit Leidenschaften und Vorurtheilen in ritterlichem Kampf, vernahm Friederich dennoch die Stimme des Geistes der Wahrheit. Die Erklärung auf dem Roncalischen Reichstage, daß die, durch deren Wissenschaft die

Welt erleuchtet wird, eine besondere Liebe verdienen, stimmte mit dem Leben des Mannes überein, welcher bescheiden urtheilt, seine Thaten seyen in Vergleich mit denen der Voráltern nur eitel Schatten. Darum hat er zwar mit Kaiser Kunrad dem Salier geglaubt, daß die alten Teutschen ihre Ehre und Tugend lieber durch vortreffliche Thaten, denn durch Bücher zu offenbaren pflegten [206]), zugleich aber bedacht, wie das Gedächtniß der Menschen schwach ist und unzuverläßig, was in Schrift stehet, stark und groß; darum hat er in müßigen Stunden die Zeitbücher mit wunderbarem Wohlgefallen gelesen, und die Kenntniß der Vergangenheit und Gegenwart einem thätigen, in seinem Volk lebenden Geist für unentbehrlich gehalten. „Die Zeitbücher," bekennt der Kaiser in einem Schreiben an seines Vaters Halbbruder, den Bischof von Freisingen, „so eure Weisheit in guter Ordnung verfaßt, und was durch Unbrauch verdunkelt und verborgen gewesen, dasselbe durch eine klare Einhelligkeit wieder an Tag gebracht, haben wir mit großen Freuden empfangen, und ergötzen uns daran nach kriegerischen Drangsalen. Also werden uns die Kaiser mit ihren herrlichen Thaten Lehrmeister in der Tugend." [207])

Durch solchen Beifall ermuntert, verfaßte Otto in ziemlicher Ordnung, und in einer für jene Zeiten kunstvollen Sprache, zwei Bücher Geschichten von den Handlungen seines erlauchten Freundes, der mit aufrichtiger Betrübniß den Tod des Bischofs beweinte (1159), und nicht eher ruhete, als bis Radevic, Domherr in Freisingen, die begonnene Arbeit mit demselben Fleiße, aber geringerer Kunst fortsetzte. Es scheint, daß durch diese beiden Versuche einer Zeitgeschichte mehrere Teutsche von lebhaftem Eifer entzündet wurden, ihr denkwürdiges Jahrhundert auf die Nachwelt zu

bringen. So besang Günther seinen Kaiser in einem aus zehn Bücher bestehenden Heldenliede, das jedoch mehr geschichtlichen als dichterischen Werth hat, so beschrieb der kriegslustige als welterfahrne Erzkanzler Christian die Thaten seines Herrn [208].

Daß dieser nicht etwa aus Ueberschätzung des eigenen Verdienstes, sondern aus wahrhafter Theilnahme am Menschenleben, die geschichtlichen Bemühungen der Zeitgenossen förderte, des zeuget die Pflege und das lustige Aufblühen der edlen Sängerkunst am Hohenstaufischen Kaiserhofe. Denn von Friederich an, der selber bisweilen den Troubadours der Provence und den Teutschen Minnesängern, unter ihnen dem Heinrich von Veldeck, horchte [209], erhob sich der Sitz Schwäbischer Könige als eine rechte Herberge der freiesten und lieblichsten Kunst, deren Jünger in den Nachkommen des ersten Hohenstaufen Nebenbuhler und Bewunderer fanden.

In den Werken der Baukunst, welche jetzt einen freudigen Aufschwung nahm, sah der Kaiser auf das Einfache, Gediegene, und ein der besondern Absicht des Denkmals wohl entsprechendes Verhältniß der Theile. Des zeugten die Schlösser zu Gelnhausen, Hagenau, Kaiserslautern, Nimwegen, Ingelheim und an andern Orten dies- wie jenseits der Alpen [210]. Nicht minderer Freigebigkeit erfreuten sich die Gotteshäuser, deren viele entweder neu aufgeführt oder ausgebessert wurden, also daß, nach eines gleichzeitigen Schriftstellers Meinung, des großen Kaisers Gedächtniß und Freigebigkeit in allen Landen unvergeßlich bleiben mußten [211].

Das siebente Kapitel.

Wie der Kaiser mit den Lombarden zu Konstanz Frieden schließt.

Dergestalt bot Teutschland, besonders in den sechs Jahren des Venediger Waffenstillstandes, das Bild eines lebensvollen und wohlgeleiteten Volkes dar, welches, mannigfaltig an Art und Weise, doch nur einem Ziele, der Gesundheit des Geistes, mit steigendem Erfolge nachstrebte. Mit banger Ahnung blickten Italiens Städte, nur schwach verbunden, gen Mitternacht, und erwarteten nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes die Erneuerung des alten Kampfes. Denn die Zwietracht war so groß, daß im März des Jahres 1183 Alessandriens Bürger eine Gesandtschaft über die Alpen schickten, und erklärten: „Sie wollten auf Friederichs Gebot ihre Stadt verlassen und so lange ausserhalb wohnen, bis sie ein kaiserlicher Bote in die Ringmauern zurückführen würde, zum Zeichen daß die Alessandriner ihre Selbstständigkeit dem Kaiser verdankten, welcher die Bürgermeister ernennen, über Krieg und Frieden bestimmen und durch Richter gefährliche Streitigkeiten entscheiden dürfte. Auch sollte der Name Alessandria verschwinden und in Caesarea, d. h. Kaiserstadt, übergehen.“

Die Annahme dieses Vorschlages war um so gefährlicher, je mehr sich täglich auch die Angelegenheiten der Kirche verwirrten. Denn seit dem Tode Alexanders (30. August 1181) fehlte dieser ein besonnenes Oberhaupt; Lucius III., zwar klug, aber leidenschaftlich, mußte dem Volkshasse weichen, und dulden, daß die Römer Tusculum, des Pabstes Schirmburg, belagerten (1182).

Aber plötzlich erschien der Erzbischof Christian,

welchen der Kaiser in Italien zurückgelassen hatte, und beschloß mit dem Entsatz der Stadt sein thatenreiches Leben. Dies war Italiens Zustand, als bei dem Ablaufe des Waffenstillstandes der entscheidende Tag des Friedens oder Krieges nahete. Da folgte der Kaiser Friederich dem Geiste seiner Zeit, welche ein freistädtisches Leben begehrte, und beschied Wälschlands Abgeordnete auf den 25. Tag des Brachmonats 1183 gen Konstanz. Hier bewilligte nach kurzer Rathschlagung die zahlreiche Reichsversammlung dem Lombardenbunde solche Vorrechte, welche bisher nur einzelne Gemeinden Teutschlands oder Italiens mit Einschränkung genossen hatten; jedoch wurden die Städte keineswegs von den Pflichten gegen das Reich losgesprochen. Denn während eines Theils Friederich die freie Uebung der Hoheitsrechte und alten Gewohnheiten innerhalb der Ringmanern gestattete, setzte er auf der andern Seite fest, daß die Gerechtsame ausserhalb des Weichbildes, als an Wäldern, Wiesen, Brücken, Flüssen, Mühlen u. s. w. nur mit kaiserlicher Bewilligung und Beleihung geübt werden sollten. Jedes Mitglied des Bundes, welchen man nach Gefallen erneuern dürfe, solle zwar mit kaiserlicher Einwilligung seine eigene, niedere Gerichtsbarkeit üben, aber in Sachen, welche den Werth von fünfundzwanzig Reichspfund überstiegen oder den Blutbann beträfen, die letzte Entscheidung eines kaiserlichen Rathes annehmen, der beim Antritt des Regiments schwören würde, nach bestem Willen und den Gewohnheiten der Stadt gemäß Recht zu sprechen [212].

Die Konsuln in den Städten, welche nicht etwa kraft alten Herkommens dem Bischofe als Stadtgrafen die Einführung übergeben hätten, sollten durch den kaiserlichen Rath ohne Entgelt in ihren Würden be-

stätigt werden, dafür aber dem Kaiser den Eid der Treue schwören. Dieser wurde übrigens von jedem Bürger zwischen dem sechszehnten und siebenzigsten Jahre in folgender Gestalt verlangt:

„Ich schwöre in Christi Namen, daß ich von Stund an dem Kaiser Friederich und desselbigem Sohne König Heinrich getreu dienen, daß ich weder dem Rath noch der That wider die kaiserlich-königliche Krone beiwohnen, im Gegentheil alle entdeckten Entwürfe wider des Reiches Oberhäupter offenbaren will, so wahr mir Gott und die Heiligen helfen mögen.“

Ferner gelobte jede Stadt, die Rechte des Kaisers mannlich zu vertheidigen, auf den Heerfahrten nach Rom und andern Orten Italiens das Foderum abzutragen, Brücken und Straßen zu bessern, das kaiserliche Gefolge hinreichend zu versorgen, und, damit der Gedanke an den Vertrag nicht verschwinden möchte, alle zehn Jahre den Eid der Treue zu erneuern.

Endlich wollte Friederich, aus Achtung gegen den kräftigen Willen der Städte, das Andenken an den langen Kampf gänzlich verdrängen, und, wie früher ein unversöhnlicher Widersacher, so jetzt ein treuer Schirmer des Friedens heißen. Darum wurde verordnet, daß weder Lehnmänner, welche zur Zeit des Krieges die Pflichten gegen den Oberherrn vernachlässiget hätten, ihre Güter verlieren, noch Städte, durch frühere Sprüche des Kaisers oder seiner Abgeordneten gekränkt, an Rechten und Freiheiten Schaden leiden sollten. Diesem Grundsatze gemäß wurden nicht nur die Mitglieder des Bundes, sondern auch die Anhänger des Reichs in den Besitz derjenigen Güter gesetzt, welche ihnen Kriegsgewalt entrissen hatte [213].

Solchen Ausgang nahm der blutige Streit zwischen den Teutschen und Wälschen, deren gegenseitige Ver-

hältnisse durch den Konstanzer Frieden eine bestimmte Gestalt erhielten, indem der Lombardischen Städte wilder Freiheitssinn vom ehernen Ernste des Teutschen Reiches gebändiget, dieses aber an die Hochachtung städtischen Regiments gewöhnt wurde [214]).

Das achte Kapitel.

Wie zu Mainz ein Reichstag gehalten wird.

Der Kaiser Friederich wollte nach so mühevollen Kämpfen mit innern und äussern Feinden die Herrlichkeit Teutscher Nation durch Waffenspiel und ritterliche Freude offenbaren; darum lud er um Pfingsten des Jahres eilfhundert vierundachtzig die Blüthe der Ritterschaft und Pfaffheit gen Mainz; denn es sollten seine Söhne Heinrich und Friederich, mit dem Schwert, der Mannlichkeit Zeichen, vor allem Volk umgürtet werden, damit sie, eingedenk der Zeugen ihres ritterlichen Gelübdes, Ehre und Freiheit immerdar schirmeten. Und als die Zeit des Reichstages nahete, zogen von allen Seiten her schön gewappnete Ritter mit ihren Knappen gen Mainz; die Kaiserin Beatrix, fast alle Fürsten, Bischöfe, Markgrafen, Grafen und Freiherrn aus Teutschland, viele aus Italien, aus den Slavischen Landen, die Boten der Könige von England, Spanien, Frankreich, Jerusalem, des Griechischen Kaisers, erschienen mit so glänzendem und zahlreichem Gefolge, daß die Stadt für die gewaltige Menge zu klein wurde. Daher drängten sich in einem weitläuftigen Lager längs dem Main und Rhein Menschen von verschiedener Zunge und Sitte. In der Mitte war die kaiserliche Pfalz und Kapelle aus Holz zierlich erbauet; ringsum erhoben sich die Zelte der Fürsten und Ritter in mannigfaltigen Farben schimmernd. Für Lebensmittel, Ge-

tränke, für alles, was des Menschen Herz erfreuen kann an Tagen der Volkslust, hatte des Kaisers Freigebigkeit reichlich gesorgt. So wimmelten in zwei hölzernen Gebäuden von unten bis oben allerlei Arten von Geflügel, das durch Schall und Lebendigkeit die vorüberziehende Menge auf Augenblicke ergötzte; so ertönte das Spiel weitgereister Sänger und hob Ritter und Knappen zu festlicher Stimmung.

Drei Tage lang wurden alle anwesende Gäste köstlich bewirthet; Könige, Herzoge und Markgrafen verrichteten, den kaiserlichen Glanz zu vermehren, die Erzämter, welche von jetzt an vielleicht erblich geworden sind also daß der König von Böheim das Erzschenken-, der Pfalzgraf bei Rhein das Truchseß-, der Herzog von Sachsen das Marschall- und der Markgraf von Brandenburg das Kämmerer-Amt verwaltet haben.

Am Abend vor Pfingsten erhob sich ein heftiges Ungewitter, und riß viele Zelte nieder; dreizehn Menschen wurden von den einstürzenden Balken erschlagen, oder hart beschädigt. Dieses Unglück brachte Bestürzung über die ganze Gesellschaft, und galt für ein schlimmes Zeichen. Doch verschwand die traurige Stimmung, als sich Friederich am Vormittage des ersten Feiertages zeigte und mit Beatrix, den beiden Söhnen und allen Herren in die Kapelle zog, um dem Allmächtigen für des Reiches Blüthe zu danken.

Da verließ vor Beginn des Gottesdienstes Kunrad, Abt von Fulda, seinen Sitz, und trat vor den Kaiser, zu dessen Linken der Erzbischof von Köln Platz genommen hatte. „Seit langen Zeiten," sprach der hoffärtige Priester, „hat der Erzbischof von Köln der Fulder Kirche, so eure Gnade erhöhet, ein altes Recht geraubt. Denn Kaiser und Könige, glorreichen Andenkens, haben der Kirche von Fulda die Freiheit ertheilt, daß,

so oft in Mainz Reichstag gehalten wird, ihr Abt der kaiserlichen Hoheit zur linken Hand sitzet. Wollet uns daher schirmen wider den Kölner, der die hohe Freiheit an sich gerissen hat!" Sogleich wandte sich Friederich an den Erzbischof Philipp und sprach: „Habet ihr des Abtes Rede vernommen? Störet also die heutige Freude nicht, und gönnet jenem die gebührende Ehre!" Darauf erhob sich der Erzbischof und antwortete: „Wie es der kaiserlichen Majestät gefällt, also geschehe es! Der Abt bekomme meinen Platz! Ich aber werde mit eurer Erlaubniß in meine Herberge ziehen!" Nach diesen Worten verließ er seinen Sitz. Als solches Pfalzgraf Kunrad, des Kaisers Bruder, gewahrte, stand auch er mit der kurzen Aeusserung auf: „Ich bin des Kölners Meinung und werde ihr gehorchen." Desgleichen erhob sich der Graf von Nassau und sprach: „Ich will euch, Herr Pfalzgraf, meinem Herrn folgen!" Solche Worte mißfielen einem Grafen Ludwig, daß er mit spöttischer Rede den Nassauer verhöhnte. „Ihr habt," sprach er, „heute euer Leben ehrlich verdient!" „Ja freilich," antwortete dieser, „und werde es, wenn die Noth ruft, durch die That zeigen!"

Dergestalt brachte ein Wort, trotz der kaiserlichen Gegenwart, Unfrieden über die ganze Versammlung. Da verließ der junge König Heinrich seinen Sitz, eilte dem Erzbischof Philipp, der schon an der Thüre stand, nach, umarmte ihn und sprach: „Bleibet, ehrwürdiger Herr, und wandelt unsere Freude nicht in Kümmerniß!" Jetzt nahm auch der Kaiser, welcher seinen Irrthum erkannt hatte, das Wort: „Was ich geredet, hatte ich in Einfalt meines Herzens geredet! und ihr wollet unwirsch werden und von dannen ziehen? Bleibet, ehrwürdiger Erzbischof!" Der aber antwortete

mit Empfindlichkeit: „Ich habe nie geglaubt, daß mich kaiserliche Majestät in Gegenwart aller Fürsten so beleidigen könnte. Ich bin alt worden in des Reiches Diensten, habe für desselbigen Ehre und Frommen viele Drangsale erlitten, und Leib' und Seele dran gesetzt; das mögen die Lombarden und Sachsen bezeugen! Und dennoch will der Kaiser mir, dem Erzbischof der preiswürdigen Stadt Köln, einen Abt von Fulda vorziehen, den eiteln hoffärtigen Mann, der für des Reiches Ehre nichts gethan hat!" Länger konnte sich Friederich nicht halten; er verließ seinen Stuhl, trat unter die Fürsten und Ritter, also sprechend: „Ich bezeuge meine Unschuld an diesem Streit. Herr Erzbischof, ich habe euch nicht kränken wollen, so heilig ein Eid ist! Denn ich glaubte der Abt von Fulda kenne die Ordnungen unserer Vorfahren und stütze seine Forderung auf alte Gewohnheit!" Ob solcher Antwort legte sich Philipps Zorn. „Es ist genug," sprach er, „des Kaisers Wort ist ein Eid." Also mußte der Abt Kunrad, durch einmüthiges Zeugniß der Fürsten des Hochmuths überführt, dem Kölnischen Erzbischof den Ehrenplatz überlassen [215]).

Sobald nach vollendetem Gottesdienst die Versammlung in das Lager zurückgekehrt war, gaben Heinrich, Römischen König, und Friederich, Herzog von Schwaben, im Waffenspiele Beweise ihrer Geschicklichkeit, und empfingen hierauf am zweiten Pfingsttage aus des Vaters Händen das Ritterschwert. So endigte der Reichstag zu Mainz [216]).

Das neunte Kapitel.

Wie der Kaiser seinen Sohn Heinrich vermählt, und eifrigst für des Reiches Wohlfahrt sorgt.

Inzwischen sahe Friederich, stets thätig für des Reiches Gedeihen, den gefährlichsten Widersacher noch

immer jenseits den Alpen. Ohne feste Verbindung mit den mächtigsten Geschlechtern Italiens mußte das Pabstthum, dessen geistliche Waffe so oft gesiegt hatte, über kurz oder lang die losen Fäden der Eintracht zwischen den Wälschen und Teutschen zerreissen, und die beginnende Herrschaft der geistigen Freiheit neuen Gefahren aussetzen.

Weil lange Erfahrung gelehrt hatte, daß bei der Unmöglichkeit, das Normannische Königthum zu vernichten, eine freundschaftliche Vereinigung mit dem Beherrscher Süditaliens der päbstlichen Gewalt am meisten schaden würde, so warb der Kaiser für seinen ältesten Sohn Heinrich um die Hand Constantia's, Tochter Roger's I. und Muhme des regierenden Normannenkönigs, Wilhelm II., der, kinderlos, seine Rechte auf beide Sicilien dem künftigen Gemahl Constantia's übergeben durfte.

Alle Versuche des Römischen Hofes, diese gefährliche Heirath zu verhindern, scheiterten an des Kaisers Standhaftigkeit und Klugheit. Am siebenundzwanzigsten Jenner 1186 wurde zu Mailand, welches um diese Ehre gebeten hatte, das Beilager gefeiert. Die Einsegnung geschah in der Kirche des heiligen Ambrosius durch den Bischof von Aquileja, von welchem zugleich der Römische König, nach seines Vaters Wunsch und der Fürsten Einwilligung, mit der kaiserlichen Krone geschmückt wurde. Denn der Pabst Urban III., seit 1185 Lucius Nachfolger, ein herrschsüchtiger und falscher Mann, sollte lernen, daß ein Kaiser von Teutschland nur durch die freie Wahl der Stände Wesen und Kraft erhalte [217].

Darauf folgten Ritterspiele und köstliche Freudenmahle in den Gärten des heiligen Ambrosius. Teutsche lustwandelten mit Wälschen Arm in Arm, oder wett-

eiferten in den Künsten, so einen freudigen und wahrhaften Mann zieren; die alte Feindschaft war vergessen und lebte nur noch in der Erinnerung an die Mühen des zwanzigjährigen Kampfes.

Bald erhielt die Stadt Mailand das Recht, sich nach ihrem Gutachten einen Obervogt (Podestat) zu erwählen, der ein Graf seyn mußte, und die Gewalt über Leben und Tod der angeklagten Bürger führte [218]. Um die Hoffart der Cremonesen, welche keine Boten gen Mailand geschickt hatten, zu bestrafen und ein Zeichen des vergessenen Grolles zu geben, stieg die Stadt Crema auf kaiserlichen Befehl aus den zwanzigjährigen Trümmern empor. Da ergrimmten die Bürger der Stadt Cremona und suchten den Aufbau zu verhindern. Friederich aber stellte sich an die Spitze des Mailändischen Stadtbanners, verwüstete das Gebiet derer von Cremona, und wich nicht eher, als bis der Bischof Sicard im Namen seiner bedrängten Gemeinde um Frieden flehete. Diesen gewährte nicht allein der großmüthige Sieger, sondern suchte auch durch neue und bedeutende Freiheiten die Treue der einst verbündeten Stadt zu sichern. Dennoch hat man in Zukunft das wiedererstandene Crema den Angstofen oder Schmelztiegel Cremona's geheißen [219].

Unterdessen hatte der Pabst Urban die Fortschritte des Kaisers in Italien mit dem tiefsten Unwillen bemerkt, mehrere unzufriedene Geistliche Teutschlands, als den Erzbischof Philipp von Köln, der ob Schmälerung seiner Einkünfte grollte, in ein heimliches Bündniß gezogen, wider Willen des Reichsoberhaupts einen gewissen Volcmar zum Erzbischof von Trier ernannt, und alle Pfaffen, so bei der Krönung und Vermählung Heinrichs Mailand besucht, mit dem Bannfluch gestraft. Darauf forderten päbstliche Boten im Namen ihres

Herrn, Friederich sollte von den Bedrückungen der Geistlichkeit abstehen, den Ansprüchen auf die Hinterlassenschaft der Bischöfe (Spolienrecht) entsagen, die Mathildischen Güter herausgeben, den Genuß der Zehnten nur der Kirche vergönnen und ihre Güter von dem lästigen Einflusse weltlicher Schirmherren befreien. Aber die Zeiten Gregors waren nicht mehr; der Kaiser, im Gefühl der errungenen Kraft, übertrug seinem Sohne Heinrich die Verwaltung Italiens, eilte über die Alpen, deren Päße fortan gesperrt wurden, und berief einen Reichstag weltlicher und geistlicher Herren gen Gellnhausen. Denn ein Schlag sollte das künstliche Gewebe Römischer Arglist zerreissen und die gefährdete Eintracht Teutscher Geistlichkeit sichern. „Erzbischöfe, Bischöfe, Fürsten und Herren," sprach der Kaiser, „wenn euer Herz die Wahrheit liebet, so vernehmet unsere Rede! Vielleicht ist die Kunde an euch gelanget, daß ich vom Pabst schwere Anfechtung leide, ohne derselbigen Ursache zu wissen. Nur das eine ist mir bekannt, daß ich wissentlich und mit Vorsatz weder den heiligen Vater gereizt und seinem rechtlichen Begehren zuwider gehandelt, noch etwas Ungebührliches verlangt habe. Seinen Anschuldigungen ist nicht mit Zorn und arger Widerrede, sondern mit Freundlichkeit und Gründen geantwortet worden. Dieweil die Unschuld also auf meiner Seite ist, so verharre ich in Ruhe, und werde dem Pabst, wenn er mich als einen gehorsamen Sohn lieben will, aus Achtung gegen den apostolischen Stuhl kindliche Ehrfurcht entgegenbringen. Sollte aber Urban aus Ungerechtigkeit und thörichter Verblendung seine Gedanken auf meinen Schaden stellen, so hoffe ich mit Gottes Hilfe und eurem Beistande, ihm unerschrocken antworten zu können. Dies ist mein Vorsatz Was ihr zu thun habet, erwäget sorgfältig! Der Pabst behaup-

tet, die Weltlichen hätten den Zehnten, so der Herr den Dienern der Kirche gegeben, freventlich an sich gerissen. Wir wissen nun zwar, daß Gott den Priestern und Leviten Zehnten und Gaben im Anfange bestimmt hat, wissen aber auch, daß, als die Kirche in den Zeiten der Noth von den Feinden hart bedrängt wurde, mächtige und mannliche Herren die Zehnten zu Lehen nahmen, und dafür die Gotteshäuser schirmten. Ferner wird behauptet, Niemand dürfe über Leute oder Güter der Kirchen als Kastvogt schalten, dieweil Verwaltung kirchlicher Sachen nur den Geistlichen zustehe. Obschon diesen des Pabstes Behauptung vortheilhaft seyn mag, dürfen wir dennoch nicht leichtfertig ändern, was von alten Zeiten her der Brauch zur Gewohnheit, und die Gewohnheit von Geschlecht auf Geschlecht erbend, durch gerechte Ueberlieferung steif und fest gemacht hat. So viel von euern Sachen! Jetzt aber erkläret, Vorsteher der Kirchen, wie viel ich von euch zu hoffen oder zu fürchten habe! — Gleich wie der Herr Christus geboten hat: „„Gebet Gott, was Gottes, dem Kaiser, was des Kaisers ist!““ so rufe ich euch zu: „„Bietet dem Pabst, dem Statthalter Christi, den schuldigen Gehorsam, aber vergesset den nicht, welchen Gott zur Handhabung der Gerechtigkeit bestellt hat!““

Diese freimüthige Sprache wirkte auf die Versammlung, aus deren Mitte sich Kunrad, Erzbischof von Mainz, erhob, und also redete: „Wir bitten, eure kaiserliche Hoheit wolle unsere Meinung mit Aufmerksamkeit vernehmen! Unsere Lage ist schwer, unser Urtheil in dem Streit zwischen Reich und Kirche nicht leicht. Denn gleich wie wir nach euren eigenen Worten gehalten sind, Gott zu geben, was Gottes, dem Kaiser, was des Kaisers ist, also müssen wir dem Pabste, un-

serem geistlichen Vater, gehorsamen, euch aber, den Gott zum Herrn und Kaiser des Römischen Reiches berufen, von dem wir als Lehenmänner die weltlichen Güter empfangen, helfen, daß keines eurer Rechte gekränkt werde. Demnach wollen wir — dies ist meine Meinung — den Pabst im Namen der hier versammelten Geistlichkeit durch ein Schreiben ermahnen, den Frieden mit euch, dem Kaiser, nicht zu stören, und nach Recht und Billigkeit zu handeln."

Die Versammlung lobte einmüthig diesen Vorschlag, welchem gemäß ein nachdrückliches Schreiben den Pabst, damals zu Verona, an die Pflichten gegen die geistliche Heerde erinnerte, und wie der Kaiser langmüthig die wohlbekannten Beleidigungen vergessen habe, fortan aber auf seiner Hut sein werde, damit des Reiches Aufnehmen und Wohlfahrt keinen Abbruch leiden möchten. Diese unerwartete Antwort erbitterte den heiligen Vater so sehr, daß er Anstalt machte, den Bannstrahl wider Friederichen zu schleudern. Als solches den Bürgern von Verona bekannt wurde, traten sie vor den Pabst und sprachen: „Vater, wir sind Unterthanen und Freunde des Herrn Kaisers. Wir bitten eure Heiligkeit, denselben nicht in unsern Mauern zu verfluchen, sondern den Spruch zu verschieben."

Ergrimmt wich Urban von Verona nach Ferrara, und war schon im Begriff, den Bann auszusprechen, als ein plötzlicher Tod das Unternehmen vereitelte.

Das zehnte Kapitel.

Was im Morgenlande begegnete, und wie der Kaiser Friederich zu einem Zuge wider die Ungläubigen rüstet.

Unterdessen hatte das Unglück der morgenländischen Kirche die Völker Europens mit allgemeiner Trauer

erfüllt. Jerusalem nämlich, das Ziel christlicher Andacht war am zweiten Tage des Weinmonats 1187 in die Hände der Ungläubigen gefallen, damit nach dem ewigen Gange des Schicksals die entartete Tugend durch verdiente Leiden gesunden möchte. Denn seit dem Hingange Gottfrieds von Bouillon herrschten Neid, Falschheit und Selbstsucht über die meisten Könige der heiligen Stadt. Diese Laster erreichten den höchsten Gipfel, als Balduin IV. ohne Nachkommenschaft starb. Zwar hatte er, Zwietracht zu vermeiden, seinem neunjährigen Schwestersohne, Balduin V., das Reich, dem Grafen Raimund von Tripoli die Vormundschaft übertragen; aber nach des Knaben plötzlichem Tode trat seine Mutter Sibylla, früher mit Wilhelm, Graf von Joppe, vermählt, zum Patriarchen Heraclius, und begehrte für sich und ihren zweiten Gemahl, Guido von Lusignan, die Thronfolge. Der Priester, entweder bestochen, oder dem Hasse gegen die Adelichen nachgebend, willigte ein; Guido, mehr durch Körperschönheit, denn Geisteskraft ausgezeichnet, wurde zum Könige gesalbt. Das Volk murrte, die Großen sprachen laut ihre Mißbilligung aus, und erschienen nicht, als der neue Herrscher einen Reichstag versammelte. Vor allen trutzig war Graf Raimund, welcher den königlichen Boten antwortete: „Der junge Balduin ist todt; aber von einem neu erwählten und gesalbten Könige weiß Niemand. Das meldet euerm Herrn!“

Solches Wort war die Losung zu einem Streit, der anderthalb Jahre lang dauerte, bis Raimund Jerusalem verließ, und zum Spiegel der morgenländischen Ritterschaft entwich, dem Sultan Salaheddin, welcher in Afrika wie am Tigris, am Indischen Weltmeer wie an den Bergen Armeniens, Völker widerstrebender

Sitte durch die Stärke seines Geistes regirte. Diese Herrschaft hatten nicht Geburt, Reichthum und andere Eitelkeiten des Glücks, sondern ungewöhnliche Tugenden dem Sohne Ayubs errungen. Denn als Mensch ehrwürdig durch Frömmigkeit, treue Freundschaft, Milde und Wahrheitsliebe, hat er den Königen ein Beispiel der Gerechtigkeit, Todesverachtung und Besonnenheit aufgestellt. Der Bettler hatte Zutritt, und durfte vor dem Richterstuhl des Gesetzes den ersten Fürsten anklagen; während im Schlachtgewühl auch der Tapferste den Muth verlor, las Solaheddin, von der göttlichen Wahrheit überzeugt, ruhig im Koran, dem heiligen Buche seiner Väter, und vergoß, um die Freunde nicht zu betrüben, beim Tode seines vielgeliebten Sohnes keine Thräne. So fern standen Weichlichkeit und Habsucht, daß der Beherrscher des Morgenlandes den schwächlichen Leib nur in grobes Wolltuch hüllte, und nicht mehr als siebenundvierzig Silbergroschen mit einer kleinen Goldmünze dem Nachfolger am Reich hinterließ. Kein Wunder, wenn solche Eigenschaften den Sultan selbst im fernen Christenlande verherrlichten, und den Kaiser Friederich bewogen, durch Boten und Geschenke den Helden zu ehren.

An ihn, der damals den Christen ob eines gebrochenen Waffenstillstandes zürnte, wandte sich Raimund und flehete um Hilfe. Als solches die Tempelherren und Johanniter vernahmen, ließen sie durch ihren Großmeister Radger dem Grafen von Tripoli Folgendes entbieten: „Was rühmst du dich deiner Bosheit? Warum hast du wider das Volk Gottes mit den Ungläubigen ein Bündniß aufgerichtet? Kehre um zu Christus, welchen du verläugnet, auf daß nicht deine Sünden größer werden, und du fallest in den Abgrund

der Hölle!" Da wurde dem Scheine nach Raimund reuig, und verhieß Aussöhnung mit König Guido. Des freute sich Radger und eilte nach Jerusalem, dem bestürzten Volke zu melden, wie der Graf den Saladin abgeschworen habe. Der aber, schon längst gerüstet, überfiel mit achtzigtausend Reitern und Lanzknechten Tiberias, die feste Stadt am galiläischen Meere, und breitete so große Bestürzung aus, daß König Guido, trotz der alten Zwietracht, mit einem Heere von dreißigtausend Christen aufbrechen und dem Grafen Raimund, damals wieder in Jerusalem, als Wegweiser folgen konnte. Dieser führte, die Rache zu befriedigen, das Volk in eine wüste Gegend an der östlichen Seite des Berges Tiberias, damit Hunger und Durst den Muth der Krieger schwächten. Täglich wurde die Noth grimmiger, der Rath ungewisser; da erschien plötzlich Salaheddin und lagerte am 1. des Augstmonats 1187 den Christen gegenüber. Mit der Frühe des folgenden, sehr heißen Tages begann die verhängnißvolle Schlacht, welche besonders in den Dörfern Hittin und Allubia heftig entbrannte, und so lange unentschieden tobte, bis der Ungläubigen zahlreiche Reiterei den entkräfteten Feind überall zurückdrängte. Da geschahe ein schreckliches Morden; fast alle Tempelherren und Johanniter wurden erschlagen; der Großmeister des Tempels Gerard, der König Guido und viele Ritter des Hospitals kamen in Gefangenschaft; nur Raimund, der Verräther, entfloh mit zweihundert Reisigen [220]).

Diese furchtbare Niederlage erschütterte das Reich Jerusalem in seinen Grundvesten. Die Christen, ohne Oberhaupt, Ritterschaft, verzweifelten; fast alle Städte der Küste und des Binnenlandes gehorchten dem Sieger; nur Tyrus und Tripoli widerstanden. Zwar wurde, wie Etliche melden, König Guido um den Preis der

Burg Ascalon in Freiheit gesetzt; allein der Krieg veränderte seine Bahn nicht. Denn zwei Monate nach der Schlacht weheten Mohamed's Banner vor den Mauern der heiligen Stadt. Die Einwohner, über 60,000 an der Zahl, größtentheils wehrlos und des Streites unkundig, zitterten. Da traten etliche Tempelritter auf, so nicht mit Guido ausgezogen waren, und sprachen zu der muthlosen Menge: „Wir wollen mannlich kämpfen und sterben, wie unsere Brüder vor Tiberias! Denn hat hier an dieser Stätte nicht der Herr gelitten für unsere Sünden? Haben hier nicht die heiligen Apostel und Priester des göttlichen Wortes geblutet? Auf! lasset uns fröhlich sterben, damit wir mit Christo auferstehen!" Diese Mahnung wirkte; die wehrhafte Mannschaft griff zu den Waffen; Weiber, Greise und Kinder beteten für den Sieg des Kreuzes. Salaheddin führte neun Tage lang die Seinen zum Sturm, ohne einen Vortheil zu gewinnen. Endlich wurde auf der Nordseite, nach dem Thale Gehinnon zu, die Mauer an mehreren Stellen durch Wurfzeug erschüttert. Da kam Furcht über das Volk von Jerusalem; die Königin Sibylla, die Priester, Mönche und Weiber zogen baarfuß in das Lager der Ungläubigen und fleheten um die Gnade des Siegers. Der antwortete: „Ich habe geschworen, die langen Leiden der Muselmänner zu rächen; die Zeit der Erbarmung ist vorüber, und die Stunde nahet, wo die Greuel eurer Vorfahren blutige Strafe finden sollen!"

Kaum hatte sich die Gesandtschaft trostlos entfernt, als ein wüthender Angriff auf die halb geschirmte Stadt begann. Schon erstiegen die Ungläubigen einen Thurm und ließen die Fahne des Propheten wehen, schon eilten die christlichen Streiter, von Furcht überwältiget, auseinander, als ein Teutscher Kriegsmann (sein Name

ist unbekannt) die Gesellen ermahnte, den Thurm angriff, den Feind auseinander sprengte und Mohamed's Banner höhnend in den Koth warf. Dies Beispiel ermuthigte alle Christen; sie stritten so tapfer, daß die Ungläubigen nicht Fuß gewinnen konnten in der heiligen Stadt, und Saladeddin, der auch am Gegner die Tugend ehrte, vom vorigen Ingrimme abstand. Die Besatzung erhielt milde Bedingungen der Uebergabe; Griechen wie morgenländische Christen durften bleiben; Franken und Latiner sollten die Stadt verlassen und bis an die Grenzen des Reichs ein sicheres Geleit empfangen. Ueber der Königin Sibylla Schicksal vergoß der großmüthige Feind des Christenthums Thränen; Arme und Wittwen wurden reichlich unterstützt. Dann zog er am zweiten Tage des Weinmonats 1187, unter kriegerischem Schall, mit wehenden Fahnen, in die Stadt Jerusalem ein.

Kein Blut entweihete fortan die heilige Orte: nur das Andenken an Christus und seine Lehre wurde von dem eifrigen Bekenner Mohamed's unterdrückt, und das goldene Kreuz, so auf der Hauptkirche schimmerte, herabgenommen, auch Rosenwasser gesprengt, daß Straßen und Wälle rein würden [221]).

Der Bischof Wilhelm von Tyrus überbrachte die Botschaft von dem, was eben beschrieben worden, gen Rom. Alle christliche Völker Europens kamen in große Bewegung, als Anfangs ein dunkles Gerücht, bald Gregors VIII., seit dem 27. des Weinmonats 1187 auf St. Peters Stuhl, jammervolle Briefe meldeten, wie die Heiden das Bollwerk des christlichen Glaubens zertrümmert hätten. „Die Sünden der Geistlichen und Weltlichen," lautete des Pabstes Schreiben an die mächtigsten Oberhäupter Europens, „haben den Feinden Christi Sieg gebracht. Nur aufrichtige

Buße und fromme Kampflust im Dienste Gottes können das Strafgericht des Herrn abwenden. Den eifrigen Streiter aber wird himmlischer und irdischer Segen begleiten.“ Damit diese Worte größeren Nachdruck erhielten, eilten der Bischof Wilhelm und der Kardinal Heinrich von Albano über die Alpen, um in Frankreich, Teutschland, England das Kreuz zu predigen und die Streiter des Herrn einzusegnen. Da erhob sich überall, wo die Boten des Pabstes redeten, ein ausserordentlicher Eifer; Reiche und Arme, Ritter und Knappen, selbst schwache Weiber und Männer griffen zu den Waffen, oder unterstützten durch milde Gaben die wehrhafte Mannschaft.

Sobald der Kaiser Friederich diese allgemeine Rüstung sahe, berief er um Anfang des Jahres 1188 einen großen Reichstag in die Stadt Mainz, damit weltliche und geistliche Herren den Heinrich von Albano hören und über der Christenheit Nothdurft entscheiden möchten. Lebhaft schilderte der Redner die Leiden der morgenländischen Kirche, den Uebermuth der Heiden, die Begeisterung für den heiligen Zug, also daß Fürsten und Ritter von Kampflust entbrannten und erwartungsvoll auf den Kaiser schaueten. Dieser, welcher das Vaterland glücklich, einträchtig, die weltlichen Wünsche erfüllt sahe, wollte das thatenreiche Leben durch eine letzte und gewaltige Kreuzfahrt krönen, auf daß die Nachwelt sagen könnte: „Der Kaiser Friederich hat für irdischen und himmlischen Ruhm gestritten!“ 222)

Rasch erhob sich der jugendliche Greis von fast siebenzig Jahren, sprach wenige, tief eingreifende Worte über die gegenwärtige Lage der Dinge, und empfing aus den Händen des Bischofs von Würzburg das heilige Kreuz. Dem Beispiele des Kaisers folgten sein Sohn Friederich, Herzog von Schwaben,

Berchtold, Herzog von Meran, Herrmann, Markgraf zu Baden, und andere Herren. Darauf trennte sich der Reichstag; die Ritter eilten, sich zu wappnen, die Gesandten des Pabstes, um andern Theilen Teutschlands das Kreuz zu predigen. Ueberall lief das Volk in so hellen Haufen zusammen, daß Friederich, durch die Erfahrungen des ersten Zuges belehrt, eine Beschränkung des allgemeinen Eifers für nothwendig hielt. Daher gebot ein Ausschreiben, daß bei Strafe des Bannes jeder Pilger wenigstens drei Mark Silbers besitzen solle. „Uebrigens,“ hieß es, „mag sich männiglich nach Kräften mit Waffen und Geld versehen; denn der Weg in das heilige Land ist lang, die Gefahr groß“ [223]). Weil das Gelingen einer Fahrt wider die Ungläubigen von der Eintracht zwischen dem Heere und den Völkern, deren Gebiet es durchzog, abzuhängen schien, so wurde Kunrad, Erzbischof von Mainz, an den König von Ungarn gesendet, daß dieser seine einzige Tochter dem Herzoge von Schwaben verlobte. Der edle Ritter von Wisenbach suchte durch freundliche Worte und Geschenke den mächtigen Sultan von Cogni in Kleinasien, Kelysi Arslan, zu gewinnen, während andere Boten in gleicher Absicht gen Konstantinopel eilten, wo nach Kaisers Manuel Tod Isaac Angelus herrschte. Der Graf Heinrich von Diessa aber ging an den Hof Saladeddin's und forderte nach ritterlicher Weise entweder die Räumung Jerusalem's und die Rückgabe des heiligen Kreuzes, oder die Entscheidung durch Waffengewalt. Der Sultan stimmte für den Krieg.

Unterdessen wurde in allen Gauen Teutschlands mit Macht gewappnet; denn an St. Georgentage des Jahres 1189 sollte die ausziehende Mannschaft zu Regensburg versammelt seyn. Und damit das Gebäude, so eine siebenunddreißigjährige Anstrengung auf-

geführt hatte, in seinen Grundvesten dauerhaft bliebe, wurde im Wintermonat des Jahres 1188 ein großer Reichstag gen Nürnberg entboten. Hier wollte der Kaiser Friederich vor den Stellvertretern des Teutschen Volkes zum letztenmal reden über die öffentliche Wohlfahrt, hier die mannigfaltigen Strebungen seines thatenvollen Lebens unter einem allgemeinen Brennpunkte zusammenfassen, und die einfachen, darum wahren Grundsätze des kaiserlichen Regiments den zurückbleibenden Brüdern als heiliges Vermächtniß hinterlassen. Darum eilten von allen Seiten her Männer zu Fuß und Roß nach dem Versammlungsorte; denn die einzelnen Herren und Städte mochten ahnen, daß von den reisigen Schaaren, so das heilige Grab befreien wollten, nur Wenige das Vaterland wiedersehen sollten. Auch lebte um diese Zeit zu Floris, im Lande Kalabrien, ein frommer und gelehrter Abt, Joachim genannt, der hatte Gnade vor Gott, und konnte, wie viele Menschen glaubten, künftige Dinge vorhersehen. Diesen Herrn hatten Teutsche und Wälsche um den Ausgang der bevorstehenden Heerfahrt befragt, aber die Antwort empfangen: „Noch ist die Zeit der Erfüllung fern; viele christliche Degen, so die heilige Stadt Jerusalem befreien wollen, werden das Leben verlieren! Doch Gott ist barmherzig, und was er zugesagt, hält er gewiß [224]).

Friederich, welcher die Weissagung des Abtes vernommen hatte, mahnte die Fürsten und Herren zum Vertrauen auf Gott und ihr ritterliches Schwert, übergab das Regiment seinem Sohne Heinrich, Römischen Kaiser, und verordnete neben andern trefflichen Sazzungen, über die Sicherheit des Reiches wie folget:

„Jeder, er sey Freier oder Dienstmann, wenn er in eigener Fehde mit Raub und Brand ergriffen wird, soll in des Reiches Acht fallen. — „Wir setzen auch fest,

daß, so Jemand Weinberge oder Obstgärten aushauen wird, derselbige des Bannes und der Acht Strafe leiden soll, gleich einem Mordbrenner. Wer den Andern rechtmäßig befehdet, der soll ihm zum wenigsten drei Tage zuvor absagen durch einen Boten. So ein Mordbrenner in die Acht verfallen ist, soll ihn der Bischof von der Gemeinschaft der Kirche Gottes und der Gläubigen ausschließen, und soll ihn nicht eher freisprechen, als bis er dem Beleidigten allen Schaden ersetzt hat."

Diese Verordnungen, welche unter dem Namen Friedbrief ausgestellt wurden, sind ein redender Beweiß, wie von der Unruhe jenes Zeitalters, so von den Hindernissen einer gesetzlichen Ordnung. Friederich suchte zuerst nach Abgang des Karolingischen Geschlechtes durch schriftliche Beschlüsse der Reichsversammlungen den Landfrieden zu verbessern.

Um ferner die übermäßige Lust an Krieg und Waffen zu zügeln, wurde verordnet, daß die Söhne der Geistlichen und Bauern nicht mehr die Ritterwürde erlangen sollten [225]; denn schon entzog Fehdesucht den Kirchen und Dörfern einen großen Theil der besten Kräfte. Diese und andere Verfügungen sicherten eben so sehr die Ruhe der zurückbleibenden als ausziehenden Teutschen, und erfüllten jedes Gemüth mit Hoffnung, zumal die Boten des Sultans von Cogni und des Griechischen Kaisers in Nürnberg erschienen, und meldeten, daß die Krieger des Kreuzes freien Durchzug und freundliche Unterstützung finden würden. Namentlich sollten sie in Griechenland Baumfrüchte, Gemüse, Brennholz und Fütterung für die Pferde unentgeltlich empfangen, alle übrigen Bedürfnisse aber um einen billigen Preis erhalten.

Darauf wurde die Versammlung entlassen; ein Jeder eilte in seine Heimath, um durch Rath oder

That den beschlossenen Heerzug zu fördern, damit Teutschland, an junger, starker Mannschaft reich, und deshalb in aller Welt bekannt, der öffentlichen Meinung entsprechen könnte. Denn auch andere Völker Europens rüsteten mit Kraft; es wappneten sich die Könige von Frankreich und England, Philipp und Heinrich, der König beider Sicilien, Wilhelm, ingleichen die Dänen und Friesen, die Venetianer, Mailänder, Genuesen, Pisaner und andere Städte des Wälschlandes.

Das eilfte Kapitel.

Was den Kreuzfahrern in Griechenland begegnet.

Am Festtage des heiligen Georgs, den dreiundzwanzigsten April eilfhundert und neunundachtzig, verließ der Kaiser Friederich, umgeben von einer glänzenden Ritterschaft die fruchtbare Ebene bei Regensburg, und fuhr die Donau hinab, während das zahlreiche Kreuzheer in verschiedenen Abtheilungen zu Lande zog, in Wien Herzog Leopold's Freigebigkeit genoß, und unweit Preßburg vier Tage lang ausruhete. Indeß die Ritter dem Waffenspiel oblagen, sorgte des Reiches Oberhaupt durch strenge und weise Lagergesetze für das Gelingen der Heerfahrt. Darauf geschahe der Aufbruch in das Land Ungarn, dessen König Bela bei der Stadt Gran alle Pilgrimme ehrfurchtsvoll empfing und gastlich beherbergte, seine einzige Tochter aber dem Herzoge Friederich von Schwaben verlobte. Doch der sollte die Braut nicht heimführen.

Des Kreuzzuges glücklicher Anfang brachte den alten Kaiser in so heitere Stimmung, daß er vier Tage lang auf einer Donauinsel den Freuden der Jagd lebte, und die Seinen ermahnte, inzwischen langsam voranzuziehen. Der nächste Standort war Belgrad,

an den Grenzen Griechenland's erbaut. Hier musterte Friederich das Kriegsvolk, welches an funfzehntausend Ritter und neunzigtausend Lanzknechte gezählt haben soll, strafte ob verletzter Zucht zwei Edle aus dem Elsaß am Leben, und umgürtete bei einem großen Waffenspiel sechszig Jünglinge mit dem Ritterschwert. Darauf wurden Boten an den Fürsten der Bulgaren gesandt, um freien Durchzug zu begehren. Jener, vom arglistigen Isaac Angelus bestochen, entließ die Abgeordneten mit rauhen Worten, und gebot den Walachen und Bulgaren die Klausen des Gebirges wohl zu hüten. Da stellte der Teutsche Kaiser sein Heer in vier Treffen auf; das erste, welches Böhmen und Ungarn bildeten, sollte die Gegend, ihre Hilfsmittel und Hindernisse erforschen; das andere, größtentheils Schwaben, unter dem Herzoge Friederich, den Sturm beginnen; das dritte, aus Dienstleuten der Bischöfe von Basel und Würzburg bestehend, die Befehle des Kaisers erwarten, welcher die letzten Schlachthaufen führte.

Bald entbrannte, als die Schwaben vorrückten, ein heftiger Kampf; denn die Bulgaren, von Natur trutzig und wild, stritten tapfer hinter Büschen und Bergen. Endlich siegte der Teutschen Ungestüm; die Feinde stoben auseinander, die Sieger aber zogen freudig gen Nissa, wo ein Fürst der Servier milde regierte. Unterdessen hatte Isaac Angelus, eben so feig als arglistig, mit Salaheddin heimliches Bündniß geschlossen, und diese Verschwörung gegen den christlichen Namen durch feierliche Gesandtschaften befestigt. Als nun Rupert, Graf von Nassau, und der Bischof von Münster in Konstantinopel erschienen, um im Namen des Teutschen Reichs den vorläufig abgeschlossenen Vertrag zu bestätigen, verletzte der allerheiligste Kaiser das erste Gesetz des Völkerrechts und ließ die Frie-

densboten nach dreitägiger Bewirthung verhaften. Zugleich mußte ein zahlreiches Griechenheer ausziehen, die Einwohner jenseits Nissa aufwiegeln, in den Bergthälern Verhaue anlegen, vor allem aber drei Klausen, so aus der Bulgarei in das Land Macedonien führen, sorgfältig bewachen. Alle diese Anstalten waren eitel; denn schon am 29. des Augstmonats erstürmen die Schwaben den ersten Paß; indem die Ritter auf der Straße vorrücken, klimmt das Fußvolk die steilen Felsen hinan und wirft sich mit unwiderstehlicher Gewalt in den bestürzten Feind. So groß war die Kampflust der Teutschen, daß ein schwerverwundeter Ritter, welcher dem Heere nachgeführt wurde, beim Anfange des Gefechts die Sänfte verließ, mehrere Griechen niederhieb, und darauf ruhig, doch an Kräften erschöpft, nach dem Krankenlager zurückkehrte [226].

Jetzt warteten neue Gefahren; Regengüsse, mit einer unerträglichen Hitze verbunden, erzeugten dreitägiges Fieber und rissen viele der Tapfern in unritterlichen Tod. Dennoch setzte das Kriegsvolk den Zug freudig fort, und rückte wider die zweite Klause, hinter deren Gemäuer Schaaren leichten und schweren Fußvolks versteckt lagen. Die Schwäbische Vorhut griff mit dem gewohnten Ungestüm an, mußte sich aber, der Uebermacht weichend, auf das dritte Treffen zurückziehen, damals unter Berchtold, Herzog von Meran. Die Griechen, statt zu folgen, begannen Unterhandlung, worauf der Herzog mit funfzehn Reisigen bis hart an die Enge reitet, um des Vertrages Bedingungen zu erfahren. Da stürzte sich eine Rotte von hundert Griechen den Teutschen entgegen, in Hoffnung, solche zu fahen. Berchtold aber sprengte unerschrocken in das feindliche Kriegsvolk, erschlug den Hauptmann, und brachte den Seinen solchen Muth, daß sie heranstürmten, mehr

denn vierzig Feinde tödteten, die anderen zerstreuten, und einundzwanzig Ritter von altem Adel an der Rosse Schwänze gebunden in das Lager Kaiser Friederichs brachten.

Diese That und ein Angriff, welchen fünfhundert geharnischte Ritter unternahmen, setzte den Griechischen Heerführer in so große Bestürzung, daß er um Mitternacht den Engpaß heimlich verließ, die benachbarten Dörfer zerstörte und mit den Einwohnern in das Gebirge flüchtete. Auch die dritte Klause wurde von den rastlos folgenden Teutschen genommen; die Griechen flohen beim ersten Anblick der Schwäbischen Vorhut und breiteten im Lager aus: „Das unbezwungene und eiserne Volk der Alemannen nahe auf eisernen Rossen; besser fliehen, denn die furchtbaren Männer erwarten.“ Dieser Mahnung folgte das ganze Heer, und eilte über Philippopel, welches von den Einwohnern verlassen wurde, nach der Hauptstadt des Griechischen Kaiserthums. So erquickten endlich die fruchtbaren Thäler Macedoniens den ermatteten Kriegsmann, welchem der Kaiser um so bereitwilliger Ruhe gestattete, je sehnlicher die Rückkehr der Gesandten erwartet wurde. Allein statt ihrer trat ein Griechischer Abgeordneter, begleitet von Leetophorus, einem Ungarischen Grafen, in die Fürstenversammlung, und sprach mit hoffärtiger Stimme also: „Isaac Angelus, der Engel Gottes, die Quelle des christlichen Glaubens, heiliger gesalbter Römischer Kaiser, entbeut dir, Friederich von Teutschland, seinen Gruß! Ich habe vernommen, spricht er, von den Königen Frankreich's und England's, wie du nach Griechenland gezogen bist, um dasselbige zu unterjochen und deinem Sohne Friederich, Herzog von Schwaben, als erbliches Königthum zu übergeben! Solche Botschaft hat mir gerechten

Zorn erregt, also daß ich dir und deinem Volk den Durchzug verwehren will, wenn du nicht deinen Sohn und sechs vornehme Ritter, deren Auswahl dir überlassen ist, als zuverläßige Geisseln stellest! Schließlich verlange ich die Hälfte der Lande, so dein Arm etwa den Ungläubigen entreissen wird!" Kaum wußten Friederich und die Fürsten, ob sie lachen oder zürnen sollten wegen so hoffärtiger Reden. Zuletzt antwortete der Kaiser nach seiner Klugheit: „Wenn man mir, dem Oberhaupte der Teutschen Nation, die Gesandten, so gleich Räubern geplündert zu Konstantinopel in unritterlicher Haft schmachten sollen, ausliefert, will ich, sofern es die Ehre Gottes und des Reiches duldet, dem Willen des Griechischen Königs niemals entgegen handeln!"

Also wurde der Bote entlassen, dem Teutschen Kriegsvolke aber das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Umsonst suchte eine Griechische Besatzung die feste Burg Scribention zu vertheidigen; Heinrich von Callentin, kaiserlicher Marschalk, nahm sie beim ersten Sturm; in kurzer Zeit kamen ausser Philippopel zehn andere Städte in die Gewalt der Teutschen. So groß war die Beute, daß Tapeten und seidene Gewänder ihren Werth verloren, und Gold wie Silber dem Krieger eine Last zu seyn schien. Nur unerbittliche Strenge konnte die Leidenschaften, welche plötzlichen Reichthum zu begleiten pflegen, dem Kriegsgesetze unterordnen. Weil, trotz der Niederlagen, Isaac Angelus im Hochmuthe verharrte, so zog Herzog Friederich wider die Stadt Adrianopel und schlug den Feind in einer zweiten Feldschlacht, daß der Griechische Kaiser erbebte, bei allen Heiligen treues Bündniß gelobte, wenn ihm etliche Ritter als Unterpfand übergeben würden, und auch, zum Zeichen friedlicher Gesinnung, die Gefan-

genen in Freiheit setzte. Friederich aber antwortete mit kaiserlicher Hoheit: „Wenn uns Isaac, der Griechen König, Sohn, Bruder, Oheim, Kanzler, Marschalk und Truchseß als Geisseln schicket, den Zug durch seine Lande und über den Arm des heiligen Georg's in christlicher Treue gestattet, und Lebensmittel in Fülle reichet, dann wollen wir schwören, daß wir ohne böse Absicht und sonder Geiz nach weltlichem Ruhm gen Griechenland zogen.

Unbeschreiblich war die Freude im Teutschen Lager, als die sichere Kunde anlangte, der Graf Rupert und die andern Herren kehrten nach langer Haft zurück. Mehr denn dreitausend Reisige verließen Philippopel, eilten den Kommenden über sechs Meilen weit entgegen, tummelten, wie im Kampfspiel, ihre Rosse, und sangen mit so lauter Stimme Kriegs- und Freudenlieder, daß die Griechen, welche den Grafen Rupert geleiteten, vor Schrecken zusammenfuhren. Aber der Herzog von Schwaben beruhigte sie, andeutend, die Teutschen pflegten ihre Freude laut zu äussern. Darauf nahete sich der Zug durch dichtgedrängte Schaaren des Kriegsvolkes den Thoren von Philippopel; Etliche sangen: „Ersehnte ihr seyd wiederkommen!“ Andere: „Heute ist Herre dein Tag!“ und tanzten nach der Hörner und Trommeten Schall. Aber die Menge schwieg ehrerbietig, als der graue Kaiser aus seinem Hause trat, den Herzensfreunden in die Arme sank, und mit Thränen im Auge ausrief: „Ich danke Gott! Denn meine Söhne starben und sind wieder auferstanden! Sie gingen verloren und sind wieder gefunden worden!“

Darnach erzählte der fromme und beredte Bischof von Münster von allen ausgestandenen Leiden, und wie die arglistigen Griechen am Hellespont eine See-

und Landmacht gesammelt hätten, um das durch die Länge und Beschwerde des Weges ermüdete Kreuzheer anzugreifen.

Kaiser und Fürsten brachen ob des Frevels, welchen man an Teutschen Männern verübt hatte, in helle Thränen aus, und gelobten, demv errätherischen Feinde nimmer zu trauen. Als daher am folgenden Morgen die Griechischen Boten ihre Bitte um Bündniß erneuerten, wiederholte Friederich die gegebene Antwort, und fügte noch diese Worte bei: „Wir können uns nicht genug verwundern und halten's für sehr schimpflich, daß unser Bruder unsern Namen, der, wie viele Fürsten, Könige und Lande wissen, Friederich heißt, in seinem Schreiben zu übergehen pflegt. Und doch hat uns Manuel, des Grichischen Königes Vorfahre, selbst in den Zeiten der heftigsten Fehde, stets die gebührende Ehre gegeben. Seit Karl der Große, glorreichen Andenkens, das Regiment der Stadt Rom gewonnen, ist das heilige Röm. Reich an die vierhundert Jahre bei uns Teutschen gewesen. Ich aber rühme mich, durch der Fürsten einmüthigen Willen und die Gnade Gottes das Kaiserthum erlangt und achtunddreißig Jahre lang verwaltet zu haben. Wir wollen demnach, damit ihr es merket, in Zukunft kein Schreiben eures Herrn annehmen, in welchem nicht kaiserlich' Nam' und Würde in aller Gebühr angezeigt werden. Euer Herr nennet sich heilig; das ist aber in Treuen eine wunderbare Heiligkeit, so tugendhafte und ehrbare Männer Teutscher Nation Anfangs mit dem Kuß des Friedens empfängt, darnach aber einkerkert, und durch Hunger und Blöße bis auf den Tod quälet! Gott der Allmächtige möge uns vor solcher Heiligkeit bewahren!“

Diese Antwort hörten die Griechischen Gesandten mit großer Beschämung an, und hinterbrachten ihrem

Herrn Alles, was vorgefallen war. Der erschrack, machte Frieden, verhieß Lebensmittel und unentgeltliche Ueberfahrt nach Asien, und stellte zum Unterpfand der Treue neunhundert Geisseln.

Das zwölfte Kapitel.

Wie der Kaiser Friederich mit den Ungläubigen streitet, und im Lande Cilicien stirbt.

So lange die Kreuzfahrer in Adrianopel, Philippopel und andern Griechischen Städten verweilten, übte der Kaiser unerbittliche Strenge gegen Alle, so aus Uebermuth oder Leichtsinn die Kriegsordnung verletzt hatten. Etliche wurden am Leben gestraft, Andere, auf der Unzucht ertappt, mit den Buhldirnen öffentlich gegeisselt und aus dem Lager getrieben. Als endlich Ostern des Jahres eilfhundert und neunzig erschien, und milde Frühlingslüfte brachte, da erwachte in den Herzen der Ritter die Begierde nach Streit und Gefahr. Also erhob sich das Heer zu dem Wasser, welches die alten Griechen Hellespont, die neuern Arm des heiligen Georg genannt haben. Zuerst setzte der Herzog von Schwaben den dreiundzwanzigsten März bei Gallipoli über; darauf folgten die andern Abtheilungen auf Griechischen Schiffen, so fünf Tage und fünf Nächte lang hin- und zurückruderten.

Nachdem alles Volk den Boden Asiens betreten hatte, stieg der Kaiser unter dem Schall der Trommeten, Hörner und Pfeifen am achtundzwanzigsten März in ein köstlich geschmücktes Fahrzeug, warf sich, nach glücklicher Ueberfahrt, am Ufer auf die Knie, betete zu Gott um Seegen, und sprach dann gestärkt mit den Worten Josua's zu den umherstehenden Teutschen:

„Siehe, der Herr hat dies Land in unsere Hände gelegt! Brüder, seyd stark und unverzagt!

Nach etlichen Tagen brach das Heer auf und zog in großer Ordnung über das Gebirge, welches die alte Landschaft Troas von Mysien trennte. Vieles Gepäck mußte verbrannt oder zurück gelassen werden; denn der enge, durch Regen schlüpfrige Weg gestattete oft nur Maulthieren einen sichern Tritt.

Kaum war der beschwerliche Uebergang über den Fluß Avelonica (Lycus?) am dritten April [227]) vollzogen, so brachen Griechische Räuberhorden hervor und richteten unter den Nachzüglern nicht geringe Verwüstung an. Bei dieser Gelegenheit hat ein gemeiner Kriegsmann, aus der Schwäbischen Stadt Ulm gebürtig, ein denkwürdiges Beispiel heldischer Geschwisterliebe aufgestellt. Als er nämlich unter den Erschlagenen auch seines Bruders verstümmelten Leichnam entdeckte, stieg Anfangs Schmerz, dann Rache auf. Von zehn Genossen begleitet, folgt er den Spuren der Mörder, dringt in einen dichten Forst und erblickt nach langem Suchen zehn der feigen Gegner. Allein der Zugang war schwer, fast unmöglich; denn ringsum breitete sich ein tiefes, breites Wasser aus. Als nun die Gefährten, am Gelingen des Unternehmens verzweifelnd, zur Heimkehr mahnen, spricht der Ulmer: „Verweilet hier eine kurze Zeit! Das Blut meines Bruders will ich von jenen Bösewichtern fordern.“ Mit diesen Worten wirft er sich in den See, gewinnt das andere Ufer, stürmt vorwärts und weicht nicht eher, als bis neun Feinde den gewaltigen Schwertstreichen erliegen, der zehnte aber, sein Leben zu retten, in die Fluth springt und hier den verdienten Tod findet. Darauf kehrt der Sieger, jetzt beruhigt, in das Lager zurück [228]).

Ungeachtet dieser Warnung setzten die Griechen ihre Heimtücke fort. Da ergrimmten die edlen Herren Ulrich, Graf von Kyburg, Friederich von Berguen, Kunrad, Graf von Doremberg *), und vernichteten das Raubgesindel. Unter solchen Beschwerden zog das Kreuzheer langsam vorwärts über Aegea, Sardes und andere uns unbekannte Städte Kleinasiens. Am fünfundzwanzigsten April wurden zu allgemeiner Freude die Thürme der christlichen Stadt Philadelphia erblickt, welche Lebensmittel verhieß, wenn die Pilgrimme in einer mäßigen Entfernung lagern und strenge Mannszucht halten wollten. Als diese Bedingung, bereitwillig angenommen, von etlichen Reisigen verletzt wurde, so fielen Philadelphia's Einwohner in hellen Haufen heraus und trieben die Schaar der Fremdlinge mit Gewalt zurück. Da schalt Kaiser Friederich auf die Uebertreter des Vertrages, und gebot, daß alle Kriegsmänner sogleich aufbrechen, und, trotz der drohenden Hungersnoth, über einen hohen Berg, der Philadelphia von Klein-Tripolis (Hierapolis) trennt, ziehen sollten. Alle gehorchten ohne Murren und begannen die Fahrt unter mannigfaltigen Drangsalen; Bald sanken vor Erschöpfung Ritter und Rosse nieder. Unweit der Stadt Laodicea, an den Grenzen des Türkischen Reiches erbaut, wurde auf etliche Tage Halt gemacht, damit sich die Pilgrimme für die folgende, noch größere Gefahr durch Ruhe und Speise stärkten. Ohne diese verständige Maßregel hätte die Noth über den Willen gesiegt. Denn kaum war man etliche Meilen weit südwärts gezogen, als zahlreiche Schwärme der Ungläubigen erschienen, bei Tag und Nacht die Hinterhut angriffen, und am ersten Mai, obschon ver-

*) Ob ein Ahne des herrlichen Franzosenfeindes?

geblich, die äusserste Kraft anstrengten. Nur schwach hatten sich bisher die Teutschen vertheidigt; denn Friederich wollte nicht glauben, daß die feindlichen Völker im Dienste des Sultans von Cogni wären, welcher durch wiederholte Botschaften Freundschaft gelobt hatte. Sobald aber die Gesandten des meineidigen Fürsten heimlich das christliche Lager verließen und den Dollmetsch Gottfried, einen gar weisen Mann, mit sich davonführten: da ergrimmte der Kaiser und gab das Zeichen zum Angriff. Sogleich stürzten die gepanzerten Ritter in die feindlichen Schaaren und sprengten sie ohne Anstrengung auseinander. Als dies der Sultan vernahm, beschloß er, eine allgemeine Schlacht zu wagen, bevor die Fremdlinge in das Herz seiner Lande einrückten. Auf den Ebenen von Finiminum (Philomelium) breitete sich daher gegen Abend des dreizehnten Mai die Türkischen Völker in unabsehbaren Reihen aus und brachten Entsetzen über die von Hunger und Kampf ermatteten Christen, deren viele kaum zu stehen vermochten.

Sobald der Kaiser diese Noth bemerkte, berief er den beredten Bischof von Würzburg, und bat ihn, daß er durch das Wort Gottes und die Erinnerung an den Tag des Herrn — es war Pfingsten — das Gemüth der Krieger aufrichten möchte. Freudig gehorchte der Bischof, und redete also zu den Christen: „Der heutige Tag und die Gefahr, so uns umstellt, treiben mich an, euch etliche Worte der Stärkung zu sagen! Vor der Erscheinung des heiligen Geistes hatten die Jünger kein gewisses Unterpfand der göttlichen Gnade, und schwankten, wie es Sterblichen begegnet, zwischen Irthum und Wahrheit. Als aber der Tröster kam, da entglüheten sie vom Feuer göttlicher Liebe, und verachteten, um Christi willen, jedes Schrecknis des

Todes; da blühete durch ihr Leiden, durch ihr Martyrthum die Kirche Gottes auf in freudiger Stärke. — Wir aber, theure Brüder, leben täglich im Kampfe für den Erlöser; fallen wir — wohl uns dann — ein ewiges Leben ist unser Lohn, ein stetes Wachsthum der Kirche unsere Frucht. Lasset uns demnach diese Gnadenzeit benutzen und alle Traurigkeit verbannen! Dann wird der Geist Gottes, welchen wir heute in Demuth verehren, auch unser Tröster seyn! — So werdet denn stark und unverzagt, und flehet zu Gott und dem heiligen Georg, daß er euch beistehe in den Tagen der Bedrängniß! Der Herr wird euer Hort seyn! [229]) Als darauf auch der Kaiser etliche Worte sprach, wurden alle Krieger so freudig, daß sie nach Teutscher Art den Schlachtgesang anstimmten und ruhig die Morgenröthe des folgenden Tages erwarteten. Bei ihrem Erscheinen lagen Ritter und Knappen auf den Knieen, bekannten unter vielen Thränen ihre Sünden, und empfingen von den Priestern die Weihe zum Tode.

Darauf ordnete der Kaiser die Schlacht; im Vordertreffen er selbst, weil vom ersten Angriff die Entscheidung abzuhängen pflegt; die Mitte wurde dem Grafen Rupert, die Hinterhut dem Herzog Friederich übergeben. Kaum hatten sich die Fähnlein geordnet, als die Söhne des Sultans mit ihrem Volk unter gräßlichem Geschrei heransprengten, aber so tapfer empfangen wurden, daß sie nach kurzem Widerstand in Verwirrung das Schlachtfeld räumten.

Während dieses geschahe, hatten zehntausend Türken den Schwäbischen Herzog vom Hauptheere abgeschnitten und auf allen Seiten umringt. Der Herzog, welchem ein Schleuderstein zween Zähne eingeworfen, verzagte nicht, und jagte unter dem Zeichen des leben-

digmachenden Kreuzes mit zweitausend Rittern den Feind in die Flucht.

Jubelnd begrüßte am Abend des blutigen Tages der siegreiche Vater den heldischen Sohn, und sprach: „Die Narbe dieser Wunde wird ein Zeichen deiner Tapferkeit seyn, und männiglich verkündigen, daß du für den Herrn gestritten hast!“ Darauf wurde Gott für die wunderbare Rettung seines Volkes gepriesen. Auch versicherte ein Schwäbischer Ritter von Helfenstein, er habe mitten im Schlachtgewühl den heiligen Georg an der Spitze von weiß gekleideten Engeln erblickt, und gesehen, wie durch seine Hand des Sultans ältester Sohn Mylches (Ar. Kotboddin) zu Boden gestürzt worden sey [230]), das werde er auf Verlangen durch die Feuerprobe beweisen. Solche Rede erfüllte Ritter und Knappen mit neuem Muthe, also daß sie unverzagt weiter zogen und den Bewegungen des flüchtigen Feindes folgten. Diesen rettete zum Theil die Treulosigkeit eines Türkischen Wegweisers, welcher, den unvermeidlichen Tod verachtend, die Christen in eine wüste Sandgegend führte. Bald entstand bei der brennenden Tageshitze ein so großes Elend, daß Etliche, so vor Erschöpfung zurückblieben, das Blut hingesunkener Rosse tranken. Sobald der Kaiser dieses vernahm, ließ er Halt machen, damit nicht die Unglücklichen verschmachteten oder in die Gewalt der Heiden fielen.

Also lagerten die Kreuzfahrer am Abend des funfzehnten Mai in einer öden, vom Feinde beunruhigten Gegend. Die Nacht war schauervoll. Den brennenden Durst zu stillen, wühlten hier Etliche im Boden, dort Andere in den Eingeweiden der Zugthiere; Wehklagen, Stöhnen der Sterbenden, Zusprüche der Freunde, Gewieher der Rosse wechselten mit dem wilden Jubel-

geschrei der Türken, welche in zahlreichen Haufen umherschwärmten und sich weideten an den Leiden ihrer Feinde. Der sehnlichst erwartete Morgen brachte keine Hilfe; die meisten Pferde mußte man auf der Lagerstätte zurücklassen; ja etliche Christen verzagten und suchten Hilfe bei den Ungläubigen. Da sprach der Kaiser: „In unserm Heere muß sich Spreu vom Weizen sondern. Kein Glück würde kommen, wenn jene Frevler in unserer Mitte verweilen wollten.“

Am Abend des sechszehnten Mai wurde das Lager an einem zwar wasserarmen, doch hin und wieder mit Gras bewachsenen Orte aufgeschlagen. Alsbald erschienen Abgeordnete des Sultans und verhießen Frieden, wenn die Pilgrimme männiglich einen Goldgulden bezahlen und das Land Armenien abtreten würden. Friederich aber antwortete: „Ein Kaiser der Teutschen pflegt Zins zu empfangen, nicht zu geben. Mit der Hilfe Gottes, für welchen wir streiten, soll uns das Schwert einen sichern Weg bahnen. Doch wollen wir eurem Herrn freiwillig Geschenke verehren. Da nehmet diesen Maulat, die allerschlechteste und geringste Münze unter der Sonne und ein Abbild des Königs von Cogni.“ 232) Die Gesandte, unter welchen ein Sohn Salaheddin's gewesen seyn soll, eilten mit folgender Drohung hinweg: „Morgen um die dritte Stunde werden die Streiter des Propheten erscheinen und euch zum Kampfe fordern.“

Als darauf ein Kriegsrath gehalten wurde, hörte man zwiefache Meinung. Etliche, der langen Drangsal müde, wollten Cogni vorbei, gerade nach Armenien ziehen; Andere lobten des Kaisers Standhaftigkeit, und erklärten sich für die Bestürmung der heidnischen Hauptstadt; denn besser sey es, mit einemmal zu fallen, als jeden Tag eines schmählichen und langsamen Todes

sterben. Als darauf Friederich dem heiligen Georg eine Kirche gelobt und die Seinen durch kräftige Worte ermuthiget hatte, so geschah in der Frühe des achtzehnten Mai der Aufbruch gen Cogni.

Nach kurzen, aber blutigen Gefechten lagerte das Kreuzheer unfern der feindlichen Stadt in dem weiten und grasreichen Thiergarten des Sultans. Sogleich wurden die Vorbereitungen zur entscheidenden Schlacht getroffen. Indeß fünfhundert Ritter unter Friederich von Schwaben die Stadt bestürmten, sollte eine gleiche Anzahl, mit dem Fußvolke vereinigt, den Angriff der Türken empfangen und abschlagen. Zuletzt erhielt das versammelte Heer folgenden Tagsbefehl:

„Niemand soll vor dem Ende der Schlacht auf Beute ausgehen; Niemand einen verwundeten oder sterbenden Freund unterstützen, sondern über den Leib desselben hinwegstürmend, dem Feinde Vernichtung bringen. Wer noch Lebensmittel besitzt, soll sie dem Dürftigen mittheilen; denn der morgende Tag wird uns insgesammt bereichern. Entweder Sieg und der Lebensgüter Fülle, oder Tod und Gemeinschaft mit Christo wird unser Loos seyn."

Die folgende Nacht entsprach dieser ernsten Ankündigung; denn ein furchtbarer Sturm mit Donner und Blitz brach los, und riß viele Zelte nieder; kein Schirmdach widerstand dem herabrauschenden Regen. Aber kaum brach das erste Frühroth an, als die Gewölke vor der aufsteigenden Sonne verschwanden. Die Christen, von Siegeshoffnung erfüllt, rüsteten zum Streit. Umsonst bot jetzt der Sultan Frieden; der Kaiser begehrte die Auslieferung Gottfrieds, und daß verständige Männer die Unterhandlung führten. Als darauf die Boten ohne Antwort abzogen und die Sonne schon hoch stand, brach Friederich von Schwaben wider

Cogni auf. Unterwegs traf er auf den Dollmetsch Gottfried, dessen Anrede: „Vorwärts ihr Gesegnete des Herrn! Gott hat diese Stadt in eure Hände gelegt," allen Rittern für ein günstiges Zeichen galt. Darauf erhob sich ein heftiger Streit, indem die Ungläubigen hinter Mauern und Wällen dem Teutschen Ungestüm lange widerstanden. Endlich brach der Herzog durch und drang mit dem Feinde zugleich in die Stadt ein.

Während sich dieses zutrug, wurde das christliche Lager von fast zweimalhunderttausend Türken bedrohet. Bestürzung fiel auf die Kreuzfahrer, als das zahllose Heer mit blitzenden Waffen näher rückte; die Priester verhüllten ihr Haupt, um würdevoll zu sterben, die Knappen zagten, und ein Ritter blickte ängstlich den andern an. Selbst der Kaiser verlor auf etliche Augenblicke die sonst unerschütterliche Ruhe, und sprach mit Verlegenheit: „Mein kaiserlich Haupt wollt' ich hingeben, wenn wir zu Antiochien wären! — Doch was zaudern wir? was sind wir traurig? Christus streitet für uns! Dies ist der Lohn für den Krieger Gottes! Wohlan, meine Brüder, die ihr auszoget durch euer Blut das Himmelreich zu gewinnen, lasset uns mannlich kämpfen!" Darauf wendet der graue Held sein Roß und wirft sich in den Feind. Alle Kriegsmänner folgen; bald bedecken Haufen flüchtiger oder getödteter Türken das Schlachtfeld; die Christen zogen jubelnd in Cogni ein, und fanden reichlichen Ersatz für die vierzehntägige Drangsal. Kelysi Arslan überlieferte sich am Abend desselbigen Tages der Gnade des Siegers, und gelobte zu thun, was dieser gebieten würde. Solches meldete eine Türkische Gesandtschaft, welche nach demüthiger Rede dem Teutschen Kaiser ein wunderschönes Gefäß überreichte, aus einem hellscheinenden,

grünen Smaragd sehr kunstreich gemacht, und mit dem köstlichsten Balsam gefüllt. Friederich nahm zwar das Geschenk an, warf es aber alsbald zu Boden, daß viele Scherben umherflogen, und redete darauf also: „Ich allein will diese Kostbarkeit nicht! Die Genossen der Noth mögen auch den Lohn mit mir theilen und nehmen, was ihnen beliebt!" Da sammelten die umherstehenden Kriegsgesellen nach Lust die Trümmer des Gefäßes, und bewunderten schweigend die Großmuth ihres Herrn und Meisters [233]. Er, dessen Gedanken Jerusalem, das heilige Grab, den Salaheddin, der Christenheit Widersacher, umfaßten, handelte nach der Billigkeit, nahm zwanzig vornehme Geisseln, gab dem Sultan sein Reich zurück, und brach, von den Türken geleitet, am 26. Mai, nach Süden auf.

Bis zum hohen Gebirge Taurus, welches die Halbinsel Kleinasien von Morgen gen Abend durchschneidet, und auf der Südseite des Reiches Cogni mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel erhebet, zogen die Kreuzfahrer ohne Beschwerde, und verkürzten den Weg durch freundliches Gespräch über bestandene Gefahren und Leiden. Da mochte das Volk vor Allen seinen Kaiser verherrlichen, der, wie verjüngt, ein Beispiel unerschütterlicher Standhaftigkeit gegeben und unter den Gesellen einen rühmlichen Wetteifer entzündet hatte. Daher kein Wunder, wenn Thaten geschahen, welche, obschon von glaubwürdigen Schriftstellern verbürgt, an das Mährchenhafte grenzen. So wurde, wie Friederichs Begleiter meldeten, vor der Schlacht bei Cogni ein Teutscher Ritter von ungewöhnlicher Größe und Leibesstärke durch die Müdigkeit seines Rosses gezwungen, dem Hauptheere in weiter Enfernung zu folgen. Plötzlich sahe er sich angefallen von funfzig Sarazenischen Reitern, so, verwundert ob der Gewal-

tigkeit des Fremdlings, nur in weiter Entfernung blieben und vergiftete Pfeile schossen, die aber an der Rüstung des Teutschen abprallten. Endlich nahete sich einer der Ungläubigen und begann sein Schwert zu zücken. Da hieb der christliche Held mit seiner starken Faust in einem Streich beide Vorderfüße des feindlichen Rosses ab, und zersplitterte gleich darauf dem Gegner, der mit seinem Thier ein Leib zu seyn schien, den Kopf, die Brust, den Bauch, auch zu theuerst den Sattel des Pferdes, also daß auf die anderen Sarazenen Schrecken und Bestürzung fiel.

Unterdessen hatte die Mähre von der Annäherung des Kaisers fast alle Theile der Kleinasiatischen Halbinsel erreicht, und die Ungläubigen mit Furcht, die Gläubigen mit Hoffnung erfüllt. Viele Armenier, größtentheils Christen, eilten in das Lager der Kreuzfahrer, und führten sie über das hohe und wüste Gebirge Taurus. Rauh war der Weg, schrecklich die Hungersnoth. Den Zug zu beschleunigen, mußten viele Panzer, Helme und andere Waffenrüstungen auf einen Haufen gethürmt und verbrannt werden. In diesem Zustande erreichte man endlich Armenien, und lagerte an den Ufern des Flusses Calycadnus (Saleph) bei der Stadt Seleucia, mit dem Zunamen der rauhen.

Etliche Tage ruheten Ritter und Knappen, oder trieben allerlei Waffenspiel; Viele fanden auch Lust in dem klaren Gewässer des Saleph die Hitze der Jahrszeit zu kühlen. Der alte Kaiser gedachte der fröhlichen Jugendjahre, und wollte nach geendigtem Mittagsmahl am zehnten des Brachmonats baden. Da erschracken die anwesenden Herren, dachten an Joachim, Abt in Kalabrien, und an den gewaltigen Erdstoß, welcher vor etlichen Tagen bei heiterem Himmel geschehen war.

Aber Niemand wagte es, die bange Ahnung laut werden zu lassen.

Der Kaiser bestieg sein Roß, und eilte, von etlichen Freunden begleitet, nach dem Ufer des verhängnißvollen Stromes. Alsbald zog der Greis die schwere Rüstung aus, legte das Schwert, noch gefärbt vom Blute der Ungläubigen, sammt dem andern Zeug zusammen, und sprang in den Calycadnus, um schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen. Angstvoll schaueten die Ritter auf ihren Meister, der Anfangs mit kräftigem Arme die Wellen durchschnitt, plötzlich aber von einem Strudel ergriffen in den Tiefen verschwand.

Da erhob sich ein Wehklagen unter Rittern und Knappen, und Alle sprangen in die Fluth, das theure Haupt zu retten. Allein das grausame Wasser forderte Todtenopfer; zwei Sächsische Grafen, Ludeleff und Willebrant von Hallermunt, fanden ihr Grab. Der Kaiser wurde endlich leichenblaß und besinnungslos an das Ufer, von da nach Seleucia gebracht.

Eitel waren die Mittel, den Erstarrten ins Leben zu rufen. Endlich gegen Abend, als die Sonne ihre letzten Strahlen entsandte, schlug der sterbende Held die Augen auf, und erblickte die Gefährten seiner Thaten stumm, von Schmerz niedergedrückt. Und dieser Anblick gab dem Kaiser Stärke, daß er die Hand seines Sohnes Friederich ergreifen und diese letzten Worte sprechen konnte: „O Gott, hochgelobet in Ewigkeit,

der du mich armen Sünder, als ich auf die Welt kam, durch das Wasser neu geboren hast, ich bitte dich, du wollest mich jetzt, gleich als durchs Wasser wieder gereiniget, zu dir ins ewige Leben nehmen! O Jesu Christe, nimm meinen Geist auf!“

Nach diesem Gebete entschlief der Kaiser Friederich zu einem himmlischen Leben im neunundsechszigsten Jahre seines irdischen Wandels, am Tage St. Barnabä, den zehnten des Brachmonats, im eilfhundert und neunzigsten Jahre nach der Geburt des Weltheilandes [234].

Alsbald erhob sich lautes Wehklagen unter dem christlichen Volk, welches sein Licht verloren hatte, und Viele sprachen zu einander: „Wer will uns führen auf dieser Pilgrimfahrt? Denn unser Hort und Erretter ist gefallen. Jetzt werden wir seyn, wie irrende Schaafe in Mitten reissender Wölfe, und Niemand mag uns schirmen.“ Als aber Friederich, Herzog von Schwaben, die Betrübniß des Volkes sahe, und wie es vier Tage und vier Nächte lang fast keine Speise nahm, da wurde er standhaft und redete also: „Mein Vater ist in das Himmelreich gangen. Tröstet euch und bleibet standhaft, wie es frommen, Teutschen Männern geziemt, und Gott wird sich unsrer erbarmen!“ Die Wallbrüder wurden durch diese Worte also gerührt, daß sie abließen vom Klagen, den Leib ihres Kaisers feierlich salbten, und den Herzog zu ihrem Führer erwählten, welchem männiglich in Freud als Leid gehorsamen sollte.

Viele thaten zum Zeichen ihrer Trauer das Gelübde, keine Kleider anzulegen, und nur die eiserne Rüstung auf dem bloßen Leibe zu tragen. Strenge Keuschheit und unerbittliche Bestrafung des Sünders wurde von Allen nicht nur gelobt, sondern auch gehalten.

Darnach führte der junge Friederich das Volk über Tarsus gen Antiochien, dessen Fürst, von den Ungläubigen hart bedrängt, die Teutschen mit aller Freundlichkeit aufnahm. Allein bald brachen im Lager der Schwaben, Oesterreicher, Franken und Sachsen so schwere Krankheiten aus, daß Tausende hinstarben, und nur siebentausend, unter ihnen siebenhundert Ritter, die Heerfahrt fortsetzen konnten.

Als sich inzwischen ein großes, feindliches Heer näherte, so nahm der Herzog Friederich, den Muth der Seinen zu beleben, des Vaters Leiche in die Mitte, und zog in völliger Schlachtordnung, mit fliegenden Fahnen, wider den Feind. Und es dachte jeder Ritter und Knappe an den Kaiser, und stritt so mannlich, daß viertausend Ungläubige das Schlachtfeld bedeckten und tausend mit funfzehn Bannern gefangen wurden. Dergestalt hat der Kaiser Friederich, gleich jenem gefeierten Helden der Spanier, Ruy Diaz, noch im Tode die Teutschen zum Siege geführt.

Zu Tyrus, wohin das Kriegsheer zog, wurden die Gebeine des Kaisers in der Stiftskirche beigesetzt, worauf der Herzog Friederich die kleine Schaar gen

Accaron führte, damals von Franzosen, Engländern und Wälschen belagert. Aber drei Tage nach seiner Ankunft raffte ein schnelles Fieber den jungen Helden am zwanzigsten Jenner eilfhundert und einundneunzig hinweg, und mit ihm den letzten Theil der Teutschen Heeresmacht.

Beweisstellen und Rechtfertigungen.

1) Ueber die Lage der Burg Hohenstaufen vergleiche Pahl's Herd. Th. 2; Ammermüller's Hohenstaufen S. 5 — 8. Die Höhenbestimmung ist nach der mündlichen Angabe eines Freundes.

2) Vergleiche über das Grabmal Kaiser Karl's: Dippold's Leben K. Karl's des Großen. S. 220. Aber ob die Jünglinge auch lesen konnten? — Doch die Sage humana divinis miscet.

3) Vergl. Historia Friderici I., ein seltenes Buch, welches die Berner Bibliothek besitzt, und Felix Fabric. historia Suevorum. bei Goldast; Suevicarum rerum scriptores. p. 101.

4) Vergl. Dissertatio de Friderico I. in Wegelin's: thesaurus rerum Suevicarum tom. II. p. 324.

5) Das Chron. Urspergs. p. 274 ed. Basil. leitet das Welfische Geschlecht von den Völkern ab, welche unter Valentinian das Römerreich erschütterten; Sundheim de Guelfis. ap. Leipniz SS. rerum Brunsvicensium. t. I. p. 817. nennt die Franken als Stammältern, während Falkenstein: Geschichte Baierns Th. I. S. 322 dasselbe von den Agilolfingen behauptet.

6) Quellen dieser Sage sind: Bucelin's Germania sacra. t. II. p. 363. Kruse's (Crusius) Schwäbische Annalen Th. I. S. 286 der Moserschen Uebersetzung.

7) Vergl. über das Ganze der Erzählung: Origines Guelphicae. t. II. p. 199, über Eticho's Einsiedelei: Joh. Müller's Recension der Hormayerischen Beiträge zur Geschichte Tyrol's; Werke. Th. XVIII. S. 337.

8) Origines Guelph. t. 2. p. 202. und Pfister's Geschichte von Schwaben. Th. 2. S. 76, ein Werk, dem ich viele Belehrung verdanke.

9) Otto Frising. l. I. c. 8. Lehmann's Speierische Chronik, S. 409 der Frankfurter Ausgabe.

10) Plank Geschichte der kirchlichen Gesellschaftsverfassung Th. 4. S. 299.

11) Die Beweisstelle: Dodechini append. ad Mar. Scotum ad a. 1125 bin ich dem Herausgeber des Guntherus Ligurin., Hr. Dungé, schuldig.

12) Otto Frising. de gestis Friderici I. l. c. 21.

13) Lehmann. S. 433.

14) Otto Frising. Chron. l. VII. c. 23.

15) Agnes, Kunradens Mutter, wurde nach dem Tode ihres ersten Gatten mit dem Markgraf Leopold IV. von Oesterreich vermählt. Vergl. Pfister Th. 2. S. 190.

16) Denselben S. 192.

17) Vergl. Mascov. Commentarii de rebus imperii sub Conrado III. l. 3. c. 13.

18) Chronic. Pantaleon. b. Eccard. scriptores rerun G. S. 931. Lehmann S. 435.

19) Ort und Jahr der Geburt K. Friederichs sind noch streitig; für Hohenstaufen spricht Felix Fabri p. 100; für 1121 das fast einstimmige Zeugniß der Schriftsteller des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, in welchem bei weitem mehr wahrhafte Lust an vaterländischer Geschichte wohnte, als in unseren bald nach Indien, bald nach Amerika schiffenden Zeiten. Daher ist bei dem ausdrücklichen Schweigen der Chroniken des zwölften Jahrhunderts die Bürgschaft eines Crusius und Lehmann immer sicherer, als die trügerische Treuherzigkeit heutiger Schönpflästerer.

20) Wegelin thesaurus rerum Svevicarum t. 2. p. 190.

21) educatus ludis militaribus. Otto Frising l. I. c. 25.

22) Das einundzwanzigste Jahr war gewöhnlich für die Aufnahme in den Ritterstand bestimmt. Vergl. St. Palaye Th. 2. S. 183. 231.

23) Otto Frising l. I. c. 25. Aventin. Annales Bojorum p. 386. Zschokke im ersten so romantischen Theil seiner Baierischen Geschichte S. 377 läßt die Belagerer Turnspiel treiben.

24) Vergl. Müller's Schweizergeschichte Th. 1. S. 282.

25) Nicetas in Wegelin's thesaurus rerum Suevic. t. 2. p. 346.

26) Chron. Pantaleon. p. 994. b. Eccard.

27) Schwabenspiegel Nro. 95. b. Schilter.

28) Königshoven's Chronik S. 102 der Schilterischen Ausgabe.

29) Oelenschläger's Erläuterungen zur goldenen Bulle S. 357.

30) Diesen Zug erzählt Günther l. I. v. 460. coll. Otto Fris. d. g. F. l. II. c. 3.

31) Otto Fris. l. 2. c. 5, dessen Zeugniß durch Mallet's Bemerkungen in der histoire de Danemarck t. 3. p. 263. nicht entkräftet wird.

32) Sismondi's Geschichte der Italiänischen Freistaaten Th. 1. S. 112. der Teutschen Uebersetzung.

33) Sigonius de regno Ital. l. VII. p. 175.

34) Sigonius l. X. p. 242.

35) Vergl. die Bemerkungen des um die Geschichte der Teutschen Städte hochverdienten Sartorius Geschichte der Hanse Th. 1. S. 20.

36) Die nähere Beschreibung der Stadtfahne geschieht auf S. 118.

37) Otto Frising l. 2. c. 13.

38) Die Ursachen gibt schon Thucyd. l. IV. c. 21 an; wie denn überhaupt das Studium dieses Schriftstellers dem Betrachter des Mittelalters unentbehrlich ist.

39) Sigonius l. VIII. p. 194 ad a. 1027.

40) Constitutio Cunradi Salici b. Muratari. Antiq. Ital. med. aevi t. I. p. 609. Ich habe jedoch nur den Italiänischen Auszug benutzen können, t. III. p. 1. p. 26. u. 6. Daß die städtische Freiheit auch in Teutschland Kunrad's Schirm gefunden hat, erhellet aus der merkwürdigen Aeusserung des Ricobald Ferrar. b. Oehlenschläger S. 304; verglichen mit dem Kaiserrecht IV. c. 1.

41) Fichte über Machiavelli (in den Musen, herausgegeben von Fouquet) spricht darüber ein tiefsinniges Wort, welches durch die Geschichte Bestätigung erhalten hat. „Im Mittelalter nannte eine Stadt sich frei, nachdem sie von dem Reiche, das in der Entfernung nie schützte, sich losgerissen

hatte. So sind die Republiken in Italien und die in Helvetien, welche letzteren durch ihren Bund einige Vortheile vor den ersten hatten, wiewohl derselbe auch innerliche Kriege herbeiführte, entstanden. Der ganze Erfolg dieser Befreiungen lief in der Regel darauf hinaus, daß man, statt ein Glied der großen Anarchie zu bleiben, sich seine Anarchie eigens selbst einrichtete, und die Streiche, die man haben sollte, sich von neuem mit eigenen Händen ertheilte."

42) Sismondi Th. 2. S. 8.

43) Vergl. über die Ursachen Thucyd. III. 39. „Ein Staat, der unvermuthet und in kurzer Zeit aufblühet, wird übermüthig."

44) Vergl. Aventin. Annal. Boj. l. VI. p. 386. Gutherus Ligurinus ed. Dumgé. l. III. 335 sq.

45) Sigonius l. XI. p. 277. Otto Fris. d. g. F. l. I. c. 27. ap. Muratori. SS. rerum Ital. t. VI. p. 661.

46) Den Brief der Römer an K. Kunrad III. hat Neander in seiner Schrift: „Der heilige Bernhard" S. 167 übersetzt. Könnte nicht über die Geschichte der Religion Christi ein helleres Licht kommen, wenn die Forscher nach des großen Joh. Müller's Beispiel (Schweizergeschichte Th. IV. S. 234 der Leipziger Ausgabe v. J. 1805) alle einzelne Strahlen, als Werke des frei schaffenden Geistes betrachten und diesen, nicht das Individuum, vergöttern wollten? Arnold von Brescia, noch eine dunkle Heldengestalt des Mittelalters, ist Luthers und der Reformatoren größter Vorgänger; ja er steht wegen der unmittelbaren Beziehung seiner Lehrsätze auf den Staat noch höher. Denn was hilft die Reinigung des Geistes, wenn der Leib, das Werkzeug, fortsündiget?

47) Vergl. Otto Fris. l. 2. 15. Morena ap. Muratori. t. VI, p. 976.

48) Vergl. Helmold's Chron. Slavorum p. 65. ed. Reineccius.

49) Otto Fris. l. 2. c. 22. Lehmann S. 208. können lehren, daß Sismondi's Aeusserung: „der Kaiser redete als ein Despot," Th. 2. S. 87, eine Wälsche Redensart ist.

50) Helmold Chron. St. I. 86 nennt 900 Ritter.

61) Guntherus l. IV. v. 50 sqq. Zur Schilderung der Kaiserkrönung sind benutzt worden Chron. Cassin. ap. Muratori t. IV. p. 151. Schmidt's Geschichte der Deutschen Th. 3. S. 247, verglichen mit der Krönung Friederich's III. bei Oehlenschläger S. 247. Warum wandten nicht die zahlreichen Kammerherren und Zeremonienmeister Teutschlands einen Theil ihrer Muße wenigstens auf das Studium der alten, ehrwürdigen Reichsbräuche?

52) Bericht des Kaisers Friederich bei Muratori tom. VI. p. 635.

53) Buntink's Braunschweigische Chronik.

54) Guntherus l. IV. v. 125 sq.

55) Chronic. rhythm. bei Leibnitz. SS. rerum Brunsvicom. tom. III. p. 51. Die Worte: „Ich gedenke es dir," verdanke ich Zschokke's Baierisch. Geschichte Th. 1. S. 387. Aber beim Nachschlagen der dort angeführten Stellen operam perdidi.

56) Otto Fris. l. 2. c. 24. Guntherus l. IV. 235.

57) Chron. Ursperg. p. 283. ed. Basil.

58) Gunther. IV. v. 396 sq. Das folgende Abentheuer hat Sismondi ohne Zweifel in Günther und Otto von Freisingen (l. 2. c. 27, mit welchem Aventin S. 389 zu vergleichen ist) gelesen, aber dem Wälschen Freiheitssinn, der schon so schwere Leiden trägt, nicht aufladen mögen. Indessen tragen viele Züge der Art zum Verständnisse der Verhältnisse zwischen Teutschland und Italien bei, können auch zeigen, wodurch der Teutsche seine ultramontanische Langmüthigkeit verlor, und welches der Unterschied zwischen Ritter, Reiter und Räuber.

59) Helmold. Chron. Slav. p. 66. ed. Reineccius.

60) Otto Frising. l. II. 27. 32. Aventin. l. VI. p. 389. Oehlenschläger's Erläuterungen S. 89.

61) Diese uralte Strafe hat wahrscheinlich ihren Grund in der Ansicht, daß man williger das Leben, denn die Ehre hingeben muß, nach dem Sprichwort: „Feindes Mund schilt Jeden einen Hund" (Cfr. Menken scriptores rerum Germ. t. 3. p. 14. 15.) Arnold im Chron. Slav. l. VII. c. 2 führt mehrere Beispiele jener Strafe an. Vergleiche noch v. Bünau im Leben K. Friederich's I. S. 55. und Otto Fris. l. 2. c. 28.

62) v. Bünau hat die Beweisstellen S. 67 genau angeführt.

63) Die Adelheit wurde eines bösen Wandels bezüchtiget und 1153 entlassen, Vergleiche Otto de St. Blas. c. 10. ad a. 1185.

64) Morena b. Muratori. tom. VI. p. 119. verglichen mit Pfister Th. 2. S. 207.

65) Otto Fris. l. 2. c. 33.

66) Radevicus de Gestis Friderici I. l. I. 1.

67) Rad. l. c. 7.

68) in contemtum imperii hatten sie Como und Lodi zerstört. Chron. Ursp. p. 217.

69) Radevic l. 8. 9. Otto de St. Blas. c. 8.

70) Radev. l. c. 9.

71) Aventin. VI. p. 390.

72) Guntherus l. VI. 520 sq.

73) Rad. l. c. 11.

74) Hontheim hist. Trevireus t. 1. p. 581.

75) Radevic. l. 16.

76) Rad. l. 20.

77) Rad. l. 23.

78) Rad. l. c. 26. Gunther. VII. 101.

79) Rad. l. 27. Ueber die Vorfälle an der Adda vergleiche das Chron. Germ. bei Reuberi Scriptores rerum vol. 1. p. 147.

80) Chron. reg. ap. Ekkard. t. 1. p. 998. Radevicus über die That des Tyrolischen Grafen Rad. l. 37. Otto et St. Blas. c. 11.

81) Rad. l. 40. Sigon. p. 299. ed. Francof.

82) Chron. reg. verglichen mit Radevic. l. I. c. 41.

83) Rad. c. 43.

84) Rad. 2. 2.

85) Rad. 2. 3.

86) Rad. 2. 4.

87) Rad. 2. 5.

88) Vergl. Goldast. Reichssatzungen Th. 2. S. 12.

89) Rad. l. 2. 7. Krause's Schwäbische Annalen Th. I. S. 615.

90) Es scheint die folgende Verordnung zwar hauptsächlich den Lombardischen Städten entgegenzuarbeiten; aber die allgemeine Giltigkeit des Gesetzes und die ganze Handlungsweise Friederichs rechtfertigen die im Texte geäusserte Ansicht. 2 feud. §. 3. Conventicula quoque in civitatibus, omnesque conjunctiones in civitatibus et extra, etiam occasione parentelae, inter civitatem et civitatem et inter personam et personam omnibus modis fieri prohibemus et in praeteritum factas cassamus, singulis conjuratorum poena unius librae auri percellendis.

91) Vergl. Radev. l. 2. 5. Muratori. antiq. it. m. a. diss. 48. p. 69. des Italiänischen Auszuges.

92) Crusius Schwäbische Chronik Th. 2. 10. B. 17. Kapitel liefert die Verordnung.

93) Radev. l. 2. c. 30. u. 15.

94) Poena fuit descripta illis; direptio rerum, servitium populi, subversio funditus urbis. (Gunther.)

95) Rad. l. 2. c. 37. 38. Gunther l. IX. v. 460 — 560. Diese Mordanschläge, welche Sismondi natürlich übersehen hat, sind wegen ihrer Folgen sehr wichtig. Denn der Teutsche hielt damals den Kaiser für die edelste, beinahe heilige Erscheinung des Zeitalters; daher die Furchtbarkeit des folgenden Zuges. Uebrigens wollen wir keinesweges in dem unglücklichen Mailänder den hohen Freiheitssinn verkennen, der, von Gefahren ringsum bedroht, herrlicher aufblüht, und im leidenschaftlichen Ringen nach dem vorgesteckten Ziele selbst unedle Mittel ergreift. Der Verfolg dieser Geschichten mag zeigen, daß die köstlichste Frucht des Völkerlebens nur durch gewaltige Stürme reift und gewöhnlich auf der Asche eines zerstörten Vaterlandes gedeiht. Die Mailänder kannten vor Zerstörung ihrer Stadt nur die leere Schale, welche, weil Halbheiten Auswüchse sind, vom Schicksale zerrieben wurde, damit der glänzende Kern in einer zweiten, schönern Hülle gedeihen möchte. Sismondi hat diese Zwischenräume und Abstufungen, nach welchen sich die Freiheit entwickelt, wahrscheinlich übersehen, und deswegen gleich von vornen herein die Wälschen als Götter, die Teutschen als herrschsüchtige Teufel dargestellt,

eine Verwechslung der Begriffe, welche dem glühenden Nationalsinne leicht begegnen kann.

96) Crema war aus dem Schutt der Stadt Paraso entstanden. Vergl. Muratori. SS. rer. Ital. t. VI. p. 1028.

97) Otto Morena. p. 1032. ap. Murat. t. VI.

98) Rad. l. 2. c. 42.

99) Chron. Ursperg. p. 220. ed. Reineccius.

100) Guntherus l. X. v. 145.

101) Morena t. VI. p. 1036.

102) Rad. l. 2. c. 45. 46.

103) Rad. l. l. u. Gunther. 10. 108 sq.

104) Chron. reg. ap. Ekkard.

105) Rad. l. 2. c. 47. Gunth. v. 207.

106) Morena. p. 1031.

107) Rad. c. 59. Morena. p. 1045.

108) Chron. Ursp. p. 289. ed. Basil.

109) Quellen dieser Darstellung waren die verschiedenen, genau verglichenen Urkunden, welche Radev. gesammelt hat.

110) Chronicon. reg., verglichen mit Morena p. 1096.

111) Alberici Chron. p. 336. ed. Leibnitz. Das Mittel, verborgene Wasserleitungen zu entdecken, erzählt das Chron. Engelhus. ap. Leibnitz; Scriptores rerum Brunsviciensium t. II. p. 1104.

112) Ueber die Demüthigung Mailand's sind benutzt worden: Burchardus de excidio Milani. ap. Muratori t. VI. p. 916. Morena p. 1108. epistol. Friderici I. ad Eberhardum, im Chron. Reichersb. p. 207, besonders aber das Chron. reg. beim Ekkard.

113) Die Vorfälle bei Laune werden ausführlich und gründlich von Bünau S. 141 — 154 erzählt. Die schleichende Politik Frankreichs offenbart sich schon im zwölften Jahrhundert. Dem vita Alexandri III. (ap. Murat. t. III. p. 1.), welches wahrscheinlich Joh. v. Müllern Anlaß gab, den K. Friederich der Treulosigkeit anzuklagen (Reisen der Päbste), setzen wir das Schreiben an den Herzog von Lothringen entgegen. ap. Freher. t. 1. p. 422.

114) Helmold. Chron. Slav. l. 1. v. 91.

115) Conrad. Chronicon. Mogunt.

116) Acerb. Moren. p. 1129.

117) Derselbe.

118) Sire Raul. p. 1188 und 1186. ap. Murat. t. VI.

119) Krause's Schwäb. Chronik S. 624. des ersten Theils.

120) Doch salvo imperii antiquo jure. Card. Arag. in vita Alexandri III. ap. Murat. SS. t. III. p. I. p. 456.

121) Ferrara z. B. erhielt freie Konsulwahl. Vergleiche Murat. antiq. diss. 48. p. 70. des tom. III. part. I.

122) Etliche nennen 120,000 Mann. Cfr. v. Bünau S. 169.

123) Aventin. p. 393. verglichen mit Pfister Th. 2. S. 218.

124) Otto de St. Blas. c. 18. 19.

125) Chron. Reichersb. p. 218.

126) Welche Zeremonie hatte man bei der Heiligsprechung? Walch's historia canonisationis Caroli M. gibt keine Auskunft.

127) Cranzius l. VI. Saxon. bei Krause Th. 1. S. 631.

128) Morena p. 1148.

129) Morena p. 1148 nennt 2000 Todte. Otto de St. Blas. c. 20. 15,000; Card. de Aragonia p. 458 vergleicht die Niederlage mit der bei Cannae, ohne die Zahl der Getödteten zu bestimmen.

130) Salva imperatoris fidelitate Cfr. Muratori antq. tom. 3. p. I. p. 71.

131) Morena p. 1149.

132) Derselbe p. 1153. Sigonius l. XII. p. 321. ed. Francof. und Vita Alexandri III. p. 459.

133) Ueber die Pest vergleiche Vit. Alexand. l. l. Chron. Ursperg. p. 294. Morena p. 1155. Aventin. p. 395.

134) Morena p. 1157.

135) Derselbe l. l. „projecto guanto."

136) Otto de St. Blas. c. 20.

137) Gastlichkeit, treue Freundschaft und Verbrüderung findet man bis auf den heutigen Tag in den meisten Theilen Pommerns, Mecklenburgs, Holsteins. Die obige Darstellung

wird hoffentlich lehren, daß die Slavischen Völker keineswegs ihrer Natur nach zum Knechtthum neigten; aber durch die Ansiedlung Germanischer Sieger wurde, wie weiland in Griechenland und Rom, ein so drückendes Verhältniß des Klienten zum Patronus — Schirmherrn — begründet, daß noch jetzt im neunzehnten Jahrhundert hier und dort Edelleute des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin vom Blut der Leibeigenen zehren sollen. (Vgl. Luden's „Nemesis“ 9. Bd. 1. Stück S. 144. Jahrgang 1817. Bremer Zeitung vom 18. Oktober 1817). Ist diese Nachricht wahr, so wird ohne Zweifel, wenn nicht baldige Reue erfolgt, die wirkliche Nemesis Gericht halten, und den Dienenden Schiller's Worte zurufen: „Fange Feuer, weibische Gelassenheit, verwilde zum Tiger, sanftmüthiges Lamm, und jede Faser recke sich auf zum Grimm und Verderben!“ Doch manum de tabula!

138) Hauptquelle dieser Schilderung war Helmold. Chron. Slavorum l. 2. 13. l. l. c. 2.

139) Helmold. I. 84.

140) Helmold. l. 2. c. 7 u. 14.

141) Riccius Sammlung von Stadtgesetzen S. 81.

142) Ich hoffe, nach etlichen Jahren das Verhältniß zwischen den Teutschen und Italiänischen Städten genauer entwickeln zu können. Mit Unrecht wird Italien als die Hauptquelle städtischer Freiheit betrachtet; Teutschland verfolgte, wie überall, so auch hier, seine selbstständige Bahn.

143) Helmold. Chron. Slav. 2. 11. «Coarguit principes Saxoniae de violatione pacis, dicens tumultum Saxoniae dedisse Longobardis materiam defectionis.

144) Aventin. p. 365. und Krause Th. 1. S. 633.

145) Dies meldet ohne Angabe der Quelle Le Bret „Geschichte von Italien“ Th. 2. S. 502. Leider konnte ich das Werk nur erst spät benutzen.

146) Muratori Geschichte von Italien Th. VII. S. 220. der Teutschen Uebersetzung.

147) Card. de Arag. Vita Alexandri III. p. 460.

148) Die Quelle der folgenden Belagerungsgeschichte war natürlich Boncompagno ap. Muratori SS. rerum ital. tom. VI.

Daß ich die wohlgelungene Darstellung Sismondi's benutzte, gebot die Schwierigkeit des Gegenstandes.

149) Boucomp p. 931.

150) Derselbe c. 4.

151) Derselbe c. 5 — 9.

152) Derselbe c. 11.

153) Die Gesetze der historischen Anordnung verboten mir, Helmold's ausführliche und schöne Schilderung der Wallfahrt (Chron. 2. 14.) in den Text aufzunehmen.

154) Otto de St. Blas. c. 23. Godofred. Col. ad a. 1115. Die Nachricht (Vita Alexand. p. 464), daß der Kaiser unter dem trügerischen Vorwande der heiligen Zeit Waffenstillstand geschlossen und dennoch angegriffen habe, ist eine Frucht des Parteihasses. Ein Grundzug Friederichs war ungeheuchelte Gottesfurcht.

155) Sittliches Ehr- und Volksgefühl, Gerechtigkeit und Freiheit waren die Grundsäulen des Teutschen Reiches, und trotzten so lange den Stürmen der Jahrhunderte, bis die erste Tugend durch den Flitterstaat stehender Heere cavalièrement zusammenschrumpfte, die zweite am Genuß der süßen Selbstherrschaft (Autonomie) erstickte, die dritte unter dem Drucke anwachsender Gesetze und Verordnungen erlahmte, die vierte endlich, welche ohne ihre Schwestern nicht leben mochte, in freiwillige Verbannung zog. Die gegenwärtige Zeit will jene Tugenden in das Leben zurückrufen; daher können nur arge Unwissenheit oder kalte, niemals von einem lebendigen Gefühle ergriffene Selbstsucht, die ehrwürdige Reichsidee antasten und verkleinern, d. h. ihre Möglichkeit für die Gegenwart (nicht auf heute und übermorgen beschränkt) geradezu läugnen. Solche Menschen haben nur Glauben an das, was sie mit Händen greifen und mit eigenen Augen sehen. Wer die Bekanntschaft dieser Menschenart machen will, der werfe einen Blick in die Zeitschrift Ueberlieferungen, deren Herausgeber, Teutschlands Vellejus Paterculus (denn Tacitus ehrwürdigen Namen trägt schon der Luzerner Andre (Ueberlieferungen S. 451), und Livius war Pompejaner), den verfolgten Feinden des Deutschthums unentgeltliche Herberge gestattet („ein curtus Judaeus

weibt das Jahr 1817 ein," Ueberlieferungen 1. Heft), und mit frommen, universalhistorischen Trostgründen wider den unruhigen, groben Zeitgeist zu Hilfe eilt! Glück zu der Fahrt! denn Mala soluta navis exit alite etc.

156) Dies möchte aus der frühern Geschichte des Welfischen Hauses, besonders zu den Zeiten Heinrichs IV. erweislich seyn.

157) Gobelin in Cosmodrom. ap. Meibom. tom. I.

158) Vita Alex. p. 466.

159) Arnold Lubec. im Chron. Slavor. l. 2. c. 20.

160) Otto de St. Blas. p. 882. ap. Muratori t. VI.

161) Muratori antiq. tom. 3. p. I. p. 71.

162) Sire Raud. p. 1191. Otto de St. Blas. c. 23, welcher 100,000 Mann nennt, übertreibt offenbar.

163) Die Anrede der Teutschen Abgeordneten (S. 180 des Textes) liefert Card. Arag. im vita Alexandri p. 468. Hauptquelle unserer Beschreibung des Kongresses zu Venedig war Romuald. salern. ap. Muratori tom. VII. Der endliche Friede zwischen Kirche und Reich machte auf das zwölfte und folgende Jahrhundert einen so tiefen Eindruck, daß Dichtung und Kunst das merkwürdige Ereigniß zu verherrlichen suchten. Während eine Nürnberger Chronik meldet, die Venetianer, einverstanden mit dem Pabst, hätten Otto, des Kaisers Sohn, durch schöne Jungfrauen in Gefangenschaft gebracht und zum Preis der Auslösung Frieden begehrt, nahm die Sage bei den Italiänischen Schriftstellern eine wahrhaft abentheuerliche Richtung. Pabst Alexander fliehet vor dem Grimm des Teutschen Kaisers, und dient lange Zeit unerkannt zu Venedig als Gärtner. Endlich entdeckt ein frommer Pilgrim den heiligen Vater; der Doge, die Räthe, Edle und Bürger nahen in Demuth und bieten Schutz an. Bald darauf zeigt sich eine Flotte von 75 Segeln und begehrt die Auslieferung des Pabstes. Da greift der Doge Ziani mit Erbitterung an, und gewinnt nebst 60 Fahrzeugen viele Gefangene, unter ihnen des Kaisers Sohn, Otto. Alexander zieht hierauf dem siegreichen Helden entgegen, wünscht Glück und überreicht einen goldenen Ring, also sprechend: „Nimm ihn hin, Ziani, und mach' dir auf meinen Befehl durch dieses Pfand die See verbindlich!" (Crusius Schwäbische Annalen Th. 1. S. 641.) Darauf schließt der

Kaiser Frieden; aber als er sich zum Fußkusse nähert, wird der Pabst grimmig und tritt den Nacken des Reichsoberhauptes u. s. w. Vergleiche mehrere gelehrte Abhandlungen in Wegelin's thesaurus rerum Suevicarum tom. 2.

164) Arnold Lubec. l. 2. c. 29.

165) Dies ist wahrscheinlich die Verdammungsformel. Vergl. Hauschilder's gerichtliche Verfassung der Teutschen S. 180.

166) Arnold l. 2. c. 29. und Pfister's Geschichte von Schwaben Th. 2. S. 226. coll. Chron. Ursperg. p. 227.

167) Denn nach Friederichs eigener Verfügung sollte zwischen dem Urtheil und der Vollstreckung desselben ein Jahr verfließen. Feud. 5. 10. „Si quis autem a proscriptione et excommunicatione similiter non fuerit absolutus intra annum et diem universo jure, honore et legalitate privatus habeatur." Coll. Schwabenspiegel c. 176.

168) Darum verglichen es die Zeitgenossen mit einem Rosse, welches wilde Thiere zerreissen. Büntink (Braunschweigische Chronik S. 71) drückt sich also aus: „Der wilde Bär, nämlich der Fürst von Anhalt, kriegt den Kopf davon; der Leu, nämlich der Herzog von Braunschweig, behält das Herz; der Luchs, nämlich der Herzog von Baiern, kriegt ein Bein; der beissende Hund, der Landgraf von Hessen, ein Hufeisen; die reissende Sau, der Graf von Holstein, läuft mit der Lunge weg u. s. w. — Ein tiefes Urtheil hat Joh. v. Müller „Weltgeschichte Th. 2. S. 240" über die Zersplitterung des alten Herzogthums ausgesprochen. — Ueber den Reichstag in Regensburg vergl. Chron. Reichersb. p. 251.

169) Ueber Meranien vergl. Zschokke's Baierische Geschichte Th. 1. N. 265.

170) Cfr. Riccius Stadtgesetze S. 81 über Lübek's Aufblühen; die Belagerung schildert Arnold l. 2. c. 35.

171) Otto de St. Blas. c. 22 — 24.

172) Denn er lebt noch jetzt im Gedächtniß seines Volks.

173) Schmidt's Teutsche Geschichte Th. 4. S. 315.

174) Oelenschläger's Erläuterungen zur goldenen Bulle S. 166.

175) Otto Frising l. 2. 6.

176) Arnold. Chron. Slav. l. III. c. 18. „Non facile mutari possunt, quae ex longa antiquitate usus in consuetudinem vertit.

177) Ueber das Staatsrecht unter Friederich I. vergl. Wegelin's thesaurus rerum Suev. t. 2. p. 307.

178) Den Beweis dieser Ansicht findet man in mehreren zerstreuten Nachrichten. Vor Tortona will der Kaiser einen gemeinen Kriegsmann in den Ritterstand erheben. Otto Fris. l. 2. 19. u. l. I. 13. Die Aeusserung des Chron. Ursperg. ad a. 1189, daß der Kaiser die Söhne der Bauern und Geistlichen von der Aufnahme in die Ritterschaft ausgeschlossen habe (Oelenschläger's Urkundenbuch 2. 48) zeugt sicherlich nicht wider uns; denn jenes Gesetz hob einen Mißbrauch auf. Vergl. S. 220 dieser Geschichte K. Friederich's.

179) Lehmann. Speierische Chronik S. 231.

180) Dieselbe S. 256 oder B. IV. c. 8, verglichen mit B. 2, c. 17.

181) Halthaus gloss. med. aev. s. h. v.

182) Lehmann S. 75.

183) Oelenschläger zur goldenen Bulle S. 301. Lehmann S. 245 und 247: über den Vicedom derselbe B. 2. c. 23.

184) Halthaus s. h. v.

185) Lehmann l. 2. c. 22, wo von dieser ursprünglichen Bestimmung der Name abgeleitet wird, und B. IV. c. 19.

186) Freiheitsbrief der Stadt Speier bei Lehmann B. 5. c. 69.

187) Arimanni bei den Wälschen. S. Oelenschläger S. 307. Ueber den [illegible]terlichen Kreis der Schöpfen vergleiche Lehmann S. 87. 234 b, besonders 261 a mit Mösers Geschichte von Osnabrück Th. 1. S. 220 der Berliner Ausgabe vom Jahr 1780.

188) Der Beweis dieses wichtigen Satzes liegt in mehreren Urkunden des zwölften Jahrhunderts. So gestattet Lothar der Stadt Straßburg im Jahre 1129 „Concedimus, si aliquis adversus aliquem (civium nostrorum) aliquid habuerit, infra civitatem coram ipsius civitatis judicibus eum impetat." (Schilter's Ausgabe der Straßburger Chronik S. 731); so vergönnet Heinrich V. im J. 1119 der Speierischen Bürgerschaft die Wahl von zwölf Verwesern, quorum consilio civitas gubernatur; (Cfr. Lehmann B. 5. c. 69. S. 496 mit S. 253, 247, 261; so

nennen die Artikel der Stadt Freiburg im Breisgau vom Jahr 1118 vierundzwanzig Rathsherren, nach dem Muster Köln's eingesetzt. (Vergl. Freiburger Chronik bei Königshoven, ed. Schilter. S. 12 und Oelenschläger S. 306.)

189) Lehmann S. 82, 311, 277.

190) Derselbe S. 279.

191) Königshoven S. 306.

192) Otto Frising. de gestis Friderici l. 2. c. 28.

1) Lehmann S. 247.

2) Diss. de juribus Aug. Vindel. ap. Wegelin. tom. IV. p. 93.

3) Riccius Stadtgesetze S. 86.

4) Lehmann S. 248.

193) Derselbe S. 274 b.

194) Haupttugenden des Richters, nach Lehmann S. 270.

195) Derselbe B. 2, 37 und 4, 14, verglichen mit Oelenschläger S. 304.

196) Cornerus ap. Leibnitz. SS. rerum Brunsvic. t. 2. p. 750. Chron. picturat. ad a. 1182. ap. Leibnitz. t. 3. p. 357.

197) Lehmann B. 4. c. 22. und Krause's Schwäb. Annalen Th. 1. S. 644.

198) Manche Städte erhielten Begünstigung zum offenbaren Schaden der Ritterschaft. Innerhalb des Gebiets von Pegan durfte z. B. kein Adelicher wohnen.

199) Radevic. l. 2. c. 7. Oelenschläger S. 307. Im Jahr 1161 wurden die Zünfte der Stadt Trier aufgehoben. Dipl. a. 1161 bei Hontheim hist. Trevireus. t. I. p. 594, in Hüllmann's Geschichte der Stände Th. 3. S. 142 angezogen.

200) Die Stadt Hamburg wird z. B. ermahnt, strenge auf richtiges Maas und Gewicht zu halten. Dipl. a. 1189. ap. Lambacher Origin. Hamb. p. 25.

201) Vergl. Anton's Geschichte der Landwirthschaft Th. 3. S. 28. und v. Bünau im Leben K. Friederichs I. S. 430.

202) Krause Th. 1. S. 66.

203) So erklärt sich K. Wenzel. Cfr. Oelenschläger's Urkundenbuch Nro. 25.

204) Krause Th. 1. S. 666, verglichen mit Oelenschläger S. 202.

205) Radevic. l. 2. c. 14. Lehmann S. 442.

206) Lehmann S. 442. nach Wippo.

207) Epistola Friderici I. ap. Muratori Scriptores rerum italic. t. VI. p. 605.

208) Vergleiche über diese Schrift, welche vielleicht noch in einer Klosterbibliothek vorhanden ist, Moser zu Krause's Annalen Th. 2. S. 26.

209) Die Verse, mit welchen Friederich im J. 1154 Provençalische Sänger begrüßt haben soll, hat Sismondi literature du midi Th. 1 abdrucken lassen; sie lauten:

Plas mi cavalier francez
E la donna catalana,
E l'ourar del ginoes,
E la court de castellana,
Loui (ich liebe) cantar provençalez,
E la danza trevisana,
E lou corps aragones.
E la perla juliana
La maus e kara d'Angles
E lou donzel de Toscana.

Ueber die Aechtheit dieser scherzhaften Reime wage ich, aus Unkenntniß der Provençalischen Poesie, nicht zu entscheiden. Von der Hagen und Friederich von Raumer halten den K. Friederich II. für den Verfasser oder wenigstens Rhapsoden.

210) Radevic. l. 2. 76. Den Pallast in Hagenau beschreibt urkundlich Schoepflin Alsatia illustrata p. 356.

211) Radevic. l. l. — Uebrigens hoffe ich die großen Mängel dieses sechsten Kapitels durch ein genaueres Studium der Urkunden, an welchen Südteutschlands Stadtarchive reich seyn müssen, binnen etlichen Jahren verbessern zu können.

212) 1186 wurde die Gerichtsbarkeit der Mailänder erweitert. Cfr. Sigon. l. XV. p. 344.

213) Ueber den Kreis der städtischen Gerichtsbarkeit vergl. Sigonius l. IV. p. 339.

214) Diesen Satz hat die Folgezeit bestätigt.

215) Arnold. Lub. Chron. Slavorum l. 3. c. 9. Der Rangstreit schildert die damalige Sinnesart und hat deshalb in der Geschichte eine Bedeutung.

216) Otto de St. Blas. c. 26.

217) Die Kaiserkrönung Heinrich's wird durch glaubwürdige Zeugen bestätigt. Vergleiche von Bünau „Leben Kaiser Friederichs I. S. 299.

218) Sigonius l. XV. p. 344.

219) „Frixorium Cremonensium.“ Cfr. du Fresn. s. h. v. Ueber den Reichstag zu Gelnhausen vergleiche Arnold Chron. III. 17.

220) Quellen dieser Erzählung waren Boaddin „Vita Saladdini (in Schiller's Memoiren Th. 3. . . .) Arnold. Chron. 3. c. 23 — 27. Chron. Ursperg. p. 298. Bei der Angabe des Schlachttages folgte ich Wilcken. Vergl. desselben Commentatio de bellorum cruciatorum ex Abulfeda historia p. 139. Das Chron. Reichersbergens. p. 259 nennt den 3. Juli 1187.

221) Arnold. l. l.

222) Exped. Friderici in Canisii lectiones tom. III. p. 2. p. 505. u. 504.

223) Otto de St. Blas.

224) Chron. rhythm. ap. Leibnitz. SS. rerum Brunsvicens. tom. III. p. 69 und Krause Schwäb. Annalen Th. 2. S. 661.

225) Friedbrief bei Oelenschläger S. 127 des Urkundenbuchs.

226) Die Hauptquelle für den Kreuzzug ist der Nro. 222 genannte anonymus, mit welchem Tagenov's Bericht verbunden werden muß.

227) Anonymus.

228) Derselbe S. 517.

229) Derselbe S. 521.

230) Derselbe. Myliches ist der Arabische Kotboddin, wie aus Boadin erhellt. Cfr. Godofred. Mon. p. 259.

231) Anonym.

232) Arnold. Lubec. III. 33.

233) Chron. S. Aegidii ap. Leibnitz. SS. rerum Brunsvic. t. III. p. 587. und Chron. Engelhus. t. II. p. 1105.

234) Ueber den Tod des Kaisers vergleiche anonymus bei Canisius, Arnold. Lubec. im Chron. Slavorum lib. III. c. 33. Damit stimmt auch Boaddin überein. Die verschiedenen, oft abweichende Nachrichten hat v. Bünau S. 334 gesammelt und beurtheilt. — Der Tod Friederich's machte einen tiefen Eindruck auf Mit- und Nachwelt; noch jetzt geht (wie mir ein Freund versicherte) bei den Bewohnern des Thüringer Waldgebirges die bedeutende Sage, daß der Kaiser, umgeben von seinen Rittern, in einem hohen, unterirdischen Saale wohne, und die Zeit erwarte, auf der Oberwelt von neuem mächtig zu herrschen. Omen accipio.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler.

Seite	X.		statt Reimstag, lies Reichstag.
—	10.	Zeile 5.	statt 1162, l. 1062.
—	16.	letzte Zeile	st. ihre, l. ihre Kraft.
—	25.	Zeile 5.	st. Jungfern, l. Jungfrauen.
—	25.	— 32.	— entbrennete, l. entbrannte.
—	27.	— 6.	streiche vor seiner letzten: „zu“
—	27.	— 11.	st. Unlust, l. Urlug (Bürgerkrieg).
—	37.	— 7.	— in der Mehrheit, l. in Wahrheit.
—	37.	— 21.	— Jünglings, l. Jungleins.
—	38.	— 25.	— Longobargen, l. Longobarden.
—	38.	— 20.	— Ebentheuer, l. Abentheuer.
—	48.	— 16.	— kennet, l. erkennet.
—	90.	— 19.	setze man vor Martinus Gosia: Bulgarus.
—	93.	— 30.	l. Eide.
—	95.	— 24.	st. Trezzio, l. Trezzo.
—	98.	— 8.	— großmüthiger, l. großmächtiger.
—	108.	— 16.	— Botterien, l. Batterien.
—	116.	— 14.	— Navarenser, l. Novarenser.
—	123.	— 12.	v. u. st. Aufnehmer, l. Aufnehmen.
—	124.	— 8.	st. Viagentino, l. Vigentino. statt. Lendriano, l. Landriano.
—	126.	— 7.	v. u. st. Penedist, l. Pendist.
—	146.	— 14.	l. Priesterschaft.
—	148.	— 4.	st. Veränderung, l. Verminderung.
—	152.	— 1.	l. unter den Herzogen.
—	152.	— 23.	l. Frieden.
—	154.	— 18.	l. reisigen.
—	160.	— 19.	st. erstreckte, l. erstarkte.
—	164.	— 19.	— Nur mit Mühe wurde es, l. Dieses wurde nur.
—	172.	— 32.	l. Kaisers.
—	176.	— 9.	v. u. st. Jordaues, l. Jordanes.
—	178.	— 23.	— — Weinmonats, l. Maimonats.
—	184.	— 9.	— — diese aber entschuldigten sich, und, l. diese aber erhoben.

Kleinere Fehler, die leicht zu erkennen sind, bittet man den geneigten Leser selbst zu verbessern.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kortüm, Friedrich

Kaiser Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden

Aarau 1818

Bibl.Mont. 2738
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10720989-1